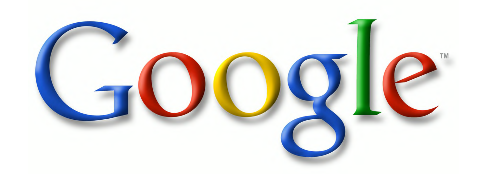




G. Wustmann

Gute Hausbücher aus demselben Verlage

Die Käufer der „Sprachdummheiten“ mögen auf ein andres von ihrem Ver-
faff … einen
Vo … köstliche
An



Pr … bunden
… Freude
err … lrt, die
un … undene
Lie … haltung
im … ile aus
ein … ntweder
selb … ch einst
erb … esetzten
Ha … er doch
ger … e Grille
san … isguter
Ju … uschend
sch … ütte —
Bei … ich —
Bie … gen —
Wo … llt' er
wo … n Ver-
bre … vielen
äh … andre
ger
… einem
zw … en, ein
dri … rüstet
die … un die
Fr … ? Da
beh… nicht; es klingt wie aus der Sentimentalitäts- oder Geniezeit, sagt ein andrer; es wird wohl aus einem Musenalmanach von anno 1775 bis 1780 sein, meint ein dritter; o nein, es ist aus der Goethe-Schillerzeit, so wenig es auch schillerisch oder goethisch klingt, erklärt ein vierter; es ist im echten Biedermeierton, behauptet ein fünfter, der mit dem Worte Biedermeier in der Poesie eine ähnliche unklare Vorstellung verbindet, wie viele Leute in der bildenden Kunst mit dem Worte Zopf. Wer hat nun Recht? Kann niemand das Gedicht herbeischaffen? Weiß keiner, wo es etwa gedruckt sein könnte?

Da ist es in den meisten Fällen recht schwer, zu helfen. Ganz vereinzelt finden sich solche „altmodische“ Gedichte wohl auch noch in unsern heutigen Antho-logien. Von … lert, H…), Claudius u. a. muß man doch Schande halber auch … noch so „zopfig“ klingen; werden doch … geschichte gepriesen! Mehr noch stehen,

sogar mit Melodien versehen, mitten unter alten Volksliedern und allerhand zweifelhaften modernen Erzeugnissen, in dickleibigen musikalischen Liedersammlungen. Handelt sichs um eine einzelne Zeile mitten aus einem Gedicht, so geben wohl Nehrys „Citatenschatz“ und Büchmanns „Geflügelte Worte“ wenigstens über die richtige Lesart und über die Herkunft Aufschluß, und ein prächtiges, nicht genug zu preisendes Buch: „Unsere volkstümlichen Lieder“ von Hoffmann von Fallersleben, verzeichnet sogar von Hunderten solcher Lieder die Anfangszeilen alphabetisch geordnet und giebt genaue litterarische Nachweise dazu. Aber wer schafft die Lieder selbst herbei? Die meisten standen in alten Deklamationsbüchern und in den Sammlungen, die am Ende des vorigen und zu Anfang unsers Jahrhunderts zu allerhand lehrhaften Zwecken für die Jugend zusammengestellt wurden. Aber wo sind diese Bücher geblieben? Die gute Tante mag wohl noch eins besitzen, sie hat uns ja, als wir noch Kinder waren, oft etwas deklamirt. Gewiß steckt auch noch eins — zerlesen und zerfetzt — in der großen Bücherkiste, die auf dem Boden steht. Aber wer hat Lust, darnach zu suchen?

Die unleugbare Lücke, die hiermit angedeutet ist, füllt diese Liedersammlung aus. Sie umfaßt die Zeit von etwa 1740 bis 1840 und zerfällt in drei Abteilungen. Die erste Abteilung enthält **Fabeln und Erzählungen**, die zweite die eigentlichen **Lieder** und verwandtes, die dritte: **Vom Theater** bringt alles, was aus Schauspielen, Singspielen, Operetten und Opern volkstümlich geworden ist. Innerhalb jeder der drei Abteilungen herrscht streng chronologische Anordnung; jedes Gedicht trägt die Jahreszahl seiner ersten Veröffentlichung. Die Fabeln und Erzählungen beginnen mit Hagedorns „Johann der muntre Seifensieder“ 1738 und endigen mit Hoffmanns von Fallersleben „Wettstreit“ 1835 (Der Kuckuck und der Esel). An der Spitze der zweiten Abteilung steht das Lied, das schon der junge Goethe, als er im Elsaß Volkslieder sammelte, als beliebtes Modelied vorfand: „Ich liebte nur Ismenen,“ am Schlusse Feodor Löwes „Fahnenwacht“ (Der Sänger hält im Feld die Fahnenwacht) Die dritte wird eröffnet mit dem Liedchen aus Chr. F. Weißes Singspiel: „Der Teufel ist los“ 1761: „Ohne Lieb' und ohne Wein“ und beschlossen mit der Arie der Hulda aus Kauers „Donauweibchen“: „In meinem Schlosse ist's gar fein.“ Diese Grenzen werden den reichen Inhalt der Sammlung ahnen lassen. Dabei ist aber die Auswahl keineswegs, wie in so vielen Anthologien, mit unnützem Ballast beschwert; sie wird kaum zwei oder drei Nummern enthalten, die der eine oder andre Leser für entbehrlich halten möchte.

Außer der chronologischen Anordnung, die allein schon der Sammlung neben ihrem inhaltlichen Reiz auch einen litteraturwissenschaftlichen Wert verleiht, zeichnet sie sich durch größte Korrektheit des Textes (der in den meisten Fällen direkt auf den ersten Druck, in andern wenigstens auf die besten erreichbaren Quellen zurückgeht) und durch reiche, in einem Anhang beigegebene litterarische Nachweise aus. Für die Gründlichkeit und Zuverlässigkeit dieser wissenschaftlichen Seite des Buches bürgt der Name des Herausgebers.

Die allerliebste Ausstattung schließt sich möglichst getreu der Zeit an, die verhältnismäßig am reichsten in der Sammlung vertreten ist, der Sentimentalitäts- und Genieperiode, kunstgeschichtlich gesprochen dem Rokoko. Das Buch ist mit einer Schriftgattung und in einer typographischen Anordnung aus der Zeit um 1770 gedruckt und mit zierlichen Kopfleisten und Schlußstücken im Rokokogeschmack und einem durch Kupferplatte hergestellten Titelblatt geschmückt. Es ist so recht ein Buch für Jung und Alt, **für die Alten aber, für Großvater und Großmutter, für den alten Onkel und die alte Tante ist es ganz besonders das hübscheste Geschenkbuch, mit dem man sie erfreuen kann.**

Das „Großvaterbuch“ bildet das Anfangsglied einer Reihe von andern Anthologien, die, alle im Zusammenhang stehend und einander ergänzend, im gleichen Format gedruckt, in demselben Verlage erschienen sind. Es sind das die Sammlungen:



Allerhand Sprachdummheiten

Kleine deutsche Grammatik
des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen

Ein Hilfsbuch für alle
die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen

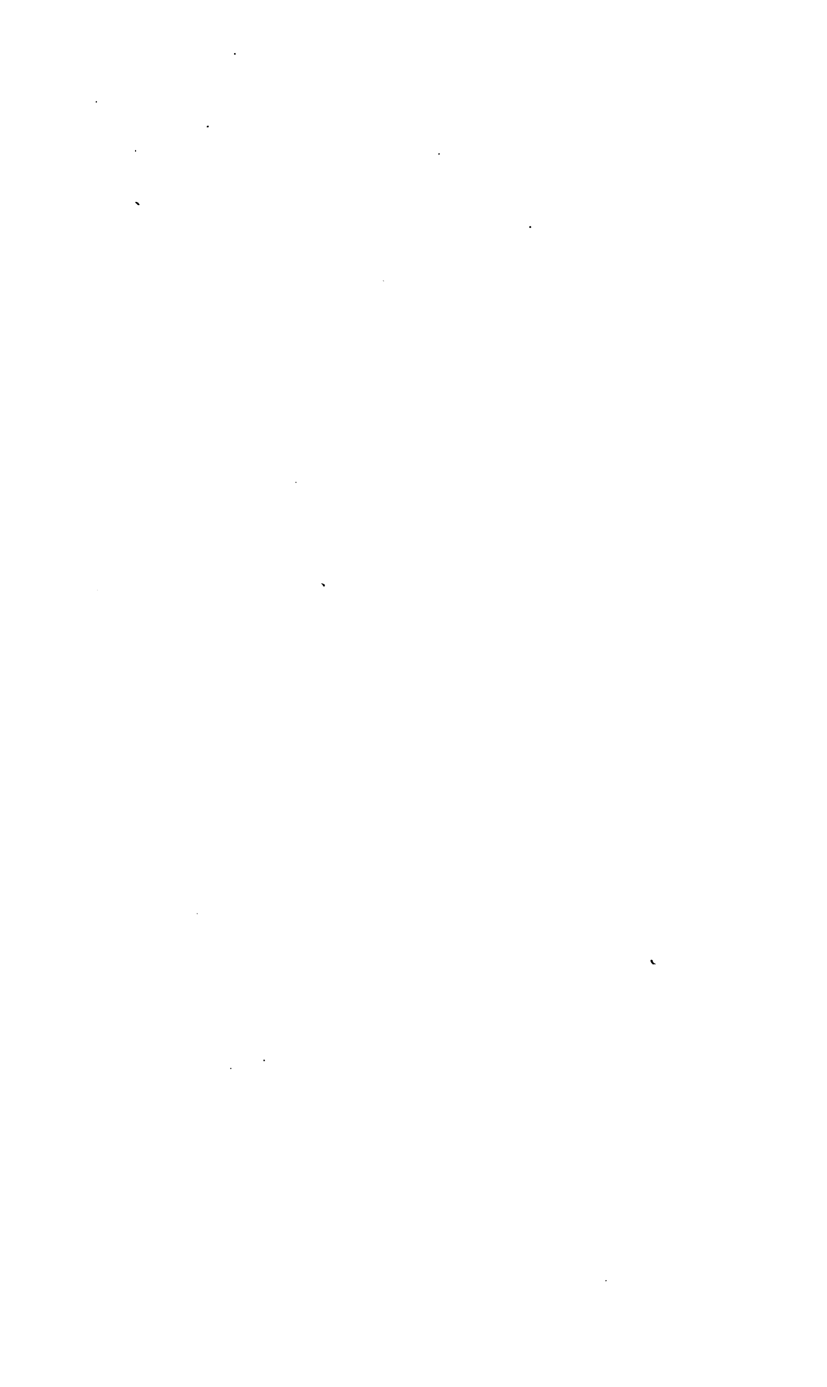
Von

Dr. Gustav Wustmann
Stadtbibliothekar und Direktor des Ratsarchivs in Leipzig

Fünftes Zehntausend

Leipzig
Fr. Wilh. Grunow
1892

Einleitung



Einleitung

Seit einigen Jahren sind uns plötzlich die Augen darüber aufgegangen, daß sich unsre Sprache in einem Zustande der Verwilderung befindet. Zwar einige wenige haben schon länger darum gewußt, haben auch warnend und mahnend ihre Stimme erhoben; in den letzten zwanzig Jahren ist eine ganze Reihe von Schriften erschienen, die, bald ruhig aufklärend und belehrend, bald leidenschaftlich scheltend und kämpfend, auf allerhand Mißstände in unsrer Sprache aufmerksam gemacht haben. In engern Kreisen hat wohl auch die eine oder die andre dieser Schriften gutes gewirkt. Im ganzen aber haben sie doch wenig genützt, das Übel ist mit jedem Jahre schlimmer geworden und macht reißende Fortschritte.

Jeder Gebildete weiß, daß die Sprache etwas lebendiges ist, daß sie daher, wie alles lebendige, in fortwährender Veränderung begriffen ist. Manche sagen, diese Veränderung sei eine Entwicklung zu immer höherem und vollkommnerem, andre wollen einen Verfall darin sehen. Sie haben beide Recht: eins geht eben ununterbrochen neben dem andern her, altes stirbt ab, dafür blüht neues auf, des einen Tod ist des andern Leben. Von der gotischen Bibelübersetzung des Wulfila an bis herab auf die Erzeugnisse unsrer heutigen Tagespresse zieht sich eine ununterbrochne Sprach-

entwicklung hin. Deutsch ist alles: das Nibelungenlied, die Lieder Walthers, Luthers neues Testament, der Simplicissimus, Lessings Laokoon, Goethes Werther, der letzte Gartenlaubenroman. Aber welche Unterschiede dazwischen! Nicht bloß Luthers, selbst Lessings Sprache mutet uns heutige schon fremdartig an, bedarf für den, der keine tiefern sprachgeschichtlichen Kenntnisse hat, schon vielfach der Erklärung; was vollends über Luther zurückliegt, erscheint uns schon fast wie eine fremde Sprache, die übersetzt werden muß, um verstanden zu werden. Daß aber diese Umbildung jemals stillstünde, ist ganz undenkbar, sie wird auch in Zukunft weitergehen, in hundert Jahren wird abermals ein andres Deutsch gesprochen und geschrieben werden, als heutzutage.

Ältere Leute folgen der Umbildung der Sprache gewöhnlich mit Widerstreben, sie hängen an der Ausdrucksweise, die sie sich in ihrer Kindheit und Jugend angeeignet haben; die Jüngern werden immer bereit sein, sich dem neuen anzuschließen. Nun sind aber alle Urteilsfähigen — auch die Jüngern unter ihnen — darüber einig, daß sich jetzt die Umbildung unsrer Sprache nicht nur mit einer Schnelligkeit vollzieht, die in aller Sprachgeschichte nicht ihresgleichen hat, sondern sie haben auch dabei in viel höherm Grade den Eindruck des Verfalls als den der Entwicklung. Richtiges wird durch falsches, schönes durch häßliches verdrängt; fast jeder Tag gebiert neues, was den Freund der Sprache mit Trauer, ja mit Zorn erfüllt.

Wenn man in einem der zahlreichen Dutzendromane oder einer der zahlreichen deutschen Zeitschriften aus den dreißiger Jahren unsers Jahrhunderts blättert, so findet man dort ein Deutsch, das gegen unsre heutige Schriftsprache geradezu klassisch erscheint; es ist, als ob auch auf dem unbedeutendsten Aufsatze jener Zeit noch ein Abglanz von unsrer großen Litteraturperiode am Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts ruhte. Fast überall tritt uns eine zwar fremdwörterreiche, aber doch grammatisch reine und richtige Sprache, ein leichter, flüssiger Stil, ein einfacher, klarer, über-

sichtlicher Satzbau entgegen. Pfuscher und Schmierer hat es immer gegeben, auch damals; aber der Gesamteindruck der damaligen litterarischen Erzeugnisse ist doch, was die Sprache betrifft, durchaus erfreulich. Unsre heutige Sprache erscheint dagegen nicht nur durch und durch anders, sie erscheint geradezu wie verkommen und verrottet. Wohin man blickt, sieht man jetzt Unbeholfenheit und Schwerfälligkeit, Schwulst und Ziererei, und was das traurigste ist, eine immer ärger werdende grammatische Fehlerhaftigkeit.

Unsre Sprache schleppt ohnehin aus alter Zeit noch die Fesseln einer unnatürlichen Schreibsprache mit sich — Schreibsprache, nicht Schriftsprache! —, dazu die Reste einer umständlichen, wortreichen, gespreizten Kanzleisprache. Eine besondre Schriftsprache hat ja jede gebildete Sprache, und sie ist durchaus berechtigt. In der Umgangssprache läßt man sich gehen, da bildet man vielfach keine wirklichen Sätze, man unterbricht sich, kehrt zurück, schiebt ein, braucht auch Wörter, die zu schreiben man Bedenken tragen würde — kurz, man bewegt sich da wie im bequemen Hauskleide. In der Schriftsprache nimmt man sich zusammen, da legt man das Straßen- oder Gesellschaftskleid an. Dennoch ist nichts in der guten Schriftsprache, was nicht in der lebendigen Sprache wäre. Wer in der Unterhaltung gute Schriftsprache spräche, würde nicht auffallen, höchstens angenehm auffallen. Ganz anders die Schreibsprache, das Tintendeutsch, der papierne Stil, wie man sie neuerdings auch genannt hat, jene wunderliche schriftliche Ausdrucksweise, die nie gesprochen, sondern immer nur geschrieben wird, und die ausschließlich eine Eigentümlichkeit der deutschen Sprache ist. Die Schreibsprache hat sich eine Menge von Dingen zugelegt, die es in der lebendigen Sprache überhaupt nicht giebt; sie schreibt stets welcher für der, in welchem für worin, derselbe für er, auf demselben für darauf, woselbst für wo, sie bringt die Gliedmaßen der Sprache in eine verzerrte und verkrampfte Stellung, schreibt: und hat das Direktorium nach reiflicher Erwägung sich entschlossen — statt: und

das Direktorium hat sich nach reiflicher Erwägung entschlossen u. s. w. Gleicht die lebendige Sprache der Skizze, die trotzdem deutlich, ja in ihrer Art schön sein kann, gleicht die gute Schriftsprache der sorgfältig ausgeführten Zeichnung, so gleicht die Papiersprache der Karikatur.

Was man Kanzleisprache, Amtsstil, Aktendeutsch nennt, ist nicht schlechthin dasselbe, wie jene Papiersprache. Alles, was der Papiersprache angehört, gehört natürlich auch dem Amtsstil an, das ist wohl selbstverständlich; aber der Amtsstil ist mehr als die Papiersprache, er hat daneben noch seine besondern Eigentümlichkeiten, er liebt es, sich in die Brust zu werfen, sich breit und wichtig auszudrücken, er hat ein erstaunliches Geschick, die einfachsten Gedanken unter einem unverständlichen oder schwerverständlichen Wortschwall zu vergraben, er hat auch sein besondres Wörterbuch. Er hat sich zwar im Laufe der Jahrhunderte schon sehr zu seinem Vorteil verändert, er ist um vieles einfacher geworden, er hat sich der sonst üblichen Schriftsprache bedeutend genähert. Die Zeiten liegen weit zurück, wo der Aktenmensch den Gedanken: ihr werdet euch erinnern — noch so ausdrückte: Ew. Wohl- und Hochedelgeboren werden in unentsunkenem Andenken ruhen — oder einem mitteilte, daß nach seiner ohnzielsetzlichen Meinung Dero Anherokunft nunmehro nicht mehr nötig sei. Aber es ist ihm auch heute noch eine Kleinigkeit, den Gedanken z. B., den der jüngere Seneca in die schlichten Worte gekleidet hat: non scholae, sed vitae discimus — in eine Periode einzuhüllen, wie folgende: die größere Zahl der Kandidaten ist keineswegs von dem Gedanken durchdrungen, daß die Vorbereitung nicht bezwecke, den Prüfungen zu genügen, sondern den Anforderungen, welche jeder in den höhern Justizdienst eintretende an sich selbst zu stellen genötigt ist, wenn anders er seinen Beruf voll zu erfüllen in der Lage sein will —, und auch heute noch verschmäht er eine Menge von Wörtern, die der gewöhnliche Sterbliche unbedenklich braucht, sagt statt lassen, nennen und kaufen stets: belassen, namhaft machen und käuflich

erwerben, redet noch immer von einem in einer Straße belegnen Hause und von behobnen Verkehrsstörungen, obwohl es weder ein Zeitwort beliegen noch ein Zeitwort beheben giebt,*) setzt zu tausenden von Hauptwörtern thörichte, inhaltslose, zum Teil auch falsch gebildete Flickwörter, wie bezüglich und diesbezüglich (!), die man überall wegstreichen kann, ohne den Sinn im mindesten zu verändern,**) redet von Behuf, entraten, unterstellen und gemeint sein (das Provinzialschulkollegium ist nicht gemeint, diese Gepflogenheit weiter um sich greifen zu lassen), wo andre Leute Zweck, entbehren, annehmen, die Absicht haben sagen, schreibt niemals: in Berlin, sondern stets: zu Berlin, niemals: wer, sondern immer: derjenige, welcher, niemals: wenn, sondern immer: falls oder dafern, niemals: öfter, breiter, näher, sondern stets: des öfteren, des breiteren, des näheren und würde sich etwas zu vergeben glauben, wenn er jemals statt thunlich und unthunlich (man beachte das schöne n!) so gemeine Alltagswörter brauchen wollte, wie möglich und unmöglich. Mit manchen seiner Lieblinge weiß er zwar nichts rechtes anzufangen, wie mit verlautbaren; er weiß nicht, soll er schreiben: es hat etwas verlautbart, oder: es ist etwas verlautbart worden. Aber was thuts? verlautbaren gehört nun einmal in sein Wörterbuch.

Es gab eine Zeit, wo das gute Schriftdeutsch die Fesseln dieser Papiersprache schon einmal ziemlich abgestreift hatte: es war das die Zeit unsrer großen Litteraturblüte etwa von 1770 bis 1830. Seitdem sind wir aber wieder tiefer hineingeraten als je, und dazu greift eine Unsicherheit und Unwissenheit in grammatischen Dingen um sich, die immer beschämender wird. Deutsche Schriftsteller glauben jetzt, sie hätten Genetive gebildet, wenn sie schreiben: die Jugendjahre Friedrich

*) Im vorigen Jahrhundert sagte man auch noch behören und beschehen (statt gehören und geschehen).

**) Zu Anfange dieses Jahrhunderts war das Lieblingsflickwort desfallsig.

des Großen oder: Hilfskasse Leipziger Journalisten, deutsche Schriftsteller können gesonnen und gesinnt, geschaffen und geschafft, gedrungen und gedrängt nicht mehr unterscheiden, sie reden von Hingabe und Aufgebot, wo sie Hingebung und Aufbietung meinen, sie bilden stammelnde Zusammensetzungen wie Soolebad und Kohlezeichnung (statt Soolbad und Kohlenzeichnung), sie reden von stattgefundnen Versammlungen, als ob stattgefunden ein Passivum, von schrittweiser Vervollkommnung, als ob schrittweise ein Adjektivum, von rechts der Elbe, als ob rechts eine Präposition wäre, sie bilden Wörter wie fremdsprachlich (statt fremdsprachig), reden von klanglichen Wirkungen, lautlichen Gesetzen und kulturellem (!) Fortschritt statt von Klangwirkungen, Lautgesetzen und Kulturfortschritt, lallen von Rembrandtschülern und Mozartopern und schreiben: in Ergänzung und in Behindrung, als ob in einen Zweck oder einen Beweggrund ausdrücken könnte! Dabei überschwemmen sie unsre Sprache, entweder aus Gedankenlosigkeit (weil ihnen gerade das vorhandne treffende Wort nicht einfällt) oder aus Eitelkeit (um den Anschein zu erwecken, als ob ihre Gedanken mit den vorhandnen Worten nicht mehr auszudrücken wären), mit einer Unmasse überflüssiger, geschmacklos oder geradezu regelwidrig gebildeter neuer Wörter, können sich auf der einen Seite nicht breit und schleppend genug ausdrücken, machen aus jedem von, bei, zu, mit ein seitens, anläßlich, gelegentlich, vermittelst, aus jedem oder ein beziehungsweise, sagen für ausgeben nur noch: zur Verausgabung bringen, für ausgegeben werden nur noch: zur Verausgabung gelangen, statt: die Aufgabe ist sehr schwierig — stets: die Aufgabe ist eine sehr schwierige, und auf der andern Seite suchen sie etwas in einem wortknausrigen Telegrammstil, wie: Herr Müller-Leipzig. Vor dreißig Jahren hätte man einen Quintaner gedachtelt, der sich einen so gemeinen Fehler wie: am Donnerstag den 10. September hätte zu schulden kommen lassen; heute spricht

und schreibt die Hälfte, vielleicht schon die größere Hälfte aller gebildeten Deutschen so und — hält das für richtig!

Zu dieser Fehlerhaftigkeit und diesem Schwulst aber kommt endlich noch, daß unsre Sprache immer mehr mit Provinzialismen, Gallicismen, Anglicismen durchsetzt wird. Von auffälligen Provinzialismen ist unsre Schriftsprache früher ziemlich verschont geblieben, unsre guten Schriftsteller haben immer ein richtiges Gefühl dafür gehabt, was sich von mundartlichen Eigenheiten für die Schriftsprache schickt, und was nicht. In neuerer Zeit aber haben sich doch ziemlich viele verbreitet, und nicht alle sind so harmlos wie das hannoverische bislang (statt bisher) oder das holsteinische fort (statt weg); eine Anzahl süddeutscher und österreichischer Provinzialismen, wie das häßliche jener (statt der) vor Genetiven, das garstige würde mit dem Infinitiv in Bedingungssätzen, können einem ja fast den Magen umkehren. Die greulichen falschen Formen frägt und frug, die sich von Norddeutschland aus mit erstaunlicher Schnelligkeit nach Mitteldeutschland und neuerdings auch schon nach Süddeutschland verbreitet haben, wo man sich anfangs dagegen wehrte, und so abscheuliche falsche Partizipien wie überführt und übersiedelt (statt übergeführt und übergesiedelt), die nun wieder aus Süddeutschland und Österreich gekommen sind, haben selbst unsre Verbalflexion ins Wanken gebracht, und die aus dem Niederdeutschen stammende garstige Gewohnheit, das Partizipium worden beim Perfectum passivi überall wegzulassen, droht, unsre Sprache geradezu eines Tempus zu berauben.

Über unsre Ausländerei, über diese Erbschwäche des Deutschen, ist schon viel geklagt worden, aber immer vergebens. Der Deutsche mag so alt werden, wie er will, er wird immer und ewig der Affe der andern Nationen bleiben, wird immer das, was andre Völker haben, für besser, feiner und vornehmer halten, als was er selber hat. Wenn er ein paar Monate im Auslande zugebracht hat, so thut er bei seiner Rückkehr, als ob er seine Muttersprache verlernt hätte; bleibt er vollends draußen, so hat er nichts eiligeres

zu thun, als den Deutschen auszuziehen und in der Sprache, den Sitten und den Gebräuchen des Auslandes aufzugehen. Man hoffte, daß darin nach dem deutsch-französischen Kriege eine Wendung zum bessern eintreten, daß sich der Deutsche zu etwas Nationalstolz aufraffen würde. Aber die Hoffnung ist ganz vergeblich gewesen. Die alte Schulmeinung, daß ein „politischer Aufschwung" immer auch das ganze Geistesleben einer Nation emporheben müsse, hat sich bei uns gründlich als Aberglaube erwiesen. Wo ist das nationale Drama, wo ist die nationale Kunst geblieben, die man 1870 erwartete? Sie sollen noch heute kommen. Von politischer Machterhöhung eines Volkes eine Erhöhung und Veredlung seines geistigen Lebens zu erwarten, ist ebenso kindlich, wie wenn man etwa von einer Schule einen großen Umschwung und Aufschwung erwartet, wenn sie aus einem alten, bescheidnen Hause, worin sie jahrhundertelang zugebracht hat, in einen „zeitgemäßen," neuen, prächtigen Schulpalast übersiedelt. Auch da bleibt innerlich und im Kerne gewöhnlich alles beim alten. Nationalstolz liegt nun einmal nicht im Wesen des Deutschen, er fürchtet sich womöglich davor, fürchtet, man möchte ihm am Ende „Chauvinismus" vorwerfen. Wir stecken seit 1870 so tief oder vielmehr tiefer in der Ausländerei als je. Auch von uns gilt das Wort des Horaz: Graecia capta victorem cepit. Trotz aller Bemühungen des Allgemeinen deutschen Sprachvereins ist die Fremdwörterei und namentlich die Sucht, alles französisch zu bezeichnen, eher schlimmer als besser geworden. Das *Gelände* und der *Bahnsteig*, die *Fahrkarten* und die *Briefumschläge* thuns nicht, so lange unsre Geschäftswelt in diesem Punkte aller Einsicht und alles Ehrgefühls bar ist. Schlimmer aber noch als die Fremdwörter sind die Fremdwendungen, jene abgeschmackten Gallicismen, wie: *von langer Hand* (de longue main) vorbereiten, sich auf *dem laufenden* (au courant, d. h. in der Strömung!) erhalten u. ähnl., und das schlimmste, wenn einem Gallicismus zuliebe, wie der gänzlich undeutschen Verbindung eines unflektirten

Personennamens mit einem Appellativum (Buchhandlung Fock) mit verwüstender Hand in unsern Satzbau eingebrochen wird.*)

Zur Franzosennachäfferei aber ist seit einigen Jahren die Engländernachäfferei getreten. Plötzlich wurde das Schlagwort ausgegeben: Französisch braucht man nicht zu lernen, aber Englisch — mit Englisch kommt man durch die ganze Welt! Anfangs schüchtern, nur „fakultativ," wurde an unsern Gymnasien der englische Unterricht eingeführt, aber bald glaubte ihn niemand mehr entbehren zu können. Dann kam der englische Sport, der Rudersport und der Radfahrsport mit all seinen bunten Narrheiten, dann die englische Kleidermode — seit einigen Jahren sieht ja unser großstädtisches Straßenpublikum aus, als ob uns England alle seine dummen Jungen herübergeschickt hätte! — und neuerdings beginnt nun auch die englische Sprache einen bedenklichen Einfluß auf die unsrige auszuüben. Oder wäre etwa das rohe Vorleimen eines Ortsnamens vor ein Appellativum, wie Olympiametope, der greuliche Mißbrauch, der seit einigen Jahren mit unserm Imperfektum getrieben wird, nicht auf Nachäfferei des Englischen zurückzuführen?

Was sind die Ursachen, daß sich in wenigen Jahrzehnten solche Mißstände in unsrer Sprache haben bilden können?

Alle Sprachentwicklung ist ein Kampf, ein fortwährender Kampf zwischen zwei Mächten: zwischen dem schöpferischen Naturtrieb der Sprache selbst und — dem Unterricht. In dem Kinde, das erst reden lernt, ist der Naturtrieb ungezügelt thätig. Das einzige Gesetz, das unbewußt dabei wirksam ist, ist das der Ana-

---

*) Ohne Zweifel hat das Französische auch seinen guten Einfluß auf unsre Sprache gehabt. Woher haben denn die besten deutschen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts ihren klaren, übersichtlichen Periodenbau gehabt, der sich freihielt von aller Schachtelei? Aus dem Lateinischen doch nicht, doch nur aus dem Französischen. Insofern muß man die Lässigkeit, womit das Französische jetzt in Deutschland betrieben wird, bedauern; die Folgen zeigen sich ja auch schon. Aber damit haben die Gallicismen nichts zu thun.

logie. Das Kind nennt alle Dinge, die es noch nicht hat nennen hören, und bildet alle Formen, die es noch nicht hat bilden hören, frischweg nach Analogie. Hat es die weißen Kerne am Weihnachtspfefferkuchen, die ihm daran mißfallen haben, und die es vor dem Essen herausgeklaubt hat, als Mandeln bezeichnen hören, so nennt es fortan jeden Gegenstand, der ihm an einer Speise mißfällt, und den es beseitigt, Mandeln: den Kümmel im Käse, die braunen Wicken unter den grünen Schoten u. s. w. Hat es die schwarzen Zeichen in seinem Bilderbuche Buchstaben nennen hören und es wird eine Bierflasche auf den Tisch gebracht, auf der ähnliche Zeichen ins Glas gegossen sind, so entdeckt es zu seiner Freude an der Flasche Flaschenstaben. Es bildet Sätze, wie: wir haben drei Häse gesehen — der dreite lief in Wald — der Vogel fliegte fort —, weil es hat sagen hören: die Hände, der zweite, er sagte. Ist die Analogie, nach der das Kind bildet, richtig, so läßt man es gewähren; ist sie falsch — und das kommt sehr oft vor —, so greift die Mutter mit lachendem Munde ein und bessert, und so erfährt das Kind, daß es sagen muß: die Hasen, der dritte, er flog, und daß die Buchstaben Buchstaben bleiben, auch wenn sie an einer Flasche stehen. Was ist das aber anders als Sprachunterricht? Wir reden mit Recht von der Muttersprache; von der Mutter vor allem lernt das Kind reden, die Mutter ist es, die den sprachschöpferischen Trieb des kleinen Wesens zuerst leitet und zügelt. Später treten andre Mächte an ihre Stelle: die Schule, die Bücher, das Leben. Aber immer ist die Sprachentwicklung ein Produkt aus zwei Faktoren — ich brauche hier absichtlich die Kunstausdrücke der Mathematik —: des natürlichen Sprachtriebes und des Unterrichts.

Noch in viel höherm Grade greift der Mensch ordnend und regelnd in die Sprache ein, wenn er sich vom mündlichen zum schriftlichen Gedankenausdruck wendet. Ist die Sprache an sich ein Naturerzeugnis, so ist der schriftliche Gebrauch der Sprache geradezu eine

Kunst — welch wichtige Kunst, mag man daraus sehen, daß das Wort Stil*) (ursprünglich der Griffel, das Schreibgerät, stilus) in der Bedeutung von Ausdrucksweise oder Darstellungsweise auf alle andern Künste übergegangen ist. Schreiben ist eine Kunst, davon hat auch der Ungebildetste eine dunkle Ahnung. Der kleine Handwerker oder Geschäftsmann, der sich hinsetzt, um eine Anzeige für die Zeitung zu drechseln, die Dienstmagd, die die Vorbereitungen zu einem Liebesbriefe trifft, sie fühlen, daß sie sich zusammennehmen müssen, daß sie da vor einer Aufgabe stehen, die eigentlich nicht ihre Sache sei. Wollte man sie fragen, worin sie diese ungewöhnliche Aufgabe erblickten, so würden sie antworten, daß man doch „nicht so schreiben könne, wie man spricht!“

Die Sprache ist oft mit dem Pflanzenwuchs verglichen worden, und es ist das in der That der treffendste Vergleich. Dann ist der Sprachlehrer der Gärtner, mit Bast und Schere, Rechen und Kanne. Unsre heutige Sprache aber macht täuschend den Eindruck eines Gartens, um den sich jahrelang kein Gärtner gekümmert hat. Die Beete sind zertreten, auf den Wegen wächst Gras, an Bäumen und Sträuchern wuchern zahllose wilde Schößlinge, schöne Blumen sind entartet, edle Fruchtbäume verkommen.

Wenn, wie wir annehmen, unsre Geistesbildung fortschritte, so müßte doch die Macht des Menschengeistes über den rohen Naturtrieb der Sprache immer größer werden, mit andern Worten: die Umbildung der Sprache müßte sich verlangsamen; zugleich müßte die Sprache immermehr verfeinert und veredelt werden. Statt dessen hat sich die unsrige in den letzten Jahrzehnten immer schneller umgebildet, und dabei ist sie verwildert und verroht.

Dergleichen kann nur geschehen, wenn sich das richtige Verhältnis zwischen den beiden Mächten, die bei der Sprachentwicklung thätig sind und thätig sein

---

*) Von Laien verkehrter Weise noch immer Styl geschrieben, als b es mit dem griechischen στῦλος (Säule) zusammenhinge.

müssen, verschoben hat, wenn die rohe Naturgewalt mächtiger geworden ist als der bildende Menschengeist.

Seit länger als einem Menschenalter ist in unsrer Sprache eine Macht am Werke, die schon unsäglichen Schaden angerichtet hat und auch noch ferner anrichten wird: die Tagespresse. Es mag für alle, die an ihrer Herstellung beteiligt sind, bitter zu hören sein, aber es ist doch die Wahrheit, was schon so oft ausgesprochen worden ist: die Hauptursache der Verwilderung unsrer Sprache, der eigentliche Herd und die Brutstätte dieser Verwilderung sind die Zeitungen, ist die Tagespresse in der Gestalt, die sie seit Einführung der Preßfreiheit (1848), noch mehr seit Einführung der Gewerbefreiheit und vor allem seit der politischen Erregung der Kriegsjahre 1864, 1866, 1870 und der sozialen und wirtschaftlichen Erregung, die darauf folgte, angenommen hat.

Vor fünfzig Jahren gab es in Deutschland noch keine Tagesblätter von unsrer heutigen Art. Die politischen Zeitungen waren reine Nachrichtenblätter, sie brachten nur das, was heute der verhältnismäßig kleine tagesgeschichtliche Teil unsrer Zeitungen bringt, dazu ein wenig Unterhaltungsstoff, ein Geschichtchen, ein paar Anekdoten, und ihre Anzeigen. Für belehrende Aufsätze aus all den verschiednen Gebieten der Wissenschaft, für Besprechung litterarischer Neuigkeiten, für Mitteilungen aus dem Kunstleben, Berichte über neue Werke der bildenden Kunst, über Konzerte und Theatervorstellungen, für Veröffentlichung neuer Erzählungen und Gedichte gab es andre Blätter, die mehr unsern heutigen Wochen- und Monatsschriften glichen. Eins gab es noch gar nicht: die gedruckte politische Kannegießerei, die sich heutzutage als „Leitartikel" und außerdem in so und so viel andern Gestalten, als Korrespondenz, als Parteierguß u. dgl. in jeder Tageszeitung findet. Für diese Zwecke entstanden erst in den vierziger Jahren politische Kampfblätter aller Art, denen aber die Censur das Leben schwer machte, und die meist nur ein kurzes Dasein geführt haben. Alle diese Zeitungen waren klein, eine Nummer umfaßte nur wenige Quartblätter, sie erschienen

auch nicht alle Tage, viele erschienen nur ein paarmal die Woche. Geschrieben aber und herausgegeben wurden sie alle von „Litteraten," wie man damals sagte — heute ein anrüchiges Wort, das aber damals noch etwas von seinem ursprünglichen guten Sinne hatte (homo litteratus) und einen Mann bedeutete, der ordentlich mit der Feder umzugehen wußte, dessen Handwerk es war, zu schreiben. Es waren vortreffliche Schriftsteller darunter, deren Namen heute in der Litteraturgeschichte stehen.

Wie anders heute! In den vierzig Jahren von 1850 bis 1890 sind in Deutschland hunderte, ja tausende von neuen Zeitungen entstanden. Eine Stadt, die in den vierziger Jahren eine, höchstens zwei hatte, hat jetzt ihrer zehn, das kleinste Provinzialstädtchen hat für sich und seine nächste Umgebung seine eigne Zeitung, an die Stelle der bescheidnen vier Quartblätter von ehemals sind zehn, zwölf Blatt in Großfolio getreten, der Inhalt hat sich verhundertfacht, alle nur erdenklichen Lebensgebiete — außer Politik, Wissenschaft und Kunst auch Gewerbe, Handel, Verkehr, Unterrichtswesen, Rechtspflege, Gesundheitspflege u. s. w. — werden in den Kreis der Betrachtung gezogen. Eine Masse oft nur halbgebildeter oder ganz ungebildeter Menschen ist Tag für Tag damit beschäftigt, diesen so verhundertfachten Inhalt der Zeitungen zur Stelle zu schaffen und ihm notdürftig die Form zu geben, die bei der Jagd und Hast, mit der das geschieht, gerade noch möglich ist. Groß genug ist schon der Schade, der sachlich dadurch angerichtet wird. Ein Mann von Kenntnissen und Urteil würde nicht fertig werden, wenn er sich die Mühe nehmen wollte, Tag für Tag zu berichtigen, was eine einzige Zeitung — vielleicht sein eignes „Leiborgan"! — den Lesern auftischt in verbohrten politischen Anschauungen, veralteten wissenschaftlichen Angaben, schiefen litterarischen Urteilen, unreifem Kunstgeschwätz u. dgl. Aber was will das alles sagen gegen die Verrottung, in die unsre Sprache dadurch geraten ist! Die Herstellung einer Zeitung, die früher eine litterarische Leistung war, ist zu einem Gewerbe herabgesunken, und in keinem

[illegible]

fragt niemand. Ach, und erst in der kleinen Ortspresse, die der Drucker und Verleger — meist dieselbe Person — selber zusammenstoppelt,*) in der unendlich verzweigten großen und kleinen Gewerbefachpresse, die von Handwerkern und Gewerbtreibenden mit kümmerlicher Volksschulbildung geschrieben und „redigirt" wird, in der Unmasse von Kunst- und Musikzeitungen sechsten und siebenten Ranges — was für ein Deutsch wird dort verbrochen! Ein Grauen befällt einen ja, wenn man gelegentlich in solche Blätter einen Blick wirft.

Sprachfehler sind zu allen Zeiten gemacht worden. Auch unsre großen Schriftsteller haben zuweilen falsch geschrieben (wie sich die großen Künstler zuweilen verzeichnet haben), und es kann nichts verkehrteres geben, als sich, wie es so oft geschieht, zur Verteidigung eines Fehlers auf einen großen Schriftsteller zu berufen; ein Fehler bleibt ein Fehler, mag ihn geschrieben haben, wer da will. Aber so fehlerhaft, wie unsre Zeitungen jetzt schreiben, ist noch nie und nirgends in Deutschland geschrieben worden, wird auch nirgends im Auslande geschrieben, auch von den ausländischen Zeitungen nicht. Jeden Monat, jede Woche, ja jeden Tag wird man irgendwo durch neue Nachlässigkeiten, Willkürlichkeiten, Geschmacklosigkeiten überrascht, die man bisher noch nicht gelesen hatte; aber kaum aufgetaucht, haben sie sich auch schon verbreitet, sitzen fest, werden für Verschönerungen und Bereicherungen der Sprache gehalten, und das gute und richtige ist wie verschüttet und begraben.

Auf den Leipziger Messen war früher bei einem Straßenbuchhändler eine Lithographie zu sehen: das kranke Pferd. Es war die Abbildung eines Pferdes, an dem alle Krankheiten und Gebrechen, die das Pferd überhaupt befallen können, gleichzeitig dargestellt waren: ein unglückseliges Geschöpf mit Buckeln und Beulen, Verrenkungen und Versteifungen. Unsre heutige Zei-

*) Vor kurzem wurde in einer Zeitungsanzeige ein Setzer gesucht, der zugleich die Redaktion einer Tageszeitung mit übernehmen könnte!

und Mütter vielleicht das Deutsche noch nicht als ihre Muttersprache gesprochen haben! So flink sich auch der Jude, wie in alles, was mit dem bloßen Verstande zu erreichen ist, in die Elemente der deutschen Grammatik findet, so flink er auch seinem Geschreibsel den Schein einer leidlich richtigen Papiersprache zu geben weiß: wo es aufs Sprachgefühl ankommt, bleibt er doch immer der Fremde. Wo zwei Redensarten mit einander vermengt werden können, da vermengt er sie, er ist ja der geborne Wippchen; aber auch wo zwei Konstruktionen verwirrt, ja zwei einfache Wörter verwechselt werden können, verwirrt und verwechselt er sie. Ist er doch viel zu eitel, als daß er nicht mit Vorliebe gerade zu solchen Bildern, Wendungen und Wörtern griffe, mit denen er — am wenigsten umzugehen weiß. Er erzählt nicht bloß kaltlächelnd, daß irgend einem das Landstreichen zur zweiten Gewohnheit geworden sei, er schreibt auch: die Frage wirft sich (!) auf oder: damit (!) wollen wir kein Aufhebens machen, spricht von einem Dichter, der nach (!) dem Lorbeer des Tragikers heischt (statt geizt), braucht voranschreiten, wo er fortschreiten meint u. s. w. Zwischen Wörtern wie sichtlich und sichtbar lernt er nie unterscheiden (er schreibt: mit sichtbarer (!) Freude), noch weniger lernt er jemals nachfühlen, was heimlich und was heimisch bedeutet (er fühlte sich in seiner Umgebung nicht heimlich — schreibt er). Für silberne Hochzeit zu sagen Silberhochzeit — darauf kann zum erstenmale nur ein Jude verfallen sein. Aber auch gegen die elementarsten Regeln der Grammatik verstößt er, er schreibt: warnen gegen (statt vor) etwas, erklären als (statt für) etwas, und er vor allen ist es, der, wo er als Fremder den reichen Wortschatz unsrer Sprache nicht beherrscht, sofort mit überflüssigen, falschen und häßlichen Neubildungen bei der Hand ist, die ihm der Deutsche dann gedankenlos nachbraucht. Ein großer Teil unsers heutigen Sprachunrats geht ausschließlich auf das Judendeutsch der Berliner und der Wiener Tagespresse zurück.

Leider hat die Zeitungssprache bereits unsre gesamte Schriftsprache angesteckt. Jedermann liest ja täglich Zeitungen, der größte Teil des Volkes liest überhaupt nichts andres, nimmt ein Buch kaum mehr in die Hand, am wenigsten ein Buch aus einer Zeit, wo unsre Sprache noch nicht so verkommen war. Einem denkenden Menschen kann freilich auch die schlechteste Sprache nichts anhaben. Wer wirklich denkt, der ruht nicht eher, als bis er für seine Gedanken den zutreffendsten, knappsten, saubersten Ausdruck gefunden hat. Aber wie viele denken denn? Bei den meisten sind ja die Worte immer eher da als die Gedanken, sie gebrauchen die Sprache halb wie im Traume, sie bestreiten ihren Gedankenaufwand gleichsam mit Zahlpfennigen — das sind die Wörter und Wendungen, die sie täglich in ihrer Zeitung lesen. Aber auch gebildete Männer, Männer, die unzweifelhaft denken, auch Männer in reifen Jahren, selbst hochbejahrte Männer, von denen man meinen sollte, ihre Sprache sei so fest und sicher, daß sie gegen allen neumodischen Sprachunrat gefeit sei, erweisen sich oft diesem Unrat gegenüber als völlig widerstandslos, auch in ihre Sprache sickert er hinein, ganz ohne daß sie es merken. Wie ist es nur möglich? fragt man manchmal bei einer neuerschienenen Schrift eines Sechzig- oder Siebzigjährigen, so hättest du doch früher nicht geschrieben! Wie kommst du nur dazu? hältst du das und das wirklich für richtig, für einen Fortschritt der Sprache? hast du das mit Absicht, mit Überlegung geschrieben? oder gebrauchst auch du die Sprache halb wie im Traume? Die Zeitungssprache hat es allen angethan. Der Romanschreiber fällt mitten in den poetischsten Stellen hinein und weiß es gar nicht, der Professor schreibt sie in seinem wissenschaftlichen Handbuche und hat keine Ahnung davon, der junge Doktorand verdirbt seine Dissertation damit, und niemand erbarmt sich seiner. Ein sprachkundiger und sprachfühlender Mann kann heute getrost eine Wette eingehen: man nehme aus dem Schaufenster einer Buchhandlung blindlings ein neu erschienenes,

in deutscher Prosa geschriebnes Buch, gleichviel welches Inhalts, gleichviel von wem verfaßt, von einem Universitätslehrer, einem Schulmann, einem Beamten, einem Baumeister, einem Musiker, einem Techniker, einem Fabrikanten, einem unsrer „führenden" Schriftsteller, einem Blaustrumpf, man schlage es auf, wo man will, und setze den Finger hinein: in einem Umkreise von fünf Centimetern Durchmesser um die Fingerspitze soll ein grober grammatischer Fehler zu finden sein, die Geschmacklosigkeiten ganz ungerechnet — so weit sind wir jetzt! Unsre Muttersprache ist wie ein edles Saiteninstrument für den, der sie zu spielen weiß; aber wenn man in unsre Zeitungen und neuen Bücher blickt, so hat man oft den Eindruck, als kratzte eine plumpe Neulingshand auf einer schönen Geige herum.

Aber es geht noch weiter: die Zeitungssprache wird bereits gesprochen! Während früher die lebendige Sprache und das Papierdeutsch geschieden waren wie Öl und Wasser, fängt die Papiersprache jetzt an, sogar die Umgangssprache zu ergreifen. Man höre nur, wie das Volk spricht. Solange sich der kleine Mann am Biertische mit seinesgleichen unterhält, redet er, wie ihm der Schnabel gewachsen ist; sowie ihn aber einer anspricht, den er für etwas höheres hält, sowie sich das Gespräch um einen andern Stoff dreht, als um den, den sie im Glase vor sich haben, sowie der kleine Mann ein bischen „Bildung" zeigen möchte, sofort verfällt er in die Zeitungssprache. Von einem, der eine rechte Suade hatte, sagte man früher: er redet wie ein Buch. Das Bild ist längst veraltet, aber dafür kann man heute von vielen sagen: sie reden wie eine Zeitung. Wie sie ihr bischen Weisheit täglich fix und fertig aus der Zeitung schöpfen, wie ihre ganze Bildung Zeitungsbildung ist, so ist auch das Zeitungsdeutsch für sie der Inbegriff einer gebildeten Sprache. Aber machens denn die Höherstehenden viel besser? Der Parlamentarier, der Stadtverordnete, der Vereinsvorsitzende, sogar der Pfarrer (nicht auf der Kanzel, aber auf der Landessynode!), wie reden sie denn? soll das Deutsch sein? Wenn man in manche stenographischen

Berichte blickt, man hält es ja nicht für möglich, daß die Männer so gesprochen haben! Wer spricht denn so? Es kann aber doch nicht alles überarbeitet sein, sie müssen sich doch wirklich des unnatürlichen Papierdeutsch bedient haben, das da gedruckt steht. Sie habens auch, aber — sie haben keine Ahnung davon.

Sie haben keine Ahnung davon, und wollen auch gar keine haben, und das ist nun das traurigste dabei. Weit schlimmer als der Zustand selbst, worin sich unsre Sprache jetzt befindet, ist die fast allgemeine Urteilslosigkeit darüber und die stumpfe Gleichgiltigkeit dagegen bei denen, denen man noch Urteil und Gefühl in Sprachdingen zutrauen sollte. Wem eine unappetitliche Speise vorgesetzt wird, der schiebt sie zurück; aber den Sprachspülicht unsrer Zeitungen schlingen täglich Millionen mit Begierde hinab, und nicht bloß der große Haufe. Wenn man an den Spiegelscheiben eines großstädtischen Cafés vorübergeht, so kann man oft fünfzig, sechzig ältere und jüngere Männer da sitzen sehen, jeden in eine Zeitung vertieft. Sieht man aber ihren Gesichtern das geringste Unbehagen an? Auch sie schlingen alles mit Wonne hinab.

Vor fünfzig Jahren wäre eine Buchbesprechung, worin nicht auch die Darstellung, der Stil des Buches beurteilt worden wäre, in einer deutschen Zeitschrift ganz undenkbar gewesen. Obwohl damals im allgemeinen viel besser geschrieben wurde als jetzt, es viel mehr Leute gab, die richtig und schön schreiben konnten, wurde doch viel strenger über die Sprache gewacht; es gab auch viel mehr Leute, die es beurteilen konnten und auch wirklich beurteilten, ob ein Buch gut oder schlecht geschrieben war. Heute fällt das niemand mehr ein, der Inhalt eines Buches ist alles geworden, die Form ist gar nichts mehr. Auch bei einem noch so schlecht geschriebnen Buche liest man jetzt sehr selten einmal ein Wort über die Darstellung. Manche unsrer gefeiertsten Modeschriftsteller der letzten dreißig Jahre hätten schon um der fortgesetzten Mißhandlung der Sprache willen, die sie sich haben zu Schulden kommen lassen, nicht zu der Stellung gelangen dürfen,

die sie eine Zeit lang eingenommen haben. Aber die meisten Rezensenten von heute sind ja völlig unfähig, den Stil eines Buches zu beurteilen.

Spricht aber wirklich einmal ein sprachkundiger Kritiker offen einen Tadel aus, was geschieht dann? Sofort schreit der Verfasser des Buches über Schulmeisterei, Pedanterie, und erklärt Verstöße gegen die grammatische Richtigkeit und den guten Geschmack, die ihm nachgewiesen werden, für seine „stilistische Eigenart," die er sich nicht antasten und verkümmern lassen werde. Daß es eine deutliche, gar nicht zu verkennende Grenzlinie giebt ebenso zwischen Ordnungs- und Schönheitssinn und Pedanterie, wie zwischen Nachlässigkeit und künstlerischer Freiheit — davon will man nichts hören. Schulknabenschnitzer und — stilistische Eigenart!

Ja so weit sind wir, daß es bei manchen schon als guter Ton gilt, die Sprachform als etwas völlig nebensächliches zu betrachten. Wer sich der Sprache annimmt, muß heute stets gewärtig sein, daß ihm der Vorwurf der Kleinigkeitskrämerei an den Kopf fliegt. Ein hochstehender, geistvoller, vielbeschäftigter Mann hat ja heute gar keine Zeit mehr, sich um eine solche Lappalie wie die Sprache zu kümmern. Im günstigsten Falle spricht man herablassend von den wohlmeinenden Sprachverbesserern, die wieder einmal aufgetaucht seien, im Herzen aber wünscht man diese „wohlmeinenden Sprachverbesserer" zum Teufel, denn es sind ja bloß unbequeme Störenfriede. Aber hinter dieser scheinbaren Erhabenheit sucht man doch nur sein schlechtes Sprachgewissen zu verbergen. Wie es so oft im Leben geschieht, daß man den haßt oder verachtet, den man beleidigt hat, so hassen und verachten auch gewisse Leute die Sprache, weil ihnen ihr schlechtes Gewissen sagt, daß sie sie täglich verletzen und beleidigen.

Kein Wunder, daß das Ausland bereits anfängt, an unsern Sprachzuständen bittre Kritik zu üben. Der Ausländer sprach früher von unsrer Sprache zwar mit Furcht vor ihrer angeblichen Schwierigkeit, aber doch stets mit Achtung. Das hat sich in neuerer Zeit gar

sehr geändert. Über unsre kindische Fremdwörtersucht macht sich das Ausland schon lange lustig; aber auch unsre sonstigen Sprachzustände fordern jetzt den Spott des Auslandes heraus. In der Revue des deux Mondes (vom 15. September 1890) schreibt Alfred Fouillée in einem Aufsatz über Unterrichtswesen von der deutschen Sprache: La langue allemande est encore à l'état nébuleux: elle n'a ni une forme assez précise, ni des règles exactes, ni des limites nettes. Ein beschämenderes Urteil ist kaum denkbar: à l'état nébuleux! Leider ist es nur allzu begründet; das einzige Wort encore ist ein Irrtum — es müßte enfin heißen, denn in diesen „nebelhaften Zustand" sind wir doch erst im Laufe der letzten vier bis fünf Jahrzehnte geraten, dadurch geraten, daß der Kampf, den alle vernünftige Sprachentwicklung bildet und bilden muß, wenn die Sprache nicht verwildern soll, mit ganz ungleichen Kräften bei uns geführt worden ist.

In der zu riesigem Umfang angeschwollenen Tagespresse ist für unsre Sprache eine Gefahr erwachsen, zu deren Abwehr sich die Schule, die deutsche Schule, schon längst hätte aufraffen müssen. Als im Oktober vorigen Jahres das Sozialistengesetz aufgehoben und die sozialistische Presse wieder freigegeben wurde, brachte der Kladderadatsch ein Gedicht, das die voraussichtlichen Wirkungen dieser Maßregel schilderte und mit den Worten schloß: Doch um die arme deutsche Sprache thut mirs leid!*) Als ob unsre Sprachverderbnis durch die sozialistische Presse noch viel ärger werden könnte! Die ist in dieser Beziehung nicht schlimmer als die übrige Presse. Doch um die arme deutsche Sprache thut mirs leid — das hätte schon vor vierzig Jahren gesagt werden müssen, als die Preßfreiheit gegeben wurde. Außerordentliche Zustände erfordern auch außerordentliche Mittel. Aber statt daß sich die Schule beizeiten gegen die gefahrdrohende Macht der Tagespresse gewaffnet,

*) In dem Gedichte selbst hieß es:
Wo ist die Zeitung, welche groben Unfug nicht
An jedem Tag mit unsrer armen Sprache treibt?

gegen ihre doch vorauszusehenden Wirkungen einen planmäßigen Kampf begonnen hätte, hat sie die Gefahr von Jahr zu Jahr ruhig wachsen sehen und ist bis auf den heutigen Tag auf demselben Standpunkte stehen geblieben, wo sie vor vierzig Jahren stand, als die Gefahr begann, immer stolz, immer erhaben, immer siegesgewiß. Darüber zwar sind wir doch endlich hinaus, daß ein Primaner eines deutschen Gymnasiums, wie es noch vor zwanzig Jahren möglich war, schon deshalb den klassischen Philologen für verdächtig gilt, weil er einen guten deutschen Aufsatz schreibt, daß der Lehrer des Deutschen als der Schöngeist, der Dilettant unter den Männern der Fachwissenschaft im Kollegium dasteht, daß der Lehrer des Griechischen lächelnd seine Unwissenheit gestehen darf, wenn sich ein Junge über irgend eine Kleinigkeit aus der deutschen Formenlehre bei ihm Rats erholen will. Auch den eingefleischtesten Stockphilologen dämmert doch endlich die Einsicht auf, daß es so, wie in den letzten Jahrzehnten, nicht weitergehen kann. Wo stammen sie denn her, die Deutschverderber der letzten vierzig Jahre, wenn nicht aus der deutschen Schule? Wir haben ja gar keinen deutschen Unterricht! Wir treiben Latein und Griechisch, Französisch, Englisch und Hebräisch, aber wann und wo in aller Welt lernt der deutsche Knabe seine eigne Sprache? In Frankreich, in England, in Italien ist das Hauptziel und die Blüte alles höhern Unterrichts die sichere Beherrschung der Muttersprache. Aber in Deutschland tötet man noch die Zeit — die Zeit, die doch immer kostbarer wird! — mit lateinischen Aufsätzen und griechischen Extemporalien, quält dem Jungen den color Latinus an, drechselt lateinische Verse mit ihm und überläßt es ihm, sich in der Muttersprache selber auszubilden, wie es Zufall und Neigung, Umgang mit Menschen und Umgang mit Büchern gerade fügen. Unser Kaiser hat bei der Eröffnung der Berliner Schulkonferenz das nicht genug zu preisende Wort gesprochen, daß der deutsche Unterricht in Zukunft der Mittelpunkt unsers gesamten höhern Unterrichts werden müsse; nicht zu jungen Römern und

Griechen, sondern zu jungen Deutschen wolle er die Knaben erzogen haben. Mag ihn dabei die volle Einsicht in die Zurückgebliebenheit unsers höhern Schulwesens geleitet, oder mag er Gedanken, wie sie ihm oft von einsichtigen Männern zugekommen sein mögen, kurz und bündig zusammengefaßt haben, sicher hat er damit den Nagel auf den Kopf getroffen, das Hauptgebrechen unsers höhern Schulwesens schlagend bezeichnet.

Was in unserm deutschen Unterricht vollständig fehlt, das ist eine zusammenhängende, planmäßige Unterweisung in der deutschen Grammatik an der Hand der Sprachgeschichte. Weder auf den untern noch auf den obern Stufen des Gymnasiums giebt es irgend etwas dem ähnliches. Der eigentliche Sprachunterricht beschränkt sich im Deutschen auf vereinzelte Beobachtungen, Bemerkungen, Regeln, Winke, zu denen irgend eine auffällige Spracherscheinung beim Lesen eines Schriftstellers, irgend ein Fehler in einem deutschen Aufsatz Anlaß giebt. Aber was sind das für dürftige, zusammenhangslose, vom Zufall abhängige Brocken, die auf diese Weise den Jungen hingeworfen werden! Wer aus dem Gymnasium heutzutage einen leidlich sichern und gewandten Gebrauch seiner Muttersprache mit hinausnimmt, dem Unterrichte verdankt ers nicht, gewöhnlich verdankt ers sich selbst, er hat viel gelesen und sich daran etwas geschult. Aber wie lange hält das vor? Man sehe nur die Anschläge, die die Schriftführer der zahlreichen „akademischen Vereinigungen" am schwarzen Brett der Universität machen — zu Schriftführern werden gewiß nicht die schlechtesten Stilisten gewählt! —, was zeigen sie? Daß die Verfasser — wenige Semester, nachdem sie die Schule verlassen haben — mit Haut und Haar dem Zeitungsdeutsch verfallen sind.

Nun ist es freilich richtig, daß aller Unterricht in fremden Sprachen auch zugleich deutscher Unterricht ist, ja man hat mit Recht gesagt, daß nur der eine wirkliche Einsicht in seine Muttersprache gewinne, der mindestens *eine* fremde Sprache dazu lerne; wer nur

seine Sprache kenne, kenne gar keine. Mit den toten Sprachen vor allem beschäftigt man sich doch nicht um ihrer selbst willen, sondern einerseits um durch sie zu einer möglichst unmittelbaren und lebendigen Kenntnis des Altertums zu gelangen, andrerseits um an ihnen denken und seine Gedanken klar und bestimmt aussprechen zu lernen. Aber dieser Gewinn hat doch seine Grenzen. Nicht nur daß zur Behandlung einer Menge von Erscheinungen und Gesetzen der Muttersprache der Unterricht in den fremden Sprachen gar keine Gelegenheit bietet, er birgt sogar, wenn er in minder geschickten Händen liegt, mannichfache Gefahren, vor allem die Gefahr, daß den fremden Sprachen zuliebe Eigentümlichkeiten der deutschen verwischt werden, daß sich Latinismen und Gräcismen einschleichen. Die beste deutsche Übersetzung ist nicht die, die den Sinn des Urtextes aufs schärfste und ohne jeden Rest wiedergiebt, sondern die, die das zugleich in dem besten Deutsch thut und ohne der fremden Sprache irgend welche Zugeständnisse zu machen; dazu sind aber oft tiefgehende Umgestaltungen des Urtextes nötig, vollständige Veränderungen des Satzbaus, Zusammenziehungen, Erweiterungen — oft muß ein förmlicher Kampf gekämpft werden, wenn die fremde Sprache bezwungen werden und der deutschen ihre Eigentümlichkeit gewahrt bleiben soll. Geschieht das überall? Oder wird nicht z. B. die häßliche, gänzlich undeutsche Manier, das Adjektivum im Prädikat zu flektiren (die Aufgabe ist eine sehr schwierige), wird nicht der Präpositionenschwulst, der sich in unsern anläßlich und gelegentlich, auf Grund von und mit Zuhilfenahme von zeigt, recht eigentlich beim Übersetzen großgezogen, weil man sich von dem flektirten Adjektiv der fremden Sprache nicht losmachen, sich gar nicht genug thun kann, an die „Nüance" hinanzukommen, die irgend eine Präposition vielleicht in der fremden Sprache hat? Und weiter: wird auch jede Gelegenheit benutzt, üble Neigungen unsrer Muttersprache mit Hilfe der fremden Sprache zu bekämpfen? oder wird nicht vielmehr den Schülern weisgemacht,

castra hostium müsse „gut deutsch“ durch feindliches Lager übersetzt werden?

Leider giebt es in neuerer Zeit eine Richtung in der Sprachwissenschaft — man nennt sie wohl die naturwissenschaftliche —, die jeden Versuch, in die „natürliche“ Entwicklung der Sprache einzugreifen, für unberechtigt hält. Sie behauptet, daß es ein Richtig und ein Falsch in der Sprache überhaupt nicht gebe. Alles, was die Sprache hervorbringe, sei eben deshalb gut, richtig und vernünftig. Nur von gebräuchlich und ungebräuchlich könne die Rede sein, und was die Mehrzahl brauche, müsse stets als der bessere Sprachgebrauch betrachtet werden. Es sei aber auch ganz vergeblich, in die Entwicklung der Sprache einzugreifen; gehe einmal die Neigung der Mehrheit dahin, irgend einer Spracherscheinung den Vorzug zu geben, so helfe alle „Schulmeisterei“ nichts, die Sprache lasse sich nicht maßregeln.

Vergleicht man die Sprache mit dem Pflanzenwuchs, den Sprachmeister mit dem Gärtner, so läßt sich dieser wissenschaftliche Standpunkt mit dem des Botanikers vergleichen. Wie es für den Botaniker kein Unkraut giebt, die eine Pflanze ihm so lieb und wert und anziehend ist wie die andre, so sagt auch diese sprachwissenschaftliche Richtung z. B. nicht: unfern mit einem Genetiv oder Dativ zu verbinden ist ein Fehler, denn unfern ist ein Adverbium — sondern sie sucht und sammelt monatelang andächtig Stellen, wo unfern mit von, mit dem Genetiv, mit dem Dativ verbunden ist, freut sich der Mannichfaltigkeit, aber ein Urteil giebt sie nicht darüber ab.

Die Behauptung, daß alle Eingriffe in die Sprachentwicklung vergeblich seien, wird durch die Sprachgeschichte zur Genüge widerlegt. Was hat die Schule, was hat der Unterricht in der Sprachentwicklung nicht alles schon fertig gebracht! Sind doch sogar gewisse Sprachdummheiten lediglich durch den Unterricht in die Sprache gekommen! Es ist ganz unverständlich, wie man behaupten kann, daß die Schule der Sprache gegenüber machtlos sei. Ebenso unverständlich aber

ist die andre Behauptung. Wenn man auch nicht geradezu sagen kann, daß alle Sprachumbildung eigentlich eine ununterbrochne Kette von Sprachdummheiten sei, so viel ist doch sicher: ein sehr großer Teil der Änderungen, die mit der Sprache vorgenommen werden, hat seinen Grund nur in der Dummheit, der Unwissenheit und gegenwärtig namentlich in dem Halbwissen und dem Halbgeschmack, die unsre Zeit auszeichnen und auch auf so vielen andern Gebieten Schaden stiften. Je höher gebildet jemand ist, je gründlicher er die Sprache wirklich kennt, je mehr er ihren Reichtum beherrscht, desto seltner wird er Anlaß haben, an der Sprache zu neuern. Das größte Unheil richten, wie überall, so auch hier die Halbgebildeten an. Und dazu sollen die Wissenden, die Urteilsfähigen schweigen? sich von dem großen Haufen ins Schlepptau nehmen lassen?

Hoffentlich sind solche „wissenschaftliche" Anschauungen noch nicht in die Schule gedrungen. Bei dem kurzen Gedärm, das manche Schulmeister haben, ist alles möglich. Grammatik ist und bleibt Grammatik, daneben Logik und Ästhetik, aber nicht Statistik. Die Grammatik hat zu zeigen, nicht wie gesprochen wird, sondern wie gesprochen werden soll. Mit einer Grammatik, die sich, anstatt den Sprachunrat zu beseitigen, den Dummheit, Denkfaulheit, Unwissenheit, Geschmacklosigkeit, Eitelkeit in die Sprache hineinwerfen, dazu erniedrigt, dahinter herzulaufen, ihn pflichtschuldigst aufzulesen und andächtig zu verzeichnen, kann keiner Sprache gedient sein. Allmählich fängt wohl auch jene wissenschaftliche Richtung an, das selber einzusehen; sie soll neuerdings etwas den Rückzug angetreten haben, nachdem sie gesehen hat, wohin unsre Sprache schon ohne diese Lehre gekommen ist, gesehen hat, wie unnötig es ist, der Sprachsudelei noch wissenschaftliche Kissen unterzulegen.

Wenn die maßgebenden Kreise so schnell als möglich den Wunsch unsers Kaisers erfüllten, den deutschen Unterricht zum Mittelpunkte unsers gesamten höhern Unterrichts zu machen, so wäre etwa in einem Menschen-

alter wieder auf eine Besserung unsrer Sprachzustände zu hoffen, früher nicht. Man überlege sich nur, daß es vorläufig vielfach selbst an den geeigneten Lehrern fehlt, daß es vor allen Dingen gilt, mehr Lehrer zu schaffen, die das Zeug und den guten Willen haben, im Sinne des Kaisers an unsrer Jugend zu arbeiten. Bis diese Jugend dann selber so weit ist, daß sie fühlbar in die Weiterentwicklung unsrer Sprache eingreifen kann, vergeht mindestens ein Menschenalter. Daß bloß der Unterricht, bloß die Schule helfen kann, und daß die Schule hier vor ihrer dringendsten, wichtigsten und schönsten Aufgabe steht, ist klar. Wer soll denn helfen, wenn die Schule nicht hilft? Daß noch einmal große Schriftsteller durch ihre Werke bildend auf die Sprache des ganzen Volkes einwirkten, wie zur Zeit unsrer Klassiker, ist völlig ausgeschlossen. Und wenn ein Engel vom Himmel käme und schriebe das beste Buch für das deutsche Volk in der besten Sprache, ein Buch, das in vielen hunderten von Auflagen gekauft und — gelesen (!) würde, der erdrückenden Übermacht der Tagespresse gegenüber würde seine Macht verschwinden wie ein Tropfen im Meere, die Tagespresse macht alle Bücher tot. Leider gewinnt es den Anschein, als sollte für die nächste Zeit in unserm Schulwesen so ziemlich alles beim alten bleiben: statt mit durchgreifenden Reformen scheint man mit halben Maßregeln und mit Scheinmaßregeln kommen zu wollen. Geschähe das, dann wehe unsrer Muttersprache!

Mag geschehen, was da will, auf jeden Fall ist, auch wenn vom grünen Tische die sehnlich gehoffte Anregung ausbleibt, nicht bloß in den Kreisen der Schule, sondern auch in weitern Kreisen des Volkes das Bedürfnis nach Besserung vorhanden und wird sich hoffentlich noch steigern. Ein Zeichen dafür ist der Sprachverein, der, zunächst zur Bekämpfung des Fremdwörterunwesens gegründet, doch von Jahr zu Jahr seine Aufgabe größer und weiter auffaßt und anfaßt. Zu dieser Besserung möchte auch das vorliegende Büchlein mitwirken.

Es fehlt uns in Deutschland nicht an Lehrbüchern der deutschen Sprache, dicken und dünnen. Aber die meisten von ihnen lehren doch nur das, was Gott sei Dank noch jeder richtig macht; über das, worüber viele im Zweifel sind und doch gern eine Entscheidung hören möchten, über das, was viele, ja vielleicht die meisten schon falsch machen und doch für richtig halten, über das, was unsre Sprache entstellt und doch von vielen für schön gehalten wird, über alles das schweigen sie; nur versteckt in einer kleinen Anmerkung wird vielleicht hie und da einmal vor einem Fehler gewarnt.

Das vorliegende Buch schlägt einmal einen andern Weg ein: es nennt sich Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen. Auf Vollständigkeit macht es keinen Anspruch. Wie könnte es das auch! Es will nur anregen, die Augen öffnen, das Sprachgewissen anstacheln, es will ein Notmittel sein gegen den vorhandnen Notstand. Die Grundsätze, die bei seiner Abfassung maßgebend gewesen sind, sind kurz folgende.

In rein grammatischen Fragen ist der einzig richtige Standpunkt der konservative, d. h. man muß das bisherige richtige zu verteidigen und zu retten suchen, wo und solange es eingedrungnem oder eindringendem neuem und falschem gegenüber irgend zu retten ist; auch in anscheinend verzweifelten Fällen darf man die Hoffnung nicht aufgeben, durch Klärung des getrübten Sprachbewußtseins oder durch Aufstachelung des trägen Sprachgewissens das richtige noch zu erhalten. Nur in ganz aussichtslosen Fällen ist der Kampf aufzugeben und dem neuen, auch wenn es falsch ist, das Feld zu räumen. Wo ursprünglich Einheit und Gleichmäßigkeit waltet, da ist sie streng zu wahren und jede willkürliche Durchbrechung abzuwehren; wo ursprünglich Mannichfaltigkeit herrscht, ist sie zu schonen und jeder öden Gleichmacherei vorzubeugen. Dabei ist überall der Volksmund zu berücksichtigen, aber zwischen Volksmund und Volksmund wohl zu unterscheiden: die Sprache der Ungebildeten,

die naiv und ohne Grübelei verfährt, ist meist in besserm Rechte als die der Halbgebildeten, die sich Gedanken macht und dabei irre geht, weil es ihr an Kenntnissen fehlt. In logischen Fragen hat die Entscheidung einzig und allein der gesunde Menschenverstand. Wo feine logische Unterschiede, die bisher beobachtet worden sind, verwischt zu werden drohen, da ist ebenso entschieden entgegenzutreten, wie da, wo man sich plötzlich als Dummkopf behandeln und sich ohne alles Bedürfnis Unterscheidungen (Differenzirungen!) aufnötigen lassen soll. Wo aber Logik und Ästhetik um den Vorrang streiten, hat stets die Ästhetik das entscheidende Wort zu sprechen, denn der Gebrauch der Sprache ist eine Kunst, und in aller Kunst sind die obersten Gesetze die Gesetze der Schönheit. Darum ist auch aufs nachdrücklichste alle Unnatur, alle Ziererei zu bekämpfen, wie sie sich oft in gesuchter Kürze, noch öfter in gesuchter Breite, in Schwulst und Überladung äußert. Die Sprache soll damit keineswegs zurückgeschraubt werden zu einer nüchternen Kahlheit des Ausdrucks, aber sie muß erhalten werden bei der Schlichtheit und Einfachheit, in der allein alle wahre Schönheit beruht. Vor allem aber ist überall der lebendigen Sprache zu ihrem Rechte zu verhelfen gegenüber der unlebendigen, gemachten Schreibsprache, die unser Schriftdeutsch so vielfach entstellt. Und wenn kein andres, das eine Verdienst nimmt dieses Büchlein für sich in Anspruch, daß es zum erstenmale in weiterm Umfange auf die lebendige Sprache hingewiesen hat. Eine gute deutsche Grammatik der lebendigen Sprache — das ist das nächste und wichtigste Schulbuch, das in Deutschland geschrieben werden muß!

Zur Formenlehre



Starke und schwache Deklination

Bekanntlich giebt es — oder wir wollen doch lieber ehrlich sein und einfach sagen: es giebt im Deutschen eine starke und eine schwache Deklination. Unter der starken versteht man die, die die größere Triebkraft hat und daher einen größern Formenreichtum und größere Formenmannichfaltigkeit erzeugt hat. Sie hat in der Einzahl im Genetiv die Endung es, im Dativ e, in der Mehrzahl im Nominativ, Genetiv und Akkusativ die Endung e (bei vielen Wörtern sächlichen Geschlechts er), im Dativ en (ern). Die Stammvokale a, o, u und der Diphthong au werden dabei in der Mehrzahl gewöhnlich in ä, ö, ü, äu verwandelt, was man den Umlaut nennt.*) Unter der schwachen Deklination versteht man die, die eine geringere Triebkraft hat und daher formenärmer ist. In der schwachen Deklination haben alle Kasus der Einzahl (mit Ausnahme des Nominativs) und alle Kasus der Mehrzahl die Endung en. Die schwache Deklination hat auch keinen Umlaut. Zu beiden Deklinationen gehören Wörter männlichen, weiblichen und sächlichen Geschlechts. Die Wörter weiblichen Geschlechts werden in beiden Deklinationen nur in der Mehrzahl deklinirt.

Zur starken Deklination gehören z. B. der Fuß, die Hand, das Haus; zur schwachen der Mensch, die Frau, das Herz.

---

*) Die Bezeichnungen starke und schwache Deklination sind ebenso wie Umlaut von Jakob Grimm erfunden.

Im Vergleich zu dem großen Reichtum unsrer Sprache an Hauptwörtern und der großen Mannichfaltigkeit, die sich innerhalb der beiden Deklinationen entwickelt hat, ist die Zahl der Fälle, wo heute Deklinationsfehler im Schwange sind oder wo sich Unsicherheit zeigt, verhältnismäßig klein. Aber ganz fehlt es doch nicht dran.

Name oder Namen?

Bei einer kleinen Anzahl von Hauptwörtern schwankt der Nominativ zwischen einer Form auf e und einer auf en; es sind das folgende Wörter: Friede, Gedanke, Glaube, Haufe, Name, Same, Schade und Wille. Die Form auf en ist aber falsch. Diese Wörter gehören sämtlich der schwachen Deklination an.*) Im Genetiv bilden sie eine Mischform aus der starken und der schwachen Deklination auf ens (des Namens). Da hat sich nun unter dem Einflusse dieser Mischform das en aus dem Dativ und Akkusativ auch in den Nominativ eingedrängt. Da aber die alte, richtige Form überall noch daneben lebendig und im Gebrauch ist, so sollte sie auch stets vorgezogen, also gesagt werden: der Friede von 1871, der Schade ist nicht groß, nicht: der Frieden, der Schaden.**) Auch der Nominativ Felsen neben Fels ist auf diese Weise entstanden, also falsch; das Wort gehört ursprünglich der starken Deklination an, daher ist sogar gegen die Dativ- und die Akkusativform Fels (Vom Fels zum Meere) nichts einzuwenden.

Das Dativ-e

Zu beklagen ist es, daß in der starken Deklination immer mehr die Neigung um sich greift (wie es scheint,

*) Mit Ausnahme von Friede und Gedanke, die im Mittelhochdeutschen (vride, gedanc) noch zur starken Deklination gehörten.

**) Etwas andres ist es in Fällen, wo die falsche Form die alte, richtige aus dem Sprachbewußtsein schon ganz verdrängt hat, wie bei Braten, Hopfen, Kuchen und Rücken, die im Mittelhochdeutschen noch brate, hopfe, kuche, rucke hießen.

von Süddeutschland aus), das Dativ-e wegzuwerfen und zu sagen: vor dem König, in dem Buch, aus dem Haus, nach dem Krieg, im Jahr, im Recht, im Reich, im Wald, am Meer, (statt Könige, Buche, Hause, Kriege, Jahre, Rechte u. s. w.). Abgesehen davon, daß der ohnehin schon stark verkümmerte Formenreichtum unsrer Deklination dadurch immer mehr verkümmert, erhält auch die Sprache, namentlich wenn das e bei einsilbigen Wörtern weggeworfen wird, dadurch etwas zerhacktes. Ein einziges Dativ-e kann oft mitten unter klapprigen einsilbigen Wörtern (in einem kleinen Haus im Wald am Fuß des Riesengebirges) Rhythmus und Wohllaut herstellen. Man sollte es daher überall sorgfältig schonen, in der lebendigen Sprache wie beim Schreiben, und die Schule sollte alles dransetzen, es zu erhalten. Nur wo das auf das Dativ-e folgende Wort wieder mit einem Vokal anfängt, also ein sogenannter Hiatus entsteht, mag man das e zuweilen fallen lassen — zuweilen, denn auch da ist immer der Rhythmus zu berücksichtigen; eine mechanisch zu befolgende Regel, daß jeder Hiatus zu meiden sei, soll damit nicht ausgesprochen werden.

An den Wörtern auf nis und tum und an Fremdwörtern wirkt das Dativ-e meist unangenehm schleppend; dem Verhältnisse, dem Eigentume, dem Systeme, dem Probleme, dem Organe, dem Prinzipe, dem Rektorate, dem Programme, dem Metalle, dem Offiziere u. s. w. klingt häßlich.

Die Stiefel oder die Stiefeln?

Von den Hauptwörtern auf el (und er) gehören alle Feminina der schwachen Deklination an; daher bilden sie den Plural: Nadeln, Windeln, Kacheln, Klingeln, Fackeln, Wurzeln, Kartoffeln, Regeln (Wimpern, Leitern, Scheuern, Mauern, Kammern); alle Maskulina und Neutra gehören zur starken Deklination, wie Schlüssel, Mäntel, Wimpel, Achtel, Siegel (Eber, Zeiger, Winter,

Laster, Ufer, Klöster). Diese Regel gilt, wie die Beispiele zeigen, ebenso für ursprünglich deutsche wie für Lehnwörter. Also sind Formen wie Möbeln, Stiefeln, Pantoffeln, Ziegeln, Aposteln falsch. Nur Stachel macht eine Ausnahme (die Stacheln), doch auch nur scheinbar, denn das Wort hatte ursprünglich weibliches Geschlecht, und eine Erinnerung daran hat sich in der Pluralbildung noch erhalten.

Worte und Wörter, Gehalte und Gehälter

Die einen reden von Fremdwörtern, die andern von Fremdworten. Was ist richtig? — Die Pluralendung er, die besonders bei Wörtern sächlichen Geschlechts vorkommt (Gräber, Kälber, Kräuter, Lämmer, Rinder, Thäler), im Mittelhochdeutschen ir (daher der Umlaut), findet sich zwar bei Wort schon im Mittelhochdeutschen, wird aber doch erst im sechzehnten Jahrhundert üblicher; Luther sagt noch durchgängig: die wort. Ein Unterschied in der Bedeutung wurde anfangs nicht gemacht. Erst im achtzehnten Jahrhundert begann man unter Wörtern bloße Teile der Sprache (vocabula), unter Worten Teile der zusammenhängenden Rede zu verstehen. Man sprach also nun von Hauptwörtern, Zeitwörtern, Wörterbüchern, dagegen von Dichterworten, Textworten, schöne Worte machen u. s. w. Diesen Unterschied empfiehlt sichs aber nun auch festzuhalten. Worte haben Sinn und Zusammenhang, Wörter sind zusammenhangslos aufgereiht. Wenn es also auch nicht geradezu als falsch bezeichnet werden kann, von Fremdworten oder Schlagworten zu reden, so ist doch die Form Fremdwörter, Schlagwörter entschieden vorzuziehen. Der Wörter sind genug gewechselt — wird niemand einfallen zu sagen. Ähnlich unterscheidet man Bande (der Freundschaft, der Verwandtschaft) und Bänder; Bande sind gleichsam ein ganzes Netz von Fesseln, Bänder sind einzelne Stücke. Auch Lichte und Lichter sind dem Sinne nach zu unterscheiden. Lichte sind Kerzen (Wachslichte, Stearin-

lichte), Lichter sind Flammen (durch das Fenster strahlten zahllose Lichter).

Wo sonst zwei Formen auf e und auf er neben einander bestehen (Denkmale und Denkmäler, Gewande und Gewänder, Lande und Länder, Thale und Thäler), erscheint die ältere Form, wie so oft, jetzt als die edlere und ist daher auf die Ausdrucksweise des Dichters und des Redners beschränkt. Ja bisweilen haben die Formen auf er geradezu einen gemeinen Klang. Nur das niedrige Volk redet in Leipzig von Gewölbern und Geschäftern, der Gebildete von Gewölben und Geschäften. Leider macht der gemeine Plural Gehälter (Lehrergehälter, Beamtengehälter) ebenso wie die häßliche neutrale Singularform das Gehalt von Norddeutschland, namentlich wohl von Berlin aus, jetzt auch in den Kreisen der Gebildeten immer weitere Fortschritte. Es fängt jetzt auch schon in Leipzig an für fein zu gelten, wenn man das Gehalt sagt. Die gute Sprache kennt nur den Gehalt und die Gehalte.*)

Bote oder Böte?

Bei einer Anzahl von Hauptwörtern wird der Plural jetzt mit dem Umlaut gebildet, wo dieser nicht die geringste Berechtigung hat. Solche falsche Plurale sind: Ärme, Böte, Bröte, Röhre, Böden, Kästen, Krägen, Läger, Mägen, Täge, Wägen, Bögen. Man redet von Geburtstägen, Musterlägern, Fußböden, Gummikrägen u. s. w.**) Richtig ist einzig und allein die Form ohne Umlaut: die Arme, die Kasten, die Lager, die Rohre u. s. w. Man denke sich,

*) Wenn ein Hauptwort in seinem Geschlecht schwankt, so hat das Neutrum fast immer etwas gemeines. Es hängt das damit zusammen, daß nicht bloß der ungebildete Fremde, der des Deutschen nicht mächtig ist, alle deutschen Hauptwörter im Zweifelsfalle sächlich behandelt (das Bruder, das Offizier, das Kutscher), sondern auch der ungebildete Deutsche ebenso mit Fremdwörtern verfährt. Man denke nur an die unausstehlichen Neutra unsrer Ladendiener und Handlungsreisenden: das Firma, das Façon, das Etikett.

**) In Baiern fahrt man in Wägen!

daß es in Eichendorffs schönem Liede: O Thäler weit, o Höhen — am Schlusse hieße: schlag noch einmal die Bögen (!) um mich, du grünes Zelt! Auch Herzöge ist falsch, es muß Herzoge heißen; das Wort ging früher sogar nach der schwachen Deklination (die herzogen).

Generale oder Generäle?

Von den Fremdwörtern sind viele in den Umlaut hineingezogen worden, obwohl er ihnen eigentlich auch nicht zukommt, nicht bloß Lehnwörter, deren fremde Herkunft man nicht mehr empfindet, weil sie ganz umgestaltet worden sind, wie Bischöfe, Paläste, Pläne, Bässe, sondern auch Wörter, die man noch lebhaft als Fremdwörter empfindet, wie Altäre, Tenöre, Hospitäler, Kanäle. Aber andre bilden doch die Mehrzahl richtig ohne Umlaut, wie Admirale, Prinzipale, Journale. Wenn sich daher irgendwo ein Schwanken zu zeigen beginnt, so ist es klar, daß die Form ohne Umlaut den Vorzug verdient. Besser also als Generäle ist also unzweifelhaft Generale. Bisweilen hat die Sprache die Möglichkeit der doppelten Form zu einer Unterscheidung des Sinnes benutzt: Kapitale (oder Kapitalien) sind Gelder, Kapitäle Säulenknäufe; hier heißt allerdings auch schon die Einzahl Kapitäl.*)

Das s der Mehrzahl

In einer bekannten deutschen Elementargrammatik heißt es: kein deutsches Wort hat im Plural ein s in der Endung, und diese Regel ist ganz richtig. Nun vergleiche man aber einmal damit unsre heutige Umgangs- und Schriftsprache! Wenn wir von Genies, Korps, Pendants, Beefsteaks und Meetings reden, so ist das s natürlich das französische und eng-

*) So unterscheidet der Sprachgebrauch auch Effekte (Wirkungen) und Effekten (Wertpapiere oder Habseligkeiten), neuerdings auch Produkte (Geisteserzeugnisse) und Produkten (Bodenerzeugnisse), obwohl zu dieser zweiten Unterscheidung keine rechte Nötigung vorliegt.

lische Plural-s, das diesen Wörtern zukommt. Aber wir reden auch von Jungens und Mädels, Kerls und Schlingels, Hochs und Krachs, Bestecks Fracks, und Schmucks, Echos, Villas und Firmas, (statt Firmen und Villen), Uhus und Känguruhs, Wenns und Abers, U's und T's, Vergißmeinnichts und Stelldicheins. Alle diese Formen sind falsch. Das Plural-s stammt aus der niederdeutschen Mundart; ihr gehören die Jungens und die Mädels an. Aus Verlegenheit ist es dann an Fremdwörter, an unechte Substantiva u. dgl., schließlich auch an echte deutsche Substantiva gehängt worden. Aber nirgends gehört es hin. Richtig ist nur: die Hoch, die Bestecke, die Fräcke, die Schmücke, die Echo, die Aber, die T, die Vergißmeinnicht u. s. w. Geradezu beschämend sind Formen wie Portis, Collis und Mottis, denn da ist das falsche deutsche Plural-s an die richtige italienische Pluralendung gehängt! Die Einzahl heißt ja Porto, Collo und Motto.

Die Stoffnamen

Alle Stoffnamen, wie Wein, Bier, Blut, Eisen, können von Rechts wegen nur im Singular gebraucht werden, und so priesen denn auch unsre Kaufleute früher immer nur ihren guten Lack oder Firniß an, auch wenn sie mehrere Sorten hatten. Von einigen solchen Wörtern hatte man aber doch gewagt den Plural zu bilden, um die Mehrzahl der Sorten zu bezeichnen, und wir haben uns daran gewöhnt. Schon im Faust heißt es: ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden, doch ihre Weine trinkt er gern. Neuerdings wird aber diese Pluralbildung in unerträglicher Weise ausgedehnt; man empfiehlt Lacke, Firnisse, Öle, Tabake, Zwirne, Garne, Tuche, Flanelle, Plüsche, Tülle — Thees, Kaffees, Buckskins u. s. w. Diese Formen, die die immer ärger werdende Prahlsucht unsrer Kaufleute geschaffen hat, haben etwas stammelndes, sie klingen wirklich wie Kindergelall. Wenn auf diesem Wege weitergegangen

würde, müßte man in Zukunft auch Korne, Mehle, Fleische, Wurste, Essige, Wachse, Leime, Kalke, Porzellane, Stahle, Glase anpreisen können. Denn Stähle (Plattstähle), Gläser, Körner, Würste sind doch etwas andres, sie bezeichnen die einzelnen Stücke, nicht die Sorten. Wo ist die Grenze?*)

Fünf Pfennige oder fünf Pfennig?

Bei Gewicht-, Zahl- und Maßangaben ist bisweilen eine Pluralform üblich, die sich vom Singular nicht unterscheidet, namentlich bei Pfund, Lot, Fuß, Zoll, Faß, Glas (zwei Glas Bier), Maß, Ries, Buch (drei Buch Papier), Blatt, Jahr, Monat, Schritt, Schuß (1000 Schuß), Stock (drei Stock hoch) u. s. w. Auch die Altersangaben werden in diese Gewohnheit mit hineingezogen; man sagt: obwohl er erst 21 Jahr alt war. Diese Formen sind natürlich keine wirklichen Singulare, sondern zum Teil sind es alte Pluralformen, zum Teil Formen, die solchen unwillkürlich nachgebildet worden sind. Von irgend einer Regel, daß in allen solchen Fällen „der Singular" stehen müsse, kann also keine Rede sein. Es ist ganz richtig, zu sagen: drei Jahre, drei Monate, fünf Pfennige, wie jeder auch bei drei Thaler, zehn Groschen die Formen Thaler und Groschen als Plural fühlen wird.

Jedes Zwanges oder jeden Zwanges?

Die Adjektiva können stark und auch schwach deklinirt werden. In der schwachen Deklination haben sie, wie die Hauptwörter, nur die Endung en, in der starken haben sie die Endungen des Artikels: es, em, en u. s. w. Nach der starken Deklination gehen sie, wenn sie allein beim Substantivum stehen, wenn weder ein Artikel noch ein Pronomen vorhergeht (oder

*) Die Besprechung dieses Fehlers gehörte vielleicht besser in die Satzlehre. Denn gegen die Formen an sich ist ja nichts einzuwenden, sie sind äußerlich richtig gebildet; es ist der Verstoß gegen den Sinn, der so unangenehm auffällt.

wenn das vorhergehende Pronomen selbst unflektirt gebraucht wird, wie: solch vorzüglicher Wein); in allen andern Fällen gehen sie nach der schwachen Deklination. Es muß also heißen: gerades Wegs, guter Hoffnung, schwieriger Fragen, dagegen der schwierigen Fragen, dieser schwierigen Fragen, solcher schwierigen Fragen, auch derartiger und folgender schwierigen Fragen (denn derartiger steht für solcher, folgender für dieser).

So ist auch die ältere Sprache überall verfahren; Luther kennt Genetive wie süßen Weines fast gar nicht. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert aber drang, obwohl Sprachkundige eifrig dagegen ankämpften, bei dem männlichen und dem sächlichen Geschlecht im Genetiv des Singulars immermehr die schwache Form ein, vielleicht des Wohllauts wegen, um die zweimalige Endung auf s zu vermeiden, vielleicht auch nur infolge einer Verirrung des Sprachgefühls. Gegenwärtig hat sie sich fast überall festgesetzt; man sagt frohen Sinnes, reichen Geistes, weiblichen Geschlechts. Höchstens gutes Muts, reines Herzens, gerades Wegs wird bisweilen noch richtig gesagt. Bei den besitzanzeigenden Adjektiven dagegen (mein, dein, sein, unser, euer, ihr) und bei den Zahlbegriffen (viele, alle u. s. w.) hat sich überall die starke Form unangetastet erhalten. Etwas ins Schwanken gekommen sind nur jeder, aller und ein paar andre Wörter; wie man sagt: größtenteils und andernteils, so sagt man auch jedenfalls und allenfalls neben dem richtigen keineswegs, keinesfalls, alles Ernstes. Bei jeder erklärt sich wohl das Schwanken daraus, daß jeder, wie die Adjektiva, auch mit dem Artikel versehen werden kann (ein jeder Mensch), eine Verbindung, die manche Schriftsteller jetzt bis zum Überdruß lieben, als ob sie das einfache jeder gar nicht mehr kennten. Aber wie kann man schreiben wollen: trotz allen Leugnens, trotz manchen Erfolges?

Die Schule sollte sich auch in diesem Falle bemühen, die alte, richtige Form, wo sie sich vereinzelt noch er-

halten hat, sorglich zu schützen und zur Schärfung des Sprachgefühls zu benutzen. Wo aber ein Schwanken besteht, wie namentlich bei jeder, da sollte doch kein Zweifel sein, wie man sich zu entscheiden habe. Unbedingt falsch ist: die Abwehr jeden Zwanges; richtig ist nur: die Abwehr jedes Zwanges oder eines jeden Zwanges (wie die Bekämpfung solches Unsinns oder eines solchen Unsinns).

Von hohem geschichtlichem Werte oder von hohem geschichtlichen Werte?

Wenn zu einem Substantivum mehrere Adjektiva treten, so ist es selbstverständlich, daß sie in der Deklination gleichmäßig behandelt werden müssen. Da haben nun manche in der starken Deklination einen künstlichen Unterschied schaffen wollen. Sie haben gelehrt, nur dann, wenn zwei Adjektiva gleichwertig neben einander stünden, wenn sie dem Sinne nach koordinirt wären, a-a-s, dürften sie gleichmäßig behandelt werden, z. B. Tiere mit rotem, kaltem Blute; wenn dagegen das zweite Adjektivum mit dem Substantiv einen einheitlichen Begriff bilde, der durch das erste nur näher bestimmt werde, das erste also dem zweiten übergeordnet sei, $\overset{a}{\diagup\diagdown}_{a\,-\,s}$, müsse das zweite schwach deklinirt werden, z. B. aus übertriebnem patriotischen Zartgefühl, von bewährtem christlichen Sinne. Ebenso müsse dann auch im Genetiv der Mehrzahl unterschieden werden zwischen: frischer, süßer Kirschen (denn die Kirschen seien frisch und süß) und neuer holländischen Heringe, scharfer indianischen Pfeile, einheimischer geographischen Namen (denn die Heringe seien nicht neu und holländisch, sondern die holländischen Heringe seien neu).

Diese Unterscheidung ist logisch unzweifelhaft notwendig, und sie muß auch in der Interpunktion zum Ausdruck kommen: koordinirte Adjektiva werden durch

ein Komma getrennt, während zwischen Adjektiven, von denen eins dem andern übergeordnet ist, kein Komma stehen darf. Grammatisch aber ist die Unterscheidung die reine Willkür, die lebendige Sprache weiß nichts davon. Warum sollte sie auch gerade auf diese beiden Kasus beschränkt werden? auf den Dativ im Singular und den Genetiv im Plural? Nur in diesen beiden Kasus aber wird sie angenommen, in den übrigen Kasus fällt es gar niemand ein, das zweite Adjektiv jemals in die schwache Form zu bringen. Dazu kommt, daß sich in manchen Fällen kaum entscheiden läßt, ob zwei Adjektiva einander koordinirt sind, oder eins dem andern untergeordnet ist. Unsre Romanschriftsteller scheinen zu glauben, daß stets eine Unterordnung vorliege, wenn das zweite Adjektivum eine Farbe bedeutet; sie schreiben fast ausnahmslos: bei schönem blauen Himmel, mit langem schwarzen Haar, mit schmalem braunen Rande, mit auffälligem roten Bande. Das ist aber völlig widersinnig. Freilich giebt es langes schwarzes Haar und kurzes schwarzes Haar. Aber eine solche Sortirung schwebt doch hier nicht vor. Beim schönen, blauen Himmel vollends denkt doch niemand an eine andre, weniger schöne Art von blauem Himmel, sondern blau ist eine weitere Ausführung und Begründung von schön; der Himmel ist schön, weil er blau ist. Ebenso ist das Band auffällig, weil es rot ist. Aber wer will entscheiden, ob sich jemand unter einem langen, schweren Leiden ein Leiden gedacht habe, das lang und zugleich schwer, oder ein schweres Leiden, das lang gewesen sei? Grammatisch ist die Unterscheidung ganz bedeutungslos; richtig ist einzig und allein: von hohem geschichtlichem Werte, nach langem, schwerem Leiden.

Sämtlicher deutschen Stämme oder sämtlicher deutscher Stämme?

Etwas andres ist es, wenn an die Stelle des ersten der beiden Adjektiva ein Zahlbegriff tritt. Ein

deutsches Sprichwort heißt: aller guten Dinge sind drei. Unsre Sprichwörter reden gewöhnlich gutes Deutsch; noch nie wird jemand gehört haben: aller guter Dinge sind drei. In der That müssen alle Zahlwörter: (einer), keiner, zwei, drei, einige, wenige, einzelne, etliche, manche, verschiedne, mehrere, viele, alle, sämtliche das Adjektivum in der schwachen Form zu sich nehmen; sie schließen sich da dem Artikel und den Fürwörtern an. Es muß also heißen: keines guten Leumunds, die Vereinigung zweier anscheinend entgegengesetzten Eigenschaften, vieler jungen Leute, mancher kleinen Souveräne, einzelner ausgezeichneten Schriftsteller. Auch andre, verschiedne und gewisse schließen sich dem an, die beiden letzten, wenn sie in dem Sinne von mehrere und einige stehen; z. B. trotz verschiedner schweren Bedenken, die Offenherzigkeit verschiedner freisinnigen Zeitungen, nach der Meinung gewisser aristokratischen Kreise. Für zweier und dreier mit der schwachen Adjektivform kann auch das undeklinirte zwei und drei mit der starken gebraucht werden: zwei großer Völker, wie auch hinter mancher (und solcher) die starke Adjektivform steht, wenn sie selbst undeklinirt bleiben: manch edler Ritter, solch dummes Zeug. Aber durchaus falsch ist: zweier großer Völker. Nur im Nominativ und im Akkusativ der Mehrzahl ist hinter diesen Zahlbegriffen meist die starke Adjektivform üblich, als ob die Zahlwörter Adjektiva wären. Wenn also auch wohl jedermann sagt: alle guten Menschen, vielleicht auch manche bittern Erfahrungen, so wird doch kaum jemand sagen: einige fremden Sprachen, mehrere deutschen Kaiser, wenige gewichtigen Worte.

Großer Gelehrten oder großer Gelehrter?

Bei einer Anzahl von Partizipien hat sich, wenn sie als Substantiva gebraucht und dann selbst wieder mit

einem Adjektivum versehen werden, wobei man sich ihrer ursprünglichen Bedeutung kaum noch bewußt ist, der Gebrauch festgesetzt, sie in der Mehrzahl wie schwach deklinirte Substantiva zu behandeln. Es sind dies namentlich die Wörter: Bediente, Beamte (woneben die Zeitungssprache neuerdings noch das schöne Wort Bedienstete aufgebracht hat), Gelehrte, Verwandte und Bekannte. Namentlich im Genetiv der Mehrzahl hat sich die schwache Form vollständig eingebürgert. Wenn auch niemand im Akkusativ sagt: er hat liebe Verwandten, so ist doch allgemein üblich, zu sagen: ein Kreis lieber Verwandten, die Stellung höherer Beamten, die Arbeiten großer Gelehrten. Grammatisch hat das nun eigentlich keine Berechtigung, aber es ist vollständig eingebürgert, und es wäre thöricht, dagegen anzukämpfen. Offenbar hat auch hier das Wohllautsbedürfnis mitgewirkt; die zweimalige Endung er erschien dem Ohre hart. Gesteht man dies aber einmal zu, dann ist kein Grund, weshalb nicht auch Adjektiva, wenn sie substantivisch gebraucht werden, an dieser Erlaubnis teilnehmen sollen. Was den Verwandten recht ist, ist doch den Angehörigen billig. Das Eigentum französischer Staatsangehöriger, die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger, der Zentralverband deutscher Industrieller, zum Besten armer Augenkranker, die Bestrebungen hervorragender Geistlicher und vollends die Einbildung etlicher wunderlicher Heiliger, der Druck hinterlassner Schriften berühmter Todter zum Vorteile strebsamer Lebender klingt ebenso häßlich und ist genau so zu beurteilen wie: ein Kreis lieber Verwandter. Esempfiehlt sich auch hier, der Gleichmäßigkeit wegen zu sagen: die Genossenschaft deutscher Bühnenangehörigen, auf den Rat namhafter Industriellen, die Einbildung etlicher wunderlichen Heiligen u. s. w. Bei den Jungen (eine Bande dummer Jungen) hat sich die schwache Form sogar des ganzen Wortes bemächtigt; es heißt: ein dummer Junge, statt des ursprünglichen: ein dummer Junger.

Ein schönes Ganze oder ein schönes Ganzes?

Ebenso verhält sichs mit Verbindungen wie: ein organisches Ganze, sein ganzes Innere, ein ungewöhnliches Äußere u. ähnl. Auch hier hat die schwache Form der substantivisch gebrauchten Adjektiva eigentlich keine Berechtigung; grammatisch richtig dürfte es nur heißen: ein schönes Ganzes. Aber auch hier ist offenbar das Wohllautsbedürfnis im Spiele gewesen. Daher ist es verkehrt und wird wohl auch vergeblich sein, das grammatisch richtige, wie es neuerdings von einzelnen Seiten gewaltsam versucht wird, wieder durchsetzen zu wollen.*) Die Sprache hat offenbar eine Abneigung gegen solche reimende Wortverbindungen, auch wo der Reim gar nicht besonders häßlich klingt. Daher sagt man auch: das heutige Griechisch, obgleich es heißt: das Griechische.

Liebe Freunde oder lieben Freunde?

Obwohl es keinem Menschen einfällt, in der Anrede zu sagen: teuern Freunde, geehrten Herren, geliebten Eltern, schwankt man wunderlicherweise seit alter Zeit bei dem Adjektivum lieb. Und doch hat auch da die schwache Form keine Berechtigung. Wie es im Singular nur heißen kann: lieber Freund, so im Plural nur: liebe Freunde, liebe Brüder. Selbst wenn ein persönliches Fürwort vorhergeht, behält das Adjektiv im Singular die starke Form: du lieber Freund. Nur in der Mehrzahl tritt dann die schwache Form ein: ihr lieben Freunde.

---

*) Nur dem Wohllaut zuliebe ist ja auch der bekannte grammatische Fehler entstanden: aus aller Herren Länder, statt des einzig richtigen: aus aller Herren Ländern; das doppelte ern schien ganz unerträglich zu klingen. Hier liegt der Fall aber doch noch etwas anders. Die Verbindung von aus mit dem Akkusativ ist entschieden noch unerträglicher, und der Mißklang schwindet sofort, wenn man, wie sichs gehört, nicht Herrn, sondern Herren spricht und schreibt.

Wir Deutschen oder wir Deutsche?

Damit ist zugleich die Frage beantwortet, ob es richtiger sei, zu sagen: wir Deutschen oder wir Deutsche. Wenn zum persönlichen Fürwort ein Eigenschaftswort tritt, gleichviel ob als wirkliches Adjektivum oder substantivirt, so verlangt dieses in der Einzahl die starke, in der Mehrzahl die schwache Form. Der Grund liegt auf der Hand. Man sagt: ich Armer, weil ich nur einer von vielen bin, hinter den unbestimmten Artikel aber die starke Form gehört (ich, ein Armer); dagegen sagt man: wir Armen (Gretchen: am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles, ach wir Armen!), weil damit alle Armen, die Armen überhaupt gemeint sind, hinter den bestimmten Artikel aber die schwache Form gehört (wir, die Armen). Wenn in einer Gesellschaft Alte und Junge beisammen sind, so kann ein Alter sagen: Nun schweigt ihr Jungen einmal, jetzt wollen wir Alten reden! aber nicht: ihr Junge, wir Alte. Folglich kann es auch nur heißen: wir Deutschen; denn immer sind entweder alle Deutschen überhaupt gemeint, oder alle Deutschen in einem bestimmten Falle, z. B. alle, die in einer aus Angehörigen verschiedner Nationen gemischten Versammlung anwesend sind.*) Das Schwanken in diesem Falle geht freilich weit zurück. Verbindungen wie: wir Arme finden sich schon früh, im Akkusativ ist es uns sogar geläufiger, uns Deutsche als uns Deutschen zu sagen: er hat eine Vorliebe für uns Deutsche.

Andern, andren oder anderen?

Ein garstiger Mißbrauch herrscht in der Deklination bei den Adjektiven, deren Stamm auf el und er endigt,

*) Der Ausspruch, den Bismarck in der bekannten Reichstagssitzung vom 6. Februar 1888 gethan hat, enthält also in der Form, wie er auf zahlreichen Erzeugnissen des Gewerbes (Bildern, Gedenkblättern, Denkmünzen, Armbändern u. s. w.) angebracht worden ist: Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt, einen Sprachfehler. Bismarck hat auch schwerlich so gesagt. Daß in den stenographischen Berichten so steht, beweist gar nichts, da beim Stenographiren die Endungen nicht mitgeschrieben werden.

wie dunkel, edel, eitel, übel, lauter, wacker; auch alle Komparativstämme, wie besser, größer, unser, euer, inner, außer, ander gehören dazu. Bei diesen Adjektiven kommen in der Deklination zwei Silben mit kurzem e zusammen, also: des eitelen Menschen, dem übelen Rufe, dem dunkelen Grunde, unseres Wissens, mit besserem Erfolge, aus härterem Holze. Diese Formen sind unerträglich; man schreibt sie wohl bisweilen, aber niemand spricht sie, eins der beiden e muß weichen. Aber welches von beiden? Die richtige Antwort darauf giebt der Infinitiv der Zeitwörter, die von Stämmen auf el und er gebildet werden. Auch da treffen zwei e zusammen, von denen eins beseitigt werden muß. Nun ist es zwar hie und da in Deutschland, z. B. in Hannover, beliebt, zu sagen: tadlen, handlen, wandlen, veredlen, vermittlen, verdunklen, verwechslen, ausbeutlen, mildren, verwundren, erschüttren, veräußren, versilbren, versichren, erläutren, im allgemeinen aber spricht, schreibt und druckt man doch tadeln, veredeln, erinnern, erläutern, d. h. man opfert das e der Endung und bewahrt das e des Stammes. Und so ist es auch gut und vernünftig. Denn nicht nur daß das Stamm-e wichtiger ist, als das der Endung, die Formen auf eln und ern klingen auch voller und schöner, sie erfordern einen größern Kraftaufwand der Sprachwerkzeuge; die Formen auf len und ren entstehen durch schlaffe Aussprache.*) Genau so verhält sichs bei den genannten Adjektiven. Fast in allen Büchern und Zeitungen druckt man die

*) Ebenso geschieht es auch in der Flexion des Verbums: er vereitelt, er verändert, nicht: er vereitlet, er verändret. Eigentlich gehören auch noch die Verbalstämme auf n hierher, wie rechen, orden, eigen. Die Infinitive können da natürlich nur rechnen, ordnen, eignen lauten; das Partizip aber, das wir jetzt leider allgemein gerechnet, geordnet, geeignet schreiben, lautete im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert noch überall schöner: gerechent, geordent, geeigent. Der Volksmund spricht zum guten Teil auch heute noch so, und selbst der Gebildete sagt — er mag sich nur richtig beobachten —: es regent, es hat geregent, nicht: es regnet. Auch da also die vollen, kräftigen Formen.

häßlich weichlichen Formen: unsres Jahrhunderts, des üblen Rufes, die ältren Ausgaben, mit andren Mitteln, in der ungeheuren Menschenmenge, und doch spricht fast jedermann: unsers Jahrhunderts, des übeln Rufes, die ältern Ausgaben, mit andern Mitteln, in der ungeheuern Menschenmenge. Man druckt ja nicht: die Eltren, überall wird richtig Eltern gedruckt; warum also nicht auch die ältern? beides ist doch dasselbe. Bei dem Dativ-m kann man zugeben, daß, wenn das Stamm-e erhalten und das e der Endung ausgeworfen wird, zuweilen etwas harte Formen entstehen; im allgemeinen ist aber auch hier auf dunkelm Grunde, mit besserm Erfolge unzweifelhaft vorzuziehen.

Friedrichs des Großen oder Friedrich des Großen?

Recht kläglich steht es um die Deklination unsrer Eigennamen. Daß von Friedrich der Genetiv Friedrichs heißt, das weiß man allenfalls noch. Aber sobald eine Apposition zum Namen tritt, wissen sich die meisten nicht mehr zu helfen. Man frage einmal nach dem Genetiv von Friedrich der Große; die Hälfte aller gefragten wird ihn Friedrich des Großen bilden. Massenhaft begegnet man jetzt solchen abscheulichen Genetiven wie: Heinrich des Erlauchten, Albrecht des Beherzten, Georg des Bärtigen. Es giebt Leute, die alles Ernstes glauben, solche Verbindungen seien eine Art von Formeln oder Siglen, die nur am Ende deklinirt zu werden brauchten! Auch wenn die Apposition eine Ordinalzahl ist — der häufigste Fall —, wird kaum noch anders geschrieben als: die Urkunden Otto III., die Gegenreformation Rudolf II., die Gemahlin Heinrich VIII., die Regierungszeit Ludwig XIV. Wenn man das aussprechen will, so kann man doch gar nicht anders sagen als: Otto der dritte, Rudolf der zweite, Heinrich der achte. Denn wie kann der schreibende erwarten, daß man die Ziffer im

Genetiv lese, wenn der Name, wozu sie gehört, nicht im Genetiv steht?*)

Kaiser Wilhelms

Tritt vollends der Herrschertitel dazu, so pflegt alle Weisheit zu Ende zu sein. Wie deklinirt man: Herzog Ernst der Fromme, Kaiser Friedrich der Dritte? — Bei einer vorangestellten Apposition wie Kaiser, König, Herzog, Prinz, Graf, Papst, Bischof, Bürgermeister, Stadtschreiber, Major, Professor, Doktor, Direktor u. s. w. kommt es darauf an, ob die Apposition als bloßer Titel oder ob sie wirklich als Amt, Beruf, Thätigkeit der Person aufgefaßt werden soll oder aufgefaßt wird. Im ersten Falle ist es das üblichste, nur den Eigennamen zu dekliniren, den Titel ohne Artikel und undeklinirt zu lassen, also Kaiser Wilhelms, Papst Urbans, Doktor Fausts Höllenfahrt, Bürgermeister Müllers Haus. Der Titel verwächst für das Sprachgefühl derart mit dem Namen, daß beide wie eins erscheinen.**) So sagte man auch im vorigen Jahrhundert: Herr Müllers, Herr Müllern, nicht: Herrn Müller. Im zweiten Falle wird der Artikel zur Apposition gesetzt und die Apposition deklinirt, dagegen bleibt der Name undeklinirt: des Kaisers Wilhelm, des Herzogs Albrecht, ein Bild des Ritters Georg. Freilich geht die Neigung vielfach dahin, auch hier den Zusatz undeklinirt zu lassen, z. B. des Doktor Müller, des Professor Albrecht. Treten zwei Appositionen zum Namen, eine davor, die andre dahinter, so ist für die voranstehende nur

---

*) Wie lange soll übrigens noch in deutscher Schrift und deutschem Druck der Zopf der römischen Ziffern fortgeschleppt werden? Warum druckt man nicht Heinrichs 8., Ludwigs 14.? Auch in andern Fällen werden die römischen Ziffern ganz unnötigerweise verwendet. Fast alle unsre Historiker scheinen zu glauben, es klinge gelehrter, wenn sie schreiben: im XVIII. Jahrhundert.

**) Daher schreibt man auch auf Büchertiteln: Von Major Gaetano Casati, von Stadtschreiber Grössel (statt von dem Stadtschreiber), wo bloß der Titel gemeint ist.

die erste der eben besprochnen beiden Arten möglich, also: die Truppen *Kaiser Heinrichs des Vierten*, das Denkmal *König Friedrichs* I., eine Urkunde *Markgraf Ottos des Reichen*, die Bulle *Papst Leos des Zehnten*. Beide Appositionen zu dekliniren und den Namen undeklinirt zu lassen, z. B. des *Kaisers* Wilhelm des *Siegreichen*, wirkt höchst unangenehm wegen des Zickzackganges der beiden Kasus (Genetiv, Nominativ, Genetiv).*)

Leopolds von Ranke oder Leopold von Rankes?

Verlegenheit bereitet vielen auch die Deklination adlicher Namen oder solcher Namen, die adlichen nachgebildet sind. Soll man sagen: die Dichtungen *Wolframs von Eschenbach* oder *Wolfram von Eschenbachs*? Richtig ist — selbstverständlich — nur das erste, denn Eschenbach ist, wie alle echten Adelsnamen, ein Ortsname, der die Herkunft bezeichnet; den kann man doch hier nicht in den Genetiv setzen wollen. So muß es denn auch heißen: die Heimat *Walthers von der Vogelweide*, die Burg *Götzens von Berlichingen*, die Lebensbeschreibung *Wiprechts von Groitzsch*, die Gedichte *Hoffmanns von Fallersleben*.

Wie steht es aber mit den Namen, die nicht jedermann sofort als Ortsnamen empfindet, wie *Hutten*?

---

*) Eine große Geschmacklosigkeit ist es, vor derartige Appositionen, wo sie wirklich den Beruf, das Amt, die Thätigkeit bedeuten, noch das Wort *Herr* zu setzen: der *Herr Bürgermeister*, der *Herr Stadtverordnete*, der *Herr Vorsitzende*, der *Herr Direktor*, der *Herr Lehrer* (die *Herren Lehrer* sind während der Unterrichtsstunden nicht zu sprechen), der *Herr Organist*, der *Herr Hilfsgeistliche*, sogar der *Herr Aufseher*, der *Herr Expedient* u. s. w. Wenn das *Herr* durchaus zur Erhöhung der Würde dabeistehen soll, so gehört es unmittelbar vor den Namen: der *Abgeordnete Herr Götz*, der *Organist Herr Schneider*, der *Hilfsgeistliche Herr Richter* u. s. w. Fühlt man denn aber gar nicht, daß der *Bürgermeister* und der *Direktor* weit vornehmere Leute sind als der *Herr Bürgermeister* und der *Herr Direktor*? Wie vornehm klangen die Theaterzettel der Meininger, wie lächerlich klingt eine Liste der nächsten Sonntagsprediger, worin sie alle vom Superintendenten an bis herab zum letzten Kandidaten als *Herren* aufgeführt sind!

Wer kann alle deutschen Ortsnamen kennen? Soll man sagen: **Ulrichs von Hutten** oder **Ulrich von Huttens** deutsche Schriften? Und nun vollends die zahllosen unechten Adelsnamen, über die sich schon Jakob Grimm lustig gemacht hat: diese **von Richter** und **von Schulze**, **von Schmidt** und **von Weber**, **von Bär** und **von Wolf**, wie stehts mit denen? Soll man sagen: **Heinrichs von Weber** Lehrbuch der Physik, **Leopolds von Ranke** Weltgeschichte? Streng genommen müßte es ja so heißen; warum behandelt man Namen, die alles andre, nur keinen Ort bezeichnen, als Ortsnamen, indem man ihnen das sinnlose **von** vorsetzt! Im vorigen Jahrhundert war das Gefühl für die eigentliche Bedeutung der adlichen Namen noch lebendig; da adelte man einen **Peter Hohmann** nicht zum **Peter von Hohmann**, sondern zum **Peter von Hohenthal**, einen Ernst Kregel nicht zum **Ernst von Kregel**, sondern zum **Ernst Kregel von Sternbach**, indem man einen (wirklichen oder erdichteten) Ortsnamen zum Familiennamen setzte; in Österreich verfährt man zum Teil noch heute so. Da aber die unechten Adelsnamen nun einmal massenhaft vorhanden sind, wie soll man sich helfen? Es bleibt nichts weiter übrig, als das **von** hier so zu behandeln, als ob es gar nicht da wäre, also zu sagen: **Leopold von Rankes** sämtliche Werke. Es ist das ein Notbehelf, aber schließlich erscheint er doch von zwei Übeln als das kleinere. Bei Schiller und Goethe ersparen wir uns wohl das **von**.

Goethes oder Goethe's? Vossens Luise oder Voß' Luise?

Großes Vergnügen macht es vielen Leuten, den Genetiv von Personennamen mit einem Apostroph zu versehen: **Friedrich's**, **Müller's**. Selbst große Gelehrte sind in den Apostroph so verliebt, daß es ihnen ganz undenkbar erscheint, **Goethes** ohne das hübsche Häkchen oben zu schreiben. Nun ist ja der Apostroph überhaupt eine große Kinderei. Alle unsre Schriftzeichen bedeuten doch Laute, die gesprochen werden.

Auch die Interpunktionszeichen gehören dazu. Nicht bloß das Ausrufe- und das Fragezeichen, sondern auch Komma, Kolon, Semikolon und Punkt, Klammern und Gedankenstriche lassen sich beim Vorlesen sehr wohl vernehmlich machen. Einzig und allein der Apostroph bedeutet gar nichts; ja er soll geradezu einen Laut bedeuten, der — nicht da ist, der eigentlich da sein sollte, aber ausgefallen ist. Ist nicht das schon kindisch? Nun ist ja aber bei diesen Genetiven gar nichts ausgefallen. Wenn man schreibt: des Müllers, warum soll man nicht auch Müllers schreiben?

Nun aber vollends die Personennamen auf s, ß, z und x — welche Anstrengungen werden da gemacht, einen Genetiv zu bilden! Die Anzahl solcher Namen ist ja ziemlich groß; man denke an Fuchs, Voß, Brockhaus, Hinrichs, Jördens, Carstens, Görres, Strauß, Brahms, Dickens, Curtius, Mylius, Cornelius, Rodbertus, Felix, Max, Marx, Franz, Fritz, Moritz, Götz, Uz, Schütz, Schwarz, Leibniz, Rochlitz, Lorenz, Pohlenz, nicht zu reden von den griechischen, römischen, spanischen Namen, wie Sophokles, Tacitus, Olivarez u. s. w.; die Veranlassung ist also auf Schritt und Tritt vorhanden. Bei den griechischen und römischen Namen pflegt man sich damit zu helfen, daß man den Artikel vorsetzt: die Tragödien des Sophokles, die Germania des Tacitus. Man ist an diese Genetive von seiner Schulzeit her so gewöhnt, daß man gar nichts anstößiges mehr drin findet, obwohl man es sofort als anstößig empfinden würde, wenn jemand schriebe: die Gedichte des Goethe. Der Artikel vor dem Personennamen ist gemütlicher süddeutscher oder österreichischer Provinzialismus (in Stuttgart sagt man: der Vischer, in Wien: der Makart), aber in die Schriftsprache gehört das nicht; in kunstgeschichtlichen Büchern und Aufsätzen immer von Zeichnungen des Carstens und Entwürfen des Cornelius lesen zu müssen, ist doch gar zu greulich. Manche setzen denn nun auch an solche Namen fröhlich das Genetiv-s (natürlich mit dem unvermeidlichen Apo-

stroph davor!), also: Fues's Verlag, Harras's Grabstein in der Thomaskirche, Kurfürst Moritz's Verdienste um Leipzig, Leibniz's ägyptischer Plan, Gabriel Max's Illustrationen zu Uhlands (oder vielmehr Uhland's!) Gedichten. Noch andre — und das ist das beliebteste und das, was in Grammatiken gelehrt, in den Druckereien befolgt und wohl auch in den Schulen vorgeschrieben wird — meinen einen Genetiv zu bilden, indem sie einen bloßen Apostroph hinter den Namen setzen, z. B. Celtes' Ausgabe der Roswitha, Junius' Briefe, Uz' Gedichte, Voß' Luise, Heinrich Schütz' sämtliche Werke, Rochlitz' Briefwechsel mit Goethe, Olivarez' äußere Erscheinung u. s. w.

Sollten wir uns nicht vor den Ausländern schämen ob dieser kläglichen Hilflosigkeit? Ist es nicht im höchsten Grade kindisch, sich einzubilden und dem Ausländer, der Deutsch lernen möchte, einzureden, daß im Deutschen auch ein Kasus gebildet werden könne, indem man ein Häkchen hinter das Wort setzt, ein Häkchen, das doch nur auf dem Papiere steht, nur fürs Auge da ist? Wie klingt denn der Apostroph hinter dem Worte? Kann man ihn hören? Spreche ihn doch einer! Soll man vielleicht den Mund eine Weile aufsperren, um ihn anzudeuten? oder einmal husten oder niesen? Irgend etwas muß doch geschehen, um den Apostroph fürs Ohr vernehmlich zu machen, sonst ist ja zwischen Leibniz und Leibniz', zwischen dem Nominativ und dem angeblichen Genetiv, gar kein Unterschied. Nachdenklichen Setzern will denn auch die Sache gewöhnlich gar nicht in den Kopf. Daher kommt es, daß man in Korrekturabzügen so oft von Sophokle's Tragödien, Carsten's Werken und Dicken's Romanen lesen muß.

Eine gewisse Schwierigkeit ist nun freilich da, und es fragt sich, wie man ihr am besten abhilft. Die ältere Sprache schrieb entweder unbedenklich Romanus Haus (ohne den lächerlichen Apostroph), oder sie half sich bei deutschen Namen dadurch, daß sie (wie bei den Frauennamen) eine Mischform aus der schwachen und der starken Deklination auf -ens bildete, z. B.:

Fuchsens, Straußens, Schützens, Fritzens, Götzens, Leibnizens, Maxens (vgl. Louisens, Friederikens, Sophiens). Im Volksmunde sind diese Formen auch heute noch durchaus gäng und gäbe (ebenso wie die Dative und Akkusative Fritzen, Sophien — hast du Fritzen nicht gesehen? giebs Fritzen! —, die in der Sprachziererei der Vornehmen jetzt freilich mehr und mehr durch die unflektirte Form verdrängt werden: hast du Fritz nicht gesehen? giebs Fritz!), und es ist nicht einzusehen, weshalb sie nicht auch heute noch papierfähig sein solten.*) Verständige Schriftsteller, die vom Papierdeutsch zur lebendigen Sprache zurückkehren, brauchen sie denn auch allmählich wieder und schreiben wieder: Vossens Luise. Wenn sich nur auch die Schule herablassen wollte, sie wieder in Gnaden anzunehmen!

Unmöglich erscheint dieser Ausweg natürlich bei Namen, die selbst Genetive sind, wie Carstens (eigentlich Carstens Sohn), Hinrichs, Brahms. Brahmsens dritte Geigensonate — das klingt nicht schön. Auch Phidiassens Zeus und Sophoklessens Antigone nicht, wiewohl auch solche Formen in der Zeit Goethes und Schillers unbedenklich gewagt wurden; sprach man doch damals auch, da man den Familiennamen der Frau auf in bildete, nicht bloß von der Karschin, sondern auch von der Möbiussin. Das beste ist es wohl, derartigen Formen aus dem Wege zu gehen, was sehr leicht möglich ist, ohne daß jemand eine Verlegenheit, einen Zwang merkt. Man kann durch Um-

---

*) Diese schwache oder aus schwacher und starker gemischte Deklination der Eigennamen war früher noch viel weiter verbreitet. Nicht bloß Schwarz und Schütz wurden deklinirt Schwarzens, Schwarzen, Schützens, Schützen, weshalb man aus den casus obliqui nie entnehmen kann, ob sich der Mann Schwarz oder Schwarze nannte; auch von Christ, Weck, Frank bildete man Christens, Christen, Weckens, Wecken, Frankens, Franken. Daher findet man in antiquarischen Katalogen Christs Buch „Anzeige und Auslegung der **Monogrammatum**“ meist unter dem falschen Namen Christen, Wecks Beschreibung von Dresden meist unter dem falschen Namen Wecken aufgeführt; auf den Titelblättern steht wirklich: von Christen, von Wecken.

gestaltung des Satzes den Namen leicht in einen andern Kasus bringen, statt des Genetivs sein setzen, des Dichters, des Künstlers dafür einsetzen u. s. w. Aber nur nicht: die Zeichnungen des Carstens! Und noch weniger Voß' Luise, denn das ist gar zu einfältig.

Des Rheins oder des Rhein?

Vielfache Unsicherheit herrscht auch in der Deklination der Ortsnamen. Haben sie keinen Artikel, wie die Länder- und Städtenamen, so bildet wohl jedermann einen richtigen Genetiv (Deutschlands, Wiens); bei den Berg- und Flußnamen aber, die den Artikel bei sich haben, kann man massenhaft Genetive lesen wie: des Rhein, des Main, des Brocken, des Vesuv, und doch liegt gar kein Grund vor, diese Namen ihres Genetiv-s zu berauben. Mit den Personennamen kann man sie nicht ohne weitres vergleichen, denn diese haben eben keinen Artikel. Anders verhält sichs mit den Länder- und Städtenamen, wenn sie durch den Zusatz eines Attributs ebenfalls den Artikel erhalten. Genetive wie: des kaiserlichen Rom, des modernen Wien, des alten Leipzig, des damaligen Frankreich, des nordöstlichen Böhmen, des erst noch zu erobernden Jütland sind wohl ebenso berechtigt wie: des großen Friedrich, wiewohl sich nicht selten auch die deklinirten Formen finden.

Völlig eingebürgert ist es, das Genetiv-s bei den Monatsnamen wegzulassen, nicht nur wenn ein bestimmter Tag angegeben wird, z. B. die Feier des 19. Oktober, sondern auch, wenn der ganze Monat gemeint ist: die Launen des Mai, um die Mitte des November u. s. w. Auch sie wurden früher deklinirt: des Märzen, des Mais, des Oktobers.

Verein Leipziger Lehrer — an Bord Sr. Maj. Schiff

Ein greulicher Fehler, für den leider in den weitesten, auch in gebildeten Kreisen schon gar kein Gefühl

mehr vorhanden zu sein scheint, liegt in Verbindungen wie: Verein Leipziger Lehrer, Hilfskasse Leipziger Journalisten, Radirungen Düsseldorfer Künstler, Photographien Magdeburger Baudenkmäler, eine Sammlung altmeißner Porzellane, nach Meldungen Dresdner Zeitungen.

Die von Ortsnamen gebildeten Formen auf er werden von vielen jetzt für Adjektiva gehalten, wie sich schon darin zeigt, daß sie sie mit kleinen Anfangsbuchstaben schreiben: pariser, wiener, thüringer, schweizer, auch darin, daß sie Adverbia dazu setzen: echt Münchner Löwenbräu (statt, wie es einzig richtig ist: echtes Münchner Löwenbräu). Das ist ein großer Irrtum. Diese Formen sind keine Adjektiva, sondern Genetive von Substantiven. Der Leipziger Bürgermeister ist, wörtlich ins Lateinische übersetzt, nicht consul Lipsiensis — das wäre der Leipzigische (!) Bürgermeister —, sondern Lipsiensium consul, der Bürgermeister der Leipziger. Man sieht das deutlich, wenn man solche Verbindungen zugleich mit einem wirklichen Adjektivum deklinirt, z. B. der neue Berliner Ofen. Dann lauten die einzelnen Kasus: des neuen Berliner Ofens, dem neuen Berliner Ofen, den neuen Berliner Ofen, die neuen Berliner Öfen u. s. w. Während also das Adjektivum neu und das Substantivum Ofen deklinirt werden, bleibt Berliner stets unverändert. Ganz natürlich; es ist eben kein Adjektivum, sondern ein eingeschobner, abhängiger Genetiv. Der Irrtum entsteht dadurch, daß man, durch den Gleichklang der Endungen verführt, solche abhängige Genetive mit dem Genetiv von wirklichen Adjektiven wie deutscher, preußischer zusammenwirft. Weil man richtig sagt: eine Versammlung deutscher Lehrer, glaubt man nun auch richtig zu sagen: ein Verein Leipziger Lehrer. Leider heißt nur hier der Nominativ nicht Leipzige Lehrer, während er dort deutsche Lehrer heißt.

Nun ist aber beim unbestimmten Artikel der Genetiv in der Mehrzahl, wenn er nicht durch ein attributives Adjektiv kenntlich gemacht wird, überhaupt nicht kennt-

lich; er muß unbedingt durch die Präposition von umschrieben werden. Wenn man sagt: eine Versammlung großer Künstler, so ist der Genetiv durch das Attribut großer genügend kenntlich gemacht; aber societas artificum läßt sich nimmermehr übersetzen: ein Verein Künstler, sondern nur: ein Verein von Künstlern; erst durch das von entsteht ein erkennbarer Genetiv. Ebenso ist es aber auch, wenn zu dem Substantiv ein Attribut tritt, das nicht deklinirbar ist, z. B. ein Zahlwort oder ein abhängiger (kein attributiver!) Genetiv. So unmöglich und so falsch es ist, zu sagen: ein Bund sechs Städte, nach Verlauf vier Wochen, die Lieferung fünftausend Gewehre, in der ersten Zeit dessen Leitung, mit Bewilligung dessen Eltern, der Verkauf ihres Mannes Bücher, Genüsse mancherlei (!) Art, eine Quelle allerhand Verlegenheiten, so gewiß in allen diesen Fällen der Genetiv nur mit Hilfe der Präposition von kenntlich gemacht werden kann (ein Bund von sechs Städten, eine Quelle von allerhand Verlegenheiten), so gewiß kann es auch einzig und allein heißen: Verein von Leipziger Lehrern, Verhaftung von Erfurter Bürgern, Verkauf von Magdeburger Molkereibutter; bei Verein Leipziger Lehrer hört man immer nur einen Nominativ: ein Verein Lehrer, wie: eine Menge Menschen, ein Haufe Steine, ein Sack Geld, ein Stück Brot u.s.w. Ebenso falsch ist es, wenn geschrieben wird, wie es jetzt fort und fort geschieht: an Bord Sr. Majestät Schiff Möve, die Forschungsreise Sr. Majestät Schiff Gazelle. Der Genetiv Sr. Majestät hängt ab von Schiff. Wovon hängt aber Schiff ab? Von nichts; es schwebt in der Luft. Und doch soll auch das ein Genetiv sein, der von Bord oder Reise abhängt. Der kann nur dadurch erkennbar gemacht werden, daß man schreibt: an Bord von Sr. Majestät Schiff Gazelle.

Anstatt des abhängigen dessen und deren braucht man sich nur des attributiven sein und ihr zu bedienen, und der Genetiv ist sofort erkennbar. Also

falsch ist: ich gedenke dessen Güte und Macht — die Briefe Goethes an seinen Sohn während dessen Studienjahre in Heidelberg — eine Darstellung der alten Kirche und deren Kunstschätze — zum Besten der Verunglückten und deren Hinterlassenen — die Sicherstellung der Zukunft der Beamten und deren Familien; es muß heißen: seiner Güte und Macht, ihrer Hinterlassenen, ihrer Familien u. s. w.*)

Schwerer wiegend oder schwerwiegender?

Bei der Vorliebe, womit jetzt einfache Begriffe wie groß und klein, stark und schwach durch schleppende Zusammensetzungen wie hochgradig, tiefgehend, weitgehend, weittragend, schwerwiegend ersetzt werden, entsteht oft Verlegenheit, wie man nun solche Zusammensetzungen im Komparativ und Superlativ behandeln soll. Logisch ist ja die Frage sehr einfach zu beantworten: was gesteigert werden soll, ist nicht das Partizip gehend, sondern das dabeistehende Adverbium tief oder weit. In vielen solchen Zusammensetzungen scheint aber das Adverbium mit dem Partizip so innig verwachsen, daß man kaum noch die Zusammensetzung empfindet. Wenn also auch niemand wagen wird, eine weitverbreitete Unsitte zu steigern: eine weitverbreitetere Unsitte, sondern eine weiter verbreitete, das hochbesteuerte Einkommen nicht: das hochbesteuertste, sondern das höchstbesteuerte, so ist doch gegen einen Komparativ wie zartfühlender nichts einzuwenden, denn das Partizipium fühlend wird hier gar nicht als Verbalform empfunden, sondern etwa wie fühlig in feinfühlig, und alle derartigen Zusammensetzungen (feinsinnig, kleinmütig, böswillig, fremdartig, gleichmäßig) gelten für einfache Wörter und können nur steigern: kleinmütiger, der kleinmütigste. Ihnen würde sich auch das neumodische hochgradig an-

*) Beim Dichter läßt man sich allenfalls gefallen: drum komme, wem der Mai gefällt, und freue sich der schönen Welt und Gottes Vatergüte (statt der Vatergüte).

schließen. Dazwischen liegen aber nun Zusammensetzungen, bei denen manchmal kaum zu entscheiden ist, ob man sie als einfache oder als zusammengesetzte Wörter ansehen soll; sogar derselbe Mensch kann zu verschiednen Zeiten darin verschieden fühlen. Ganz unerträglich sind: der schöngelegenste Teil, die vielgenannteste Persönlichkeit, die tiefliegendere Bedeutung, die weitblickendere Klugheit, eine engbegrenztere Aufgabe; es muß unbedingt heißen: der schönstgelegne oder noch besser der am schönsten gelegne Teil, die am meisten genannte Persönlichkeit, die tiefer liegende Bedeutung, die weiter blickende Klugheit, eine enger begrenzte Aufgabe. Nicht ganz so anstößig erscheint: die wohlgemeinteste Warnung, die weitgehendste Mitwirkung, die weittragendste Bedeutung, tiefgehendere Anregungen, obwohl natürlich die bestgemeinte Warnung, die weitestgehende Mitwirkung ebenfalls vorzuziehen ist. Völlig gewöhnt haben wir uns an den tiefgefühltesten Dank und an die hochgeehrtesten oder hochverehrtesten Herren. Schön kann man alle solche Steigerungen nicht nennen; sie klingen alle mehr oder weniger schleppend und schwülstig; und was sie ausdrücken sollen, kann meist durch ein einfacheres Wort oder einen kleinen Nebensatz ebenso kräftig und deutlich gesagt werden.

Größtmöglichst

Noch schlimmer freilich sind die jetzt so beliebten doppelten Superlativbildungen, wie die besteingerichtetsten Verkehrsanstalten, die bestbewährtesten Fabrikate, der feinstlaubigste Kohlrabi u. ähnl. (statt der besteingerichteten oder der bewährtesten). Für so gut als möglich kann man natürlich auch sagen: möglichst gut. Wie muß sich aber dieser Ausdruck mißhandeln lassen! Die einen bringen den Superlativ an die falsche Stelle und sagen bestmöglich, was völliger Unsinn ist, denn man will doch nicht die höchste Güte, sondern die Güte in dem höch-

sten Grade der jeweiligen Möglichkeit ausdrücken; andre wissen sich gar nicht genug zu thun und bilden auch hier wieder den doppelten Superlativ bestmöglichst, größtmöglichst: mit größtmöglichster Beschleunigung u. ähnl. Das einzig richtige ist: mit möglichst großer Beschleunigung.

Gedenke unser oder unsrer?

Auch in der Deklination der Fürwörter herrscht jetzt hie und da Unwissenheit oder Unsicherheit. Daß man eine Frage besprechen muß, wie: gedenke unser oder unsrer? ist sehr traurig, aber es ist leider nötig, denn der Fehler: erbarme dich unsrer oder: ich werde eurer gedenken — macht immer weitere Fortschritte; viele glauben offenbar, die kürzern Formen seien nur durch Nachlässigkeit entstanden.

Die Genetive des persönlichen Fürwortes ich, du, er, wir, ihr, sie heißen: mein, dein, sein, unser, euer, ihr, z. B.: gedenke mein, ich denke dein, Vergißmeinnicht, unser einer, unser aller Wohl, unser keiner lebt ihm selber. Daneben sind freilich im Singular schon früh die unorganischen Formen meiner, deiner, seiner aufgekommen und haben sich festgesetzt, aber doch ohne die echten, alten Formen ganz verdrängen zu können (vgl. z. B. bei Gellert: der Herr hat mein noch nie vergessen, vergiß, mein Herz, auch seiner nicht); ihr ist leider ganz durch ihrer verdrängt worden: wir wollen uns ihrer annehmen. Aber in der ersten und zweiten Person der Mehrzahl ist doch die alte richtige Form noch so lebendig, daß es unverantwortlich wäre, sie gegen die falsche, die sich auch hier eindrängen möchte, nicht in Schutz zu nehmen. Unsrer und eurer sind Genetive des besitzanzeigenden Eigenschaftswortes, aber nicht des persönlichen Fürwortes. Also: erbarmt euch unser und unsrer Kinder!

Derer und deren

Die Genetive der Mehrzahl derer und deren kennt die alte Sprache überhaupt nicht, sie hat nur

dor; beide sind — ebenso wie die Genetive der Einzahl dessen und deren — erst im Neuhochdeutschen gebildet worden, um das betonte und lang gesprochne Determinativum und Relativum der von dem unbetonten und kurz gesprochenen Artikel der auch in den übrigen Kasus zu unterscheiden. Derer steht vor Relativsätzen und verdient dort den Vorzug vor dem schleppenden derjenigen; deren ist Relativum und Demonstrativum: die Krankheiten, deren Heilung möglich ist — die Fehler, deren wir uns bewußt sind. Falsch ist es also, wenn Relativsätze angefangen werden: in Betreff derer, vermöge derer.

Einunddesselben

Der arge Mißbrauch, der mit dem Pronomen derselbe getrieben wird, daß man es fortwährend für er oder dieser braucht (siehe darüber S. 227), hat dazu geführt, daß man nun einundderselbe sagen zu müssen glaubt, wo man derselbe in seiner wirklichen Bedeutung meint. Diese überflüssige Zusammensetzung wird vollends schleppend, wenn man sie pedantisch deklinirt: eines und desselben, einem und demselben. Wer sie durchaus nicht entbehren zu können glaubt, der sage wenigstens: an einunddemselben Tage, im Laufe einunddesselben Jahres, in einundderselben Hand. Dieselbe Freiheit nimmt man sich ja auch bei Grund und Boden; die Entwertung des Grundes und Bodens klingt häßlich, besser ist: des Grund und Bodens, als ob beides nur ein Wort wäre.

Man

Daß auch das unpersönliche Pronomen man deklinirt werden kann, dessen sind sich die allerwenigsten bewußt. In der lebendigen Rede bilden sie zwar, ohne es zu wissen, die casus obliqui ganz richtig, aber wenn sie die Feder in die Hand nehmen, getrauen sie sich nicht, sie hinzuschreiben, sondern suchen herum, wie sie sich ausdrücken sollen! Der Junge, der von einem

andern Jungen geneckt wird, sagt: laß einen doch gehen! und wenn er sich über den Necker beschwert, sagt er: der neckt einen immer. Aber auch der erwachsne sagt: das kann einem alle Tage begegnen. Und Lessing schreibt: macht man das, was einem so einfällt? — so was erinnert einen manchmal, woran man nicht gern erinnert sein will — muß man nicht grob sein, wenn einen die Leute sollen gehen lassen? — Goethe sagt sogar: eines Haus und Hof steht gut, aber wo soll baar Geld herkommen? Es ist also klar: die casus obliqui von man werden in der lebendigen Sprache gebildet durch eines, einem, einen. Viele scheinen diese Ausdrucksweise jetzt nicht für fein zu halten, sich einzubilden, daß sie nur der niedrigen Umgangssprache zukomme. Das ist thörichter Aberglaube; man kann sich gar nicht besser ausdrücken, als wie es Goethe gethan hat: wenn man für einen reichen Mann bekannt ist, so steht es einem frei, seinen Aufwand einzurichten, wie man will.

Jemand oder jemandem?

In jemand und niemand ist das d ein unorganisches Anhängsel. Die Wörter sind natürlich mit man (Mann) zusammengesetzt (ieman, nieman), im Mittelhochdeutschen heißen Dativ und Akkusativ iemanne, niemanne, ieman, nieman. Da sich das Gefühl dafür durchaus noch nicht allgemein verloren hat, wie das Schwanken zeigt, da es jedermann noch versteht, wenn man sagt: ich habe niemand gesehen, es war niemand erlaubt, so ist nicht einzusehen, weshalb die durch Mißverständnis entstandnen Formen jemandem, niemandem, jemanden, niemanden den Vorzug verdienen sollten.

Jemand anders

Der S. 50 erteilte Rat, bei den Adjektiven, deren Stamm auf er endigt, immer die schönen, kräftigen

Formen: unsers, andern den weichlichen Formen: unsres, andren vorzuziehen, erleidet eine Ausnahme bei dem Neutrum anders. Unser heutiges Umstandswort anders, d. h. auf andre Weise (ich hätte das anders gemacht), ist ursprünglich nichts „andres" als das Neutrum von andrer, andre, andres (ein andres Kleid). Die Sprache hat sich also hier des ganz äußerlichen Mittels bedient, das einemal den Vokal der Endung, das andremal den des Stammes auszuwerfen, um einen Unterschied zwischen Adjektivum und Adverbium zu schaffen. (Vgl. besondres und besonders). An diesem Unterschied ist natürlich nun festzuhalten, es wird niemand schreiben: ein anders Kleid. Zum Glück hat sich aber in der lebendigen Sprache in den Verbindungen: wer anders, was anders, jemand anders, niemand anders die kräftigere Form erhalten; man sagt: wer anders sollte mir helfen? — ja, Bauer, das ist ganz was anders! — das ist niemand anders gewesen als du. In allen diesen Verbindungen ist anders nicht etwa als Adverbium aufzufassen, sondern es ist das geschlechtlose Neutrum zur Bezeichnung beider Geschlechter, und zwar im Genetiv, wie in jemand fremdes. Darnach kann nun auch kein Zweifel sein, wie diese Verbindungen deklinirt werden müssen. Der Volksmund hat das einzig richtige, wenn er sagt: von wem anders soll ich mir helfen lassen? — ich bin mit niemand anders in Berührung gekommen. Falsch ist: mit niemand anderm, freilich nicht viel falscher als: von was anderm, zu was besserm, zu nichts gutem, wo auch das abhängige Wort, das eigentlich im Genetiv stehen müßte, die Kasusbezeichnung übernommen hat, die in was und nichts nicht zum Ausdrucke kommt.

Starke und schwache Konjugation

Wie bei den Hauptwörtern zwischen einer starken und einer schwachen Deklination, so unterscheidet man bei den Zeitwörtern zwischen einer starken und einer

schwachen Konjugation. Starke Zeitwörter nennt man die, die ihre Formen aus eigner Kraft, ohne fremde Hilfe bilden, schwache die, die zur Bildung ihrer Formen fremder Hilfe bedürfen. Ein starkes Zeitwort ist: ich springe, ich sprang, ich bin gesprungen, ein schwaches: ich sage, ich sagte, ich habe gesagt. Die Formen sagte und gesagt sind zusammengesetzt mit demselben Wortstamm, der in thun vorliegt; ich sagte bedeutet also eigentlich: ich sagen that. Das ist die fremde Hilfe, deren die starken Zeitwörter nicht bedürfen. Die starken bilden ihre Formen nur durch Veränderung des Stammvokals. Diese Veränderung nennt man den Ablaut, die verschiednen Wege, die der Ablaut einschlägt, die Ablautsreihen.*). Die wichtigsten Ablautsreihen sind: i, a, u (binde, band, gebunden), i, a, o (schwimme, schwamm, geschwommen), e, a, o (nehme, nahm, genommen), i, a, e (bitte, bat, gebeten), e, a, e (lese, las, gelesen), ei, i, i (reite, ritt, geritten), ei, ie, ie (bleibe, blieb, geblieben), ie, o, o (gieße, goß, gegossen) a, u, a (fahre, fuhr, gefahren). Außerdem giebt es noch unregelmäßig ablautende Zeitwörter und gewisse Mischformen.

Fast noch bewundernswürdiger als in der Deklination der Hauptwörter ist in der Flexion der Zeitwörter die Sicherheit, mit der auch der mindergebildete der Fülle und Mannichfaltigkeit der Formen gegenübersteht. Freilich giebt es auch hier Schwankungen und Verirrungen, darunter sogar recht ärgerliche und beschämende. Es giebt Verbalstämme, die eine starke und auch eine schwache Flexion erzeugt haben, natürlich mit verschiedner Bedeutung; da ist dann Verwechslung eingetreten. Es giebt aber auch Zeitwörter, die sich einfach in die falsche Flexion verirrt haben. Manches ist aber bei gutem Willen doch vielleicht noch zu retten.

Schwankende Zeitwörter

Das intransitive hangen und das transitive hängen (eigentlich henken) jetzt noch streng auseinanderhalten

*) Auch diese Ausdrücke stammen von Jakob Grimm.

zu wollen, ist wohl vergebliches Bemühen. Wenn auch im Perfekt noch richtig gesagt wird: ich habe das Bild aufgehängt, und aufgehangen als fehlerhaft empfunden wird, so hat sich doch leider fast allgemein eingebürgert: ich hing den Hut auf, und abhangen, zusammenhangen erscheint uns altertümlich gesucht, obwohl es das richtige ist. Ähnlich verhält sichs mit wägen und wiegen; man sagt jetzt ebenso: der Bäcker wiegt das Brot, wie: das Brot wiegt zu wenig, obwohl es im ersten Falle eigentlich wägt heißen müßte. Auch bei schmelzen und löschen sollte von Rechts wegen zwischen einer transitiven schwachen und einer intransitiven starken Flexion unterschieden werden: die Sonne schmelzt den Schnee, hat den Schnee geschmelzt, aber der Schnee schmilzt, ist geschmolzen, der Wind löscht das Licht aus, hat es ausgelöscht, aber das Licht verlischt, ist verloschen. Leider wird der Unterschied nur noch selten beobachtet.

Ob eine Unterscheidung zwischen verdorben und verderbt Berechtigung habe, ist zweifelhaft; manche möchten das erste nur im natürlichen Sinne (verdorbenes Fleisch), das zweite nur im sittlichen Sinne (ein verderbtes Herz) gebraucht wissen. Dagegen sollte schlechterdings nicht verwechselt werden, wie es jetzt so oft geschieht, gesonnen und gesinnt, geschaffen und geschafft. Gesonnen kann nur die Absicht oder den Willen bedeuten: ich bin gesonnen, zu verreisen; gesinnt, was gar nicht von dem Zeitworte sinnen, sondern von dem Hauptworte Sinn gebildet ist, kann nur von der Gesinnung gebraucht werden: er war gut deutsch gesinnt, er ist mir feindlich gesinnt. Schaffen bedeutet in der starken Flexion (schuf, geschaffen) die wirklich schöpferische Thätigkeit, das Hervorbringen: der Dichter hat ein neues Werk geschaffen. Ist aber nur arbeiten, hantiren, ausrichten, bewirken gemeint, so muß es schwach flektirt werden (schaffte, geschafft). Von Rat schaffen also, Nutzen schaffen, Abhilfe schaffen und dem jetzt in der Zeitungssprache so beliebten Wandel schaffen dürfen durchaus nur die schwachen

Formen gebildet werden; es ist ein grober Fehler, zu sagen: hier muß Wandel geschaffen werden.

Höchst unangenehm fällt auch die fortwährende Vermischung von dringen und drängen auf. Dringen ist intransitiv und hat zu bilden: ich drang vor, ich bin vorgedrungen. Drängen dagegen ist transitiv oder reflexiv und kann nur bilden: ich drängte, ich habe gedrängt; also auch: ich drängte mich vor, ich habe mich vorgedrängt, es wurde mir aufgedrängt. Durchaus falsch ist: ich dringe mich nicht auf, ich habe mich nicht aufgedrungen, diese Auffassung hat sich mir aufgedrungen.

Eine ärgerliche Verwirrung ist bei dünken eingerissen. Man sollte dieses Wort, das ohnehin für unser heutiges Sprachgefühl etwas zopfiges hat, doch lieber gar nicht mehr brauchen, wenn mans nicht mehr richtig zu flektiren weiß! Das Imperfekt von dünken heißt däuchte; beide Formen verhalten sich zu einander genau so wie denken und dachte, womit sie ja auch stammverwandt sind. Aus däuchte wird aber jetzt ein Präsens däucht gemacht, noch dazu falsch mit dem Dativ verbunden: mir däucht (!), was genau so unsinnig ist, als wenn jemand dacht statt denkt sagen wollte. Das einzig richtige ist: mich dünkt, mich däuchte.

Frägt und frug

Schmachvoll ist es, mit welcher Schnelligkeit im Laufe weniger Jahre die falschen Formen frägt und frug um sich gegriffen haben, auch in Kreisen, die für gebildet gelten wollen und den Anspruch erheben, ein anständiges Deutsch zu sprechen. Der Fehler wird deshalb so ganz besonders widerwärtig, weil sichs dabei um ein Zeitwort handelt, das hundertmal des Tags gebraucht wird. Das immer falsch hören zu müssen, ist doch gar zu greulich.

Die Zeitwörter mit ag im Stamme teilen sich in zwei Gruppen; die eine Gruppe gehört dem starken Verbum, die andre dem schwachen an. Die erste Gruppe

bilden die beiden Verba: ich trage, du trägst — ich trug — ich habe getragen, ich schlage, du schlägst — ich schlug — ich habe geschlagen; sie haben dieselbe Ablautsreihe wie fahre, fuhr, gefahren — grabe, grub, gegraben — wachse, wuchs, gewachsen u. a. Zur zweiten Gruppe gehören: ich sage, du sagst — ich sagte — ich habe gesagt, ich jage, du jagst — ich jagte — ich habe gejagt, ich plage, du plagst — ich plagte — ich habe geplagt, ich wage, du wagst — ich wagte — ich habe gewagt. Fragen hat nun seit Jahrhunderten unbezweifelt zur zweiten Gruppe gehört: ich frage, du fragst — ich fragte — ich habe gefragt. Unsre Klassiker kennen gar keine andre Form. Zwei der besten deutschen Prosaiker, Gellert und Lessing, wissen von frägt und frug gar nichts. Nur ganz vereinzelt findet sich in Versen, also unter dem beengenden Einflusse des Rhythmus, frug; so bei Goethe in den Venetianischen Epigrammen: niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König um mich bekümmert — bei Schiller im Wallenstein: ja wohl, der Schwed frug nach der Jahrszeit nichts. Auch Bürger hat es (Lenore: sie frug den Zug wohl auf und ab, und frug nach allen Namen), und da haben wir denn auch die Quelle: es stammt aus dem Niederdeutschen. Bürger war 1747 in Molmerswende bei Halberstadt geboren; unzweifelhaft sagte man dort schon zu seiner Zeit allgemein frug.*) Aber noch in den fünfziger und sechziger Jahren unsers Jahrhunderts hörte man die Dialektform in der gebildeten Umgangssprache so gut wie gar nicht. Auf einmal tauchte sie auf. Und nun ging es ganz wie mit einer neuen Kleidermode, sie verbreitete sich anfangs langsam, dann schneller und immer schneller. Am meisten zur Verbreitung hat ohne Zweifel Gustav Freytag beigetragen; er kennt gar keine andre

*) Das Niederdeutsche hat auch jug gebildet von jagen. Doch wird ein Unterschied gemacht. Bismarcks Vater brauchte jagte von der Jagd, jug von schneller Bewegung, z. B. schnellem Fahren. In Hannover sagt der gemeine Mann: ehe der Polizist die Nummer merken konnte, jug der Bengel um die Ecke.

Form, sie gehört bei ihm zu den mancherlei Mittelchen, mit denen er seiner Sprache künstlich etwas altertümliches zu geben sucht. Als Freytags Ahnen Modebücher waren, da wurde auch frug Mode.*) Heute schwatzen nicht bloß die Ladendiener und die Ladenmädchen in der Unterhaltung unaufhörlich: ich frug ihn, er frug mich, wir frugen sie, sondern auch der Student, der Gymnasiallehrer, der Professor, alle schwatzens mit, alle Zeitungen, alle Novellen und Romane schreibens, das richtige bekommt man kaum noch zu hören oder zu lesen. Es fehlte nur, daß auch noch gesagt und geschrieben würde: ich habe gefragen, er hat mich gefragen u. s. w. Und dabei bezeichnet Jakob Grimm im deutschen Wörterbuche die Formen frug und frägt als „höchst unorganisch," und in der schon erwähnten deutschen Elementargrammatik ist fragen (noch 1885!) als Beispiel für die schwache Konjugation vollständig ausgeführt, mit der Bemerkung: Fragen geht schwach; frug ist falsch, ebenso frägst und frägt. Wie lange wird die alberne Mode dauern? wird sie nicht endlich dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen?

Merkwürdig ist es, daß in diesem Falle die Sprache einmal aus der schwachen in die starke Konjugation abgeirrt ist. Gewöhnlich schlägt sie doch den umgekehrten Weg ein. Wie kleine Kinder, die erst reden lernen, anfangs starke Verba gern nach der schwachen Konjugation bilden: ich schreibte, er rufte mich, er fliegte, so haben es auch immer die großen Kinder

---

*) Die Grenzboten veröffentlichten 1882 ein hübsches Sonett aus Süddeutschland, das sich über das Vordringen der falschen Formen lustig machte. Es begann mit der Strophe:

> Ich frug mich manchmal in den letzten Tagen:
> Woher stammt wohl die edle Form: er frug?
> Wer war der Kühne, der zuerst sie wug?
> So frug ich mich, so hab ich mich gefragen.

Eine Anzahl von Zeitungen brachte dann Gegensonette, aus denen freilich nichts weiter hervorging, als daß ihre Verfasser keine Ahnung von den Anfangsgründen der deutschen Grammatik hatten, und daß ihnen die falschen Formen schon so in Fleisch und Blut übergegangen waren, daß sie für das richtige schon alles Gefühl verloren hatten.

gemacht, die nicht ordentlich hatten reden lernen. Nur *stecken* ist noch denselben Weg gegangen wie *fragen*; man kann oft hören: er *stak* in großer Not, der Schlüssel *stak* an der Thür (anstatt des richtigen *steckte*). *Gestocken* hat aber auch noch niemand zu bilden gewagt, so wenig wie *gefragen*.*)

Übergeführt und überführt

Auch das transitive *führen* (d. h. bringen) und das intransitive *fahren* (d. h. sich bewegen) noch auseinanderhalten zu wollen, wäre vergebliches Bemühen. In beiden Bedeutungen wird schon längst bloß noch *fahren* gebraucht: ich *fahre* im Wagen, und der Kutscher *fährt* mich. Es kann aber gar nichts schaden, wenn man sich an *Fuhre*, *Fuhrmann*, *Bierführer*, dem ältern *Buchführer* (statt Buchhändler) u. a. den ursprünglichen Unterschied gegenwärtig hält. Und dazu könnte auch *überführen* dienen, das jetzt in der Zeitungssprache (als Ersatz für *transportiren*) beliebt geworden ist, wenn mans nur nicht fortwährend falsch flektirt lesen müßte!

Täglich muß man jetzt in Zeitungen von *überführten* Kranken und *überführten* Leichen lesen, das soll heißen: von Personen, die in das oder jenes Krankenhaus oder nach ihrem Tode in die Heimat zum Begräbnis gebracht worden sind. Wie kann sich nur das Sprachgefühl so verirren! Verbrecher werden *überführt*, wenn ihnen trotz ihres Leugnens ihr Verbrechen nachgewiesen wird; dann aber werden sie ins Zuchthaus *übergeführt*, wenn denn durchaus „geführt“ werden muß.

Es giebt eine große Anzahl mit Präpositionen zusammengesetzter Zeitwörter, bei denen, je nach der Bedeutung, die sie haben, bald die Präposition, bald das Zeitwort betont wird, z. B. *übersetzen* (den Wandrer über den Fluß) und *übersetzen*, *überlegen* (über die

*) Als eine Merkwürdigkeit mag erwähnt sein, daß alle Leipziger Buchbinder sagen: das Buch wird bloß *geheftet*, dagegen alle Leipziger Schneider: der Ärmel ist erst *gehoften*.

Bank) und überlegen, übergehen (zum Feinde) und übergehen (den nächsten Abschnitt), unterhalten (den Krug am Brunnen) und unterhalten, unterschlagen (die Beine) und unterschlagen (eine Geldsumme), unterbreiten (einen Teppich) und unterbreiten (ein Bittgesuch), umschreiben (noch einmal oder ins reine schreiben) und umschreiben (einen Ausdruck), durchstreichen (eine Zeile) und durchstreichen (eine Gegend), durchsehen (eine Rechnung) und durchschauen (einen Betrug), hintergehen und hintergehen, wiederholen und wiederholen u. s. w. Gewöhnlich haben die Bildungen mit betonter Präposition die eigentliche, sinnliche, die mit betontem Verbum eine übertragne, bisweilen auch die einen eine transitive, die andern eine intransitive Bedeutung. Die Bildungen nun, die die Präposition betonen, trennen bei der Flexion die Präposition ab, oder richtiger: sie verbinden sie nicht mit dem Verbum (ich breite unter, ich streiche durch, ich gehe hinter) und bilden das Partizip der Vergangenheit mit der Vorsilbe ge (untergebreitet, durchgestrichen, hintergegangen); die dagegen, die das Verbum betonen, lassen bei der Flexion Verbum und Präposition verbunden (ich unterbreite, ich durchstreiche, ich hintergehe) und bilden das Partizip ohne die Vorsilbe ge (unterbreitet, durchstrichen, hintergangen). Darnach ist es klar, daß von einem Orte zum andern etwas nur übergeführt, aber nicht überführt werden kann. Ebenso verhält sichs mit übersiedeln, wo das Sprachgefühl neuerdings auch ins Schwanken gekommen ist. Richtig ist nur: wann siedelst du über? ich bin schon übergesiedelt, aber nicht: wann übersiedelst du? ich bin schon übersiedelt.

Die Verwirrung stammt aus Süddeutschland und namentlich aus Österreich, wo nicht nur der angegebne Unterschied vielfach verwischt wird, sondern überhaupt die Neigung besteht, das Gebiet der trennbaren Zusammensetzung immer mehr einzuschränken. Der Wiener sagt stets: überführt und übersiedelt; er unterordnet sich, eine Aufgabe obliegt ihm, er redet von

einem *unterschobenen* Kinde, von dem Texte, der einem Liede *unterlegt* ist, er *unterbringt* einen jungen Mann in einem Geschäft, er *überschäumt* vor Entrüstung, er *anerkennt* u. s. w. Wir sollten uns mit allen Kräften gegen diese Verwirrung wehren, die doch nur die Folge einer Abstumpfung des Sprachgefühls ist, wie sie nur der österreichische Völkerbrei erzeugen kann.*)

Singen hören oder singen gehört?

Ein Beispiel dafür, wie man aus Unkenntnis einem vermeintlichen Fehler aus dem Wege gehen und dabei in einen wirklichen Fehler verfallen kann, sind Sätze wie: ich habe meinen Schirm *stehen gelassen* — hast du den Herrn mir *gegenübersitzen gesehen* — wir haben ihn letzten Winter öfter *singen gehört* u. ähnl.

Von den Hilfszeitwörtern *können, mögen, dürfen, wollen, sollen, müssen* wird das Partizip der Vergangenheit, wenn es auf einen Infinitiv folgt, in einer Form gebildet, die scheinbar selbst ein Infinitiv ist, in ihrer äußern Form wenigstens ganz mit dem Infinitiv übereinstimmt, in Wahrheit aber jedenfalls eine alte Partizipialform ist, die sich in solchen Verbindungen noch erhalten hat. Während also in selb-

*) Die Verbindung: *ich anerkenne* hat man neuerdings aus syntaktischen Gründen nicht bloß zu verteidigen, sondern sogar als „glückliche Weiterbildung" unsrer Sprache zu empfehlen gewagt; bei der Trennung gerate die Präposition leicht (?) in zu große Entfernung vom Verbum, z. B. ich *erkenne* die Verdienste dieses Mannes um die Freiheit und Größe, sowie um den wachsenden Wohlstand unsers Vaterlandes nach jeder Richtung hin *an*. Gewiß ist dies (offenbar erfundene) Beispiel häßlich, aber nicht wegen der weiten Entfernung der beiden zusammengehörigen Wörter, sondern wegen der schleppenden Anhängsel an das Wort *Verdienste*. Was hindert denn zu sagen: nach jeder Richtung hin (übrigens ein ganz schwätzerhafter Zusatz!) *erkenne ich an*, daß sich dieser Mann um die Freiheit und Größe u s. w große Verdienste erworben hat? Einen Sprachfehler zu begehen, um eine stilistische Unbeholfenheit zu verhüllen, ist doch sicherlich verkehrt. Da beseitigt man doch lieber die Unbeholfenheit und rettet die grammatische Richtigkeit.

ständiger Stellung das Partizip gekonnt, gemocht, gedurft, gewollt lautet, heißt es in Verbindung mit dem Infinitiv: thun können, thun mögen, thun wollen, thun dürfen. Diesen Hilfszeitwörtern schließt sich aber auch noch eine Reihe andrer Verba an, sowie sie in derselben Weise als Hilfszeitwörter gebraucht werden; es sind das: brauchen (im Sinne von müssen oder dürfen), lassen, heißen, helfen, sehen, hören, lehren und lernen. Im Volksmunde werden sie denn auch alle mit voller Sicherheit ebenso behandelt; der „Gebildete" aber, dessen Kenntnis so weit reicht, daß er einen Infinitiv von einem Partizipium unterscheiden kann, aber nicht so weit, daß er über das doppelte Partizip dieser Verba Bescheid wüßte, getraut sich nicht mehr, die infinitivartig klingenden Formen hinzuschreiben, und so muß man denn fortwährend so garstige Sätze lesen, wie: Dozent auf der Hochschule hatte ich werden gewollt — der Rat hat seine frühern Bedingungen fallen gelassen — er hatte ein Mädchen mit einem Kinde gewissenlos sitzen gelassen — über diesen Versuch hat er nie Reue zu empfinden gebraucht u. s. w. Leider hat sich bei einzelnen dieser Verba, namentlich bei lehren und lernen, das falsche schon so festgesetzt, daß es förmlich auffällt, wenn sich jemand noch richtig ausdrückt und sagt: ich habe sie auf dem Balle kennen lernen. Der Sprachkundige kann sich aber gar nicht anders ausdrücken, zumal wenn er noch lebendiges Sprachgefühl hat, ja er dehnt gelegentlich den Gebrauch unwillkürlich noch auf andre sinnverwandte Verba aus und sagt z. B.: wir hätten diese Schuld auch dann noch auf uns lasten fühlen. Im Grunde ist auch dagegen nichts einzuwenden.

Würfe oder wärfe — begönne oder begänne?

Immer größer wird die Unbeholfenheit, den Konjunktiv des Imperfekts richtig zu bilden. Viele getrauen sichs kaum noch, sie umschreiben ihn womöglich überall durch würde mit dem Infinitiv, auch da, wo

dies nach den Regeln der Satzlehre ganz unzulässig ist. Besonders auffällig ist bei einer Reihe von Zeitwörtern die Unsicherheit über den Umlautsvokal; soll man ä oder ü brauchen? Das Schwanken ist dadurch entstanden, daß im Mittelhochdeutschen der Pluralvokal im Präteritum vielfach anders lautete als der Singularvokal (half, hulfen; wart, wurden), dieser Unterschied sich aber später ausglich. Da nun der Konjunktiv immer mit dem Umlaute des Pluralvokals gebildet wurde, so entstand nun Streit zwischen ä und ü. Da aber die ursprünglichen Formen (hülfe, stürbe, verdürbe, würbe, würfe) doch noch lebendig sind, so verdienen sie auch entschieden geschützt und den später eingedrungnen hälfe, stärbe, verdärbe, wärbe, wärfe vorgezogen zu werden. Neben würde ist die Form mit ä gar nicht aufgekommen. Bei einigen Verben, wie bei beginnen, hat der Streit zwischen ä und ü im Anschluß an das o des Partizips (begonnen) ö in Aufnahme gebracht. Auch hier verdienen diese Formen mit ö (beföhle, begönne, besönne, empföhle, gewönne, gölte, rönne, schölte, schwömme, spönne), da sie dem umgewandelten Pluralvokal o entsprechen, durchaus den Vorzug vor denen mit ä.

Kennte oder kännte?

Ein Irrtum ist es, wenn man aus dem Indikativ kannte einen Konjunktiv kännte bilden zu dürfen glaubt. Die schwachen Zeitwörter: brennen, kennen, nennen und rennen bilden das Imperfekt mit dem sogenannten Rückumlaut a, ebenso wie senden und wenden. Der Konjunktiv des Imperfekts lautet aber bei schwachen Verben niemals um; wie sendete neben sandte, so steht kennete neben kannte. Wird nun das mittlere e unterdrückt, so kann nur kennte übrigbleiben, aber nicht kännte.

Zur Wortbildungslehre



Hingebung und Hingabe. Aufregung und Aufgeregtheit

In der Wortbildung machen sich jetzt, neben manchen minder bedeutenden Verirrungen des Sprachgefühls, doch auch einige recht arge Geschmacklosigkeiten breit, und das bedenkliche dabei ist, daß sie selbst mit dem Anspruche des bessern Geschmacks auftreten. Dies gilt gleich in dem ersten hier zu besprechenden Falle.

Von gewisser Seite wird neuerdings ein lebhafter Kampf gegen die Wörter auf ung geführt. Sie klängen häßlich, heißt es, ja sie seien geradezu eine Verunstaltung unsrer Sprache. In Schulen wird gelehrt, man solle sie möglichst vermeiden. Irgend jemand hat sogar die witzige Bemerkung gemacht, unsre Sprache mit ihren vielen ung-ung-ung klinge wie lauter Unkenrufe.

Das ist zunächst eine große Übertreibung. Die Endung ung ist tonlos und fällt nirgends in solchem Grade ins Gehör, daß sie, in kurzen Zwischenräumen wiederholt, stören könnte. Wenn das Ohr durch nichts schlimmeres in unsrer heutigen Sprache verletzt würde als durch die Endung ung, so wäre es gut. Sätze wie folgende: wir fassen unser Urteil über die Einrichtung dahin zusammen, daß ihre Einführung eine schwere Schädigung des Rechtsgefühls sein würde, oder: über die Voraussetzungen zu einer Schließung des Reichstags enthält die Verfassung keine ausdrückliche Bestimmung — haben nicht das geringste anstößige. In lebendiger Rede hört man es kaum, daß hier kurz hinter einander drei oder vier

Wörter auf ung stehen. Hebt man freilich die Endung auffällig hervor, so kann es wohl anstößig oder lächerlich klingen; aber auf diese Weise kann man auch hundert andre Spracherscheinungen anstößig oder lächerlich machen.

Nicht die Wörter auf ung muß man bekämpfen, sondern eine immer mehr um sich greifende garstige Gewohnheit, die dazu verleitet, eine Menge wirklich häßlicher Wörter auf ung zu bilden, darunter Ungetüme, wie: Inbetriebsetzung, Außerachtlassung, Inwegfallbringung, Zurdispositionstellung u. a., die Gewohnheit nämlich, eine Handlung, einen Vorgang nicht mehr durch das Verbum auszudrücken, sondern durch ein Substantivum in Verbindung mit irgend einem farblosen Zeitwort des Geschehens (mit Vorliebe stattfinden oder erfolgen) also z. B. zu sagen: die Eröffnung der Halle erfolgte um 10 Uhr, nachdem die Inbetriebsetzung der Maschinen schon eine Stunde vorher stattgefunden hatte — statt: eröffnet wurde die Halle um 10 Uhr, nachdem die Maschinen schon eine Stunde zuvor in Betrieb gesetzt worden waren. Da ist es aber nicht die Endung ung, die verletzt, sondern das schleppende Wortungetüm, das damit gebildet ist, und der ganze unlebendige, halb versteinerte Gedankenausdruck. Darüber weiteres später in der Lehre vom Satzbau (vgl. S. 250).

Im Gegenteil: wir haben allen Anlaß, die Endung ung zu schützen, ja zu verteidigen gegen thörichte Neubildungen, die sich ihr an die Seite drängen und die Richtigkeit des Ausdrucks stören wollen.

Die Wörter auf ung bezeichnen zunächst eine Handlung, einen Vorgang; Bildung, Erziehung, Aufklärung, Einrichtung bedeuten zunächst die Handlung, die Thätigkeit des Bildens, des Erziehens, des Aufklärens, des Einrichtens. Aus dieser Bedeutung entwickelt sich aber leicht eine weitere, nämlich die des Ergebnisses, das die Handlung hat, des Zustandes, der durch sie herbeigeführt worden ist; Bildung, Erziehung, Aufklärung bedeuten auch den Zustand

des Gebildetseins, des Erzogenseins, des Aufgeklärtseins, Einrichtung auch das Eingerichtete selbst. Vielfach hat nun die Sprache, um den Unterschied zwischen der Handlung und ihrem Ergebnis zu bezeichnen, neben dem Worte auf ung noch ein kürzeres, meist mit Ablaut, unmittelbar aus dem Stamme geschaffen, also eine starke Bildung neben der schwachen. So haben wir Anlage neben Anlegung und können geradezu reden von der Anlegung von Gartenanlagen oder von der Anlegung von Gas- und Wasseranlagen. Nun können allerdings auch solche kurze, unmittelbar aus dem Stamme gebildete Formen manchmal ebenso gut die Handlung wie das Ergebnis der Handlung bezeichnen, z. B. Verkauf; niemand spricht von Verkaufung. Wie verfährt man aber jetzt? Da, wo die Sprache die Unterscheidung an die Hand giebt, wo sie es ermöglicht, einen Unterschied zu machen (da haben wir gleich wieder ein Beispiel: Unterscheidung und Unterschied!), verschmäht man ihn und redet von Hingabe, Freigabe, Erwerb, Bezug, Vollzug, Entscheid, Entsatz, Ersatz, Vergleich, Ausgleich, Aufgebot, Freispruch (des Angeklagten), Zusammenschluß, wo Hingebung, Freigebung (der Sonntagsarbeit), Erwerbung, Beziehung, Vollziehung, Entscheidung, Entsetzung (Emin Paschas), Ersetzung, Vergleichung, Ausgleichung Aufbietung (aller Kräfte), Zusammenschließung das richtige wäre, weil man die Handlung meint. Vom Freispruch des Richters könnte man zur Not sprechen, aber beim Angeklagten doch nur von Freisprechung. Andrerseits: da, wo die Sprache wirklich beides, Handlung und Zustand, mit demselben Worte, und zwar auf ung, ausgedrückt hat, schafft man künstlich einen Unterschied durch häßliche Neubildungen auf heit (sie schießen jetzt wie Pilze aus der Erde!) und läßt die Menschen aus Geneigtheit oder Abgeneigtheit, in der Zerstreutheit, in der Verzücktheit, in der Verstimmtheit, in der Aufgeregtheit, in der ersten

Überraschtheit, mit Gefaßtheit, unter Merkmalen von Geistesgestörtheit thun, was sie früher aus Neigung oder Abneigung, in der Zerstreuung, in der Verzückung, in der Verstimmung, in der Aufregung, in der ersten Überraschung, mit Fassung, in einem Anfalle von Geistesstörung thaten. Ja man redet sogar von der Vertiertheit des Proletariats statt von der Vertierung. Hier überall gilt es, die gute alte Bildung auf ung zu schützen und das einschlummernde Sprachgefühl wieder zu wecken. Der Strafvollzug, von dem unsre Juristen, die innige Hingabe, von der unsre Romanschriftsteller immer reden, sind geradezu greulich. Wird jemand Anziehung und Anzug verwechseln, oder Eingebung und Eingabe, und sagen: er that das aus göttlicher Eingabe? Das fürchterlichste ist wohl der Bezug. Früher kannte man Bezüge nur an Bettkissen, Stuhlpolstern und Regenschirmen. Jetzt heißt es nur noch: mit Bezug auf, in diesem Bezug (wovon dann wieder bezüglich und — diesbezüglich gebildet worden sind), und da natürlich auch die, die das Wort so gebrauchen, die Bedeutung der Handlung, die drin liegen soll, ihm doch nicht recht anfühlen, was haben sie gemacht? Sie haben das herrliche Wort Bezugnahme erfunden. Das kann man doch wahrhaftig bequemer haben! Was mühselig durch das schleppende zusammengesetzte Wort Bezugnahme ausgedrückt werden soll, das liegt eben in dem einfachen Beziehung. Aber nur ja kein Wort auf ung! Es wird bald als ein Zeichen von Mangel an Erzug und Gebildetheit gelten, so veraltete Wörter wie Erziehung und Bildung noch in den Mund zu nehmen.

Rücksichtnahme

Ähnlich wie mit den schleppenden Neubildungen auf heit verhält sichs mit denen auf nahme, die in neuerer Zeit so beliebt geworden sind: Partei-

nahme, Stellungnahme, Rücksichtnahme, Einsichtnahme, Kenntnisnahme, Anteilnahme, Abschriftnahme, sogar Einflußnahme! Einige dieser Bildungen sind ganz überflüssig. Oder könnte es wirklich mißverstanden werden, wenn jemand sagt: er handelte ohne Rücksicht auf seine Freunde, lege mir die Papiere zur Einsicht vor, ich erhielt von ihm die Tafeln zur Abschrift? Was soll da das nahme? Offenbar soll es die Handlung ausdrücken. Aber die liegt doch deutlich genug in Rücksicht, Einsicht und Abschrift, fühlt man denn das gar nicht mehr? Ganz unsinnig ist Einflußnahme, denn Einfluß hat man entweder, oder man gewinnt ihn, man kann ihn auch zu gewinnen suchen, sich ihn sogar anmaßen, aber man nimmt ihn nicht. Anteilnahme (in Leipzig stets Ahnteilnahme ausgesprochen!) ist nichts als eine häßliche Verbreiterung von Teilnahme. Man scheint sich neuerdings einzubilden, Teilnahme sei auf traurige Ereignisse, Unglücksfälle, Todesfälle u. dgl. zu beschränken, in allen andern Fällen müsse man Anteilnahme sagen. Ein vernünftiger Grund zu einer solchen Unterscheidung liegt nicht vor. Es wäre doch lächerlich, wenn nicht auch bei einem freudigen Ereignis meine Teilnahme genügte! Parteinahme, Stellungnahme und Kenntnisnahme scheinen auf den ersten Blick unentbehrlich zu sein, aber doch auch nur deshalb, weil man immer in ein Substantivum zusammenquetschen zu müssen glaubt, was man mit dem Verbum sagen sollte.

Tintenfaß oder Tintefaß?

Ein beschämender Unfug reißt neuerdings in unsrer Wortzusammensetzung ein. Bei der sogenannten uneigentlichen Zusammensetzung, der bloßen Zusammenfügung, bei der die beiden Wörter ursprünglich unverbunden nebeneinanderstehen, muß das erste Glied, das Bestimmungswort, natürlich stets im Genetiv stehen, z. B. Gottesfurcht, Landesvater, Tageslicht, Wirtshaus, Beamtenwohnung, Kon-

firmandenanzug (eigentlich des Tages Licht, des Beamten Wohnung u. s. w.). Jetzt kann man aber täglich in den Zeitungen lesen: Reisendergesuch, Disponentgesuch u. ähnl. — also ein ganz rohes Vorschieben eines Nominativs!

Nun giebt es alte, gute schwache Singularformen des Feminins. In feststehenden Redensarten und Sprüchen haben sie sich noch erhalten, z. B. die Kirche unsrer lieben Frauen, von Gottes Gnaden, auf Erden, es kommt endlich an die Sonnen, und wundervoll erhalten haben sie sich in der Wortzusammensetzung, eben unter dem Schutze der Zusammensetzung; man denke an Sonnenschein, Frauenkirche (d. i. die Kirche unsrer lieben Frauen, der Jungfrau Maria), Erdenrund, Lindenblatt, Aschenbecher, Taschentuch, Seifensieder, Gassenjunge, Kohlenzeichnung, Leichenpredigt, Gnadengesuch, Breitengrad, Muldenthal u. a. Sogar Lehn- und Fremdwörter haben sich in der Zusammensetzung diesem alten schwachen Genetiv angeschlossen, wie in Straßenpflaster, Tintenfaß, Kirchendiener, Kasernenhof, Bastillenplatz, Visitenkarte, Toilettentisch, Garderobengeld, Promenadenfächer. Es sind darunter ganz junge Bildungen, bei denen sicherlich niemand mehr an einen schwachen Genetiv gedacht hat, aber sie sind eben naiv und ohne Grübelei nach richtiger Analogie gebildet worden.

Da haben sich nun neuerdings kluge Leute offenbar die Frage vorgelegt: Was soll das n in diesen Wörtern? Ein n bezeichnet doch die Mehrzahl, und die hat ja hier gar keinen Sinn, also hinaus damit! Und so schreibt und druckt man jetzt wahrhaftig: Aschebecher, Aschegrube, Tintefaß, Sahnekäse, Hefezelle, Rassepferd, Stellegesuch, Muldethal, Gartenlaubekalender, Sparkassebuch, Visitekarte, Toiletteseife, Manschetteknopf, Promenadeplatz, Chokoladefabrik u. s. w. In allen Bauzeitungen muß man von Mansardedach und von Lageplan lesen

(so haben die Architekten, die ja erfreulicherweise eifrige Sprachreiniger sind, Situationsplan übersetzt), in allen Kunstzeitschriften von Kohlezeichnungen, offenbar damit ja nicht einer denke, die Zeichnungen wären mit einem Stück Stein- oder Braunkohle aus dem Kohlenkasten gemacht — nicht wahr? Wer nicht fühlt, daß das alles das reine Gestammel ist, der ist aufrichtig zu bedauern. Es klingt genau, wie wenn kleine Kinder dahlten, die erst reden lernen und noch nicht alle Konsonanten bewältigen können. Man setze sich das nur im Geiste weiter fort — was wird die Folge sein? daß wir in Zukunft auch stammeln: Sonneschein, Tascheтuch, Gosestube, Cigarrespitze, Straßepflaster, Roseduft, Hülsefrucht, Laubedach, Geigespieler, Ehrerettung u. s. w.

Wenn der alte schwache Genetiv durchaus nicht mehr gebraucht werden soll, dann bleibt nur noch eine Möglichkeit der Zusammensetzung übrig, nämlich die, daß man das e abwirft und den bloßen Stamm beibehält. So haben wir ja längst Mühlgasse neben Mühlenstraße, Erdbeere neben Erdenrund, Kirchspiel und Kirchvater neben Kirchenbuch und Kirchendiener, Elbthal, Elbufer und Elbbrücke neben Muldenthal und Muldenbett. Aber ein Wort wie Saalezeitung oder Soolebad, wie man auch neuerdings zu lallen anfängt (das Soolebad Kissingen), ist doch die reine Leimerei. Bei Saalzeitung könnte wohl einer an den Saal denken statt an die Saale? Denkt denn beim Saalwein und bei der Saalbahn jemand dran?*)

Gerade bei der Zusammensetzung mit Namen wird jetzt (besonders bei der Taufe neuer Straßen oder Gebäude) leider fast nur noch in dieser Weise geleimt. Wer wäre vor hundert Jahren imstande gewesen, eine Straße Augustastraße, ein Haus Martha-

---

*) Ein Jammer ist es, auf Weinkarten und Weinflaschen jetzt Liebfraumilch lesen zu müssen! Vielleicht trinken wir auch noch Erdebeerebowle.

haus zu nennen! Da sagte man Annenkirche, Katharinenstraße, Marienbild, und es fiel doch auch niemand ein, dabei an eine Mehrzahl von Annen, Katharinen oder Marien zu denken.

Speisekarte oder Speisenkarte?

Da haben also wohl die Schenkwirte, die statt der früher allgemein üblichen Speisekarte eine Speisenkarte eingeführt haben, etwas recht weises gethan? Sie haben den guten, alten Genetiv wiederhergestellt? Nein, daran haben sie nicht gedacht, sie haben die Mehrzahl ausdrücken wollen, denn sie haben sich überlegt: auf meiner Karte steht doch nicht bloß eine Speise. Damit sind sie nun aber auch wieder gründlich in die Irre geraten. In Speisekarte ist die erste Hälfte gar nicht durch das Hauptwort Speise gebildet, sondern durch den Verbalstamm von speisen. Die Speisekarte ist die Karte, nach der man speist, wie die Tanzkarte die Karte, nach der man tanzt, die Spielregel die Regel, nach der man spielt, die Bauordnung die Ordnung, nach der man baut, die Singweise die Weise, nach der man singt, das Stickmuster das Muster, nach dem man stickt, die Zählmethode die Methode, nach der man zählt. Hätten die Schenkwirte mit ihrer Speisenkarte Recht, dann müßte man auch Tänzekarte und — Weinekarte sagen.*)

Rinderbraten und Apfelmus

Unnötigen Aufruhr und Streit erregt bisweilen die Frage, ob in dem ersten Gliede einer Zusammen-

---

*) Ähnlich verhält sichs mit dem neuen Modewort Anhaltspunkt. Früher sagte man: ich finde keinen Anhaltepunkt, d. h. keinen Punkt, wo ich mich anhalten könnte, wie Stützpunkt den Punkt bezeichnet, auf den man sich stützt. Daneben hatte man noch in demselben Sinne das Substantiv Anhalt; man sagte: dafür fehlt es mir an jedem Anhalt. Aus beiden aber einen Anhaltspunkt zu bilden war doch wirklich überflüssig. Wahrscheinlich hat man geglaubt, damit einen Unterschied zu schaffen zu den Anhaltepunkten auf den Eisenbahnen. Als ob Anhaltepunkt nicht ebenso gut die Stelle bezeichnen könnte, wo man sich anhält, wie die, wo man anhält!

setzung die Einzahl oder die Mehrzahl am Platze sei. Einen Braten, der nur von *einem* Rind geschnitten ist, nennt man in Leipzig *Rinderbraten*, eine Schüssel Mus dagegen, die aus einem Schock Äpfeln bereitet ist, *Apfelmus*. Das ist doch sinnwidrig, heißt es, es kann doch nur das umgekehrte richtig sein! Nein doch, es ist beides richtig. Es kommt in solchen Zusammensetzungen weder auf die Einzahl, noch auf die Mehrzahl an, sondern nur auf den Gattungsbegriff.*) Über den Numerus herrscht völliges Belieben; die eine Mundart verfährt so, die andre so, und selbst innerhalb derselben Mundart waltet oft die seltsamste Laune und Willkür. In Sachsen sagt man *Schweinebraten*, *Schöpsenfett*, *Gänseleber*, aber *Kalbsbraten*, *Schweinskotelett*, *Rindszunge*. Immerhin kann man dem Singular den Vorzug geben, da er zur Bezeichnung des Gattungsbegriffs ausreicht. Obgleich man also wohl allgemein *Pflaumenbaum* und *Pflaumenbrühe* sagt, ist *Apfelbaum* und *Apfelwein* doch am Ende besser als *Äpfelbaum* und *Äpfelwein*. (Vgl. *Birnbaum*, *Kirschkuchen* u. a.)

Ein ähnliches Schwanken zeigt sich in Zusammensetzungen wie *Anwaltstag*, *Gastwirtverein*, *Bischofkonferenz*, *Juristentag*, *Architektenverein*, *Ärztetag* u. a. Die Ursache ist dieselbe. Aber auch hier reicht der Singular zur Bezeichnung

---

*) In Leipzig hält man sich ein *Kindermädchen*, auch wenn man nur *ein* Kind hat, in Österreich eine *Kindsmagd*, auch wenn man sechs Kinder hat. Auch da schwebt nur der Gattungsbegriff vor. Darum ist es auch überflüssig, daß man neuerdings neben *durchlöchern* das schöne Zeitwort *durchlochen* gebildet hat; die Fahrkarte auf der Pferdebahn wird ja vom Kondukteur nur noch *durchlocht*. Dann könnte man auch einen Freund nicht mehr *vergöttern*, sondern nur noch *vergotten*, ja seine Geliebte sogar nur noch *vergöttinnen*. Logik in der Sprache ist gewiß etwas schönes, aber sie kann auch zur Klugmeierei werden. Auf den österreichischen Kartenbriefen ist übrigens bereits zu lesen: zu öffnen durch Abtrennung des *durchlochten* Randes. Diese Briefe haben aber sehr viele Löcher, sind also unzweifelhaft *durchlöchert*, ganz abgesehen von dem weitern Unsinn, den Rand (!) durchlocht zu nennen; der Rand reicht ja bis an die Löcher!

des Gattungsbegriffs aus. Es ist auch gar nicht unmöglich, daß selbst in Juristentag und Architektenverein die erste Hälfte ursprünglich als Singular gemeint gewesen ist.

Zeichenbuch oder Zeichnenbuch?

Viel gekämpft worden ist schon gegen die falschen Zusammensetzungen Zeichnenbuch, Zeichnensaal, Rechnenheft; sie sind aber, namentlich in den Kreisen der Geschäftsleute, nicht auszurotten. Aus der Schule, wo sie sich früher auch breit machten, sind sie wohl überall glücklich wieder beseitigt.

Das Verbum kann in der ersten Hälfte von Zusammensetzungen immer nur in der Form des Verbalstammes erscheinen; es heißt: Sprichwort, Schreibfeder, Druckpapier, Stehpult, Rauchzimmer, Spinnstube, Trinkhalle, Springbrunnen, oder mit einem Bindevokal: Wartesaal, Singestunde.*) Nun giebt es aber Verbalstämme, die auf n ausgehen, z. B.: zeichen, rechen, trocken, turn; die Infinitive dazu heißen: rechnen (eigentlich rechenen), zeichnen (eigentlich zeichenen), trocknen, turnen. Werden diese in der Zusammensetzung verwendet, so können natürlich nur Formen entstehen wie Rechenstunde, Zeichensaal, Trockenplatz, Turnhalle. Wäre Rechnenbuch richtig, so müßte man auch sagen: Trocknenplatz, Turnenhalle, Reißenzeug, Schreibenfeder.

Das Binde-s

In unerträglicher Weise greift jetzt in einzelnen Gegenden Deutschlands ein Fehler um sich, der sich bisher in gewissen Schranken gehalten hat: das unorganisch eingeschobne s in zusammengesetzten Wörtern. In Himmelsthor, Königstochter, Gutsbesitzer,

*) Wofür man in Süddeutschland auch Wartsaal, Singstunde sagt. Schreibpapier und Schreibpult spricht sich schlecht aus, weil b und p zusammentreffen; man hört immer nur: Schreipapier. Daher ist wohl Schreibepapier vorzuziehen.

Amtstracht, Blutsfreund kann man ja das s als die Genetivendung des männlichen oder sächlichen Bestimmungsworts auffassen, ebenso in vertragsbrüchig und beispielsweise. Aber was soll es in Liebesdienst, Hilfslehrer, Geschichtsforscher, Bibliotheksordnung, Arbeitsliste, Geburtstag, Zeitungsschreiber, Hoheitsrecht, Sicherheitsnadel, Wirtschaftsgeld, Konstitutionsfest, Majestätsbeleidigung, ausnahmsweise, rücksichtsvoll, vorschriftsmäßig, also an lauter Wörtern weiblichen Geschlechts, die gar keinen Genetiv auf s bilden können? Da ist es doch überall ein bloßer Flickbuchstabe.

Dieses Binde-s stammt ebenso wie das falsche Plural-s aus dem Niederdeutschen, und zwar gehört es durchaus der neuern Zeit an. Im Mittelhochdeutschen findet es sich nur vereinzelt, erst im Neuhochdeutschen ist es eingedrungen, hat sich dann mit immer größerer Schnelligkeit verbreitet und sucht sich leider noch immer weiter zu verbreiten. Schon fängt man an zu sagen: Doktorsgrad, Fabriksniederlage, Mietsvertrag, Wertspapiere Einnahmsquelle, ja in einzelnen Gegenden Deutschlands sogar schon Stadtsgraben, Nachtswächter, Stiefelsknecht, Zweimarksstück, schiffsbrüchig u. a.

Wo das falsche s einmal festsitzt, da ist natürlich jeder Kampf vergeblich, und das ist der Fall z. B. bei allen Zusammensetzungen mit Liebe, Hilfe, Geschichte, hinter vielen weiblichen Wörtern, die auf t endigen, ferner bei denen, die mit ung, heit und schaft gebildet sind, endlich bei den Fremdwörtern auf ion und tät.*) Wo sichs aber noch nicht festgesetzt hat, wo es erst einzudringen versucht, da müßte doch der Unterricht alles auf-

---

*) Jean Paul hat schon 1817 einmal den Versuch gemacht, die s-Krätze, wie er es nannte, zu bekämpfen, merzte auch aus einer neuen Auflage seines Siebenkäs alle falschen s aus. Es ist aber ganz vergeblich gewesen.

bieten, es fernzuhalten, das Sprachgefühl für den Fehler wieder zu schärfen. Es ist das nicht so schwer, wie es auf den ersten Blick scheint, denn das Binde-s ist ein solcher Wildling, daß es nicht die geringste Folgerichtigkeit kennt. Warum sagt man vertragsbrüchig, inhaltsreich, beispielsweise, hoffnungslos, da man doch wortbrüchig, gehaltreich, schrittweise, gefühllos sagt?

Fremdsprachlich und dreimonatlich

Auch in der Adjektivbildung kommt das früher sichre Sprachgefühl neuerdings ins Wanken. Wenn man nicht mehr vom Unterricht in den fremden oder in den neuern Sprachen reden will, wenn das zu lang ist, wenn diese Attribute durchaus in Adjektiva zusammengepreßt werden müssen, dann bilde man diese wenigstens richtig. Niemals sind im Deutschen Adjektiva auf lich gebildet worden aus Substantiven mit einem vorhergehenden Zahlwort oder Adjektivum. Bei kurzweilig, langstielig, großmäulig, vierzeilig, gleichschenklig, rechtwinklig könnte man zwar meinen, sie seien deshalb auf ig gebildet worden, weil der Stamm auf l endigt; es heißt aber auch: fremdartig, treuherzig, gutmütig, schöngeistig, freisinnig, eintönig, vollblütig, breitschultrig, schmalspurig, freihändig, buntscheckig, griesgrämig u. s. w. Es kann also schlechterdings auch nur heißen: fremdsprachig, neusprachig. Auf lich können immer nur aus Substantiven allein Eigenschaftswörter gebildet werden. Der Grund liegt in der ganz verschiednen Bedeutung. Herzlich, handlich, grämlich bezeichnet die Art und Weise, wie es das Herz macht, wie es die Hand braucht, wie sich der Gram zeigt; treuherzig dagegen heißt, wer ein treues Herz hat.

Sehr bezeichnend ist der Unterschied bei den von den Zeitmaßen gebildeten Adjektiven. Es heißt: jährlich, monatlich, wöchentlich, täglich und stünd-

lich; aber es heißt: einjährig, eintägig, einständig. Leider redet man jetzt vielfach von dreimonatlichem oder vierwöchentlichem Urlaub, während man doch nur von dreimonatigem und vierwöchigem reden sollte, denn der Urlaub hat oder dauert drei Monate. Etwas andres ist es, wenn man von Dingen spricht, die aller Stunden, aller vier Wochen, aller drei Monate geschehen oder geschehen können; da muß es heißen: einstündlich einen Eßlöffel voll zu nehmen, in dreimonatlichen Raten zu zahlen, mit dreimonatlicher Kündigung u. s. w.

Goethisch oder Goethe'sch?

Eine rechte Dummheit ist in der Bildung der Adjektiva auf isch eingerissen bei Orts- und Personennamen, die auf e endigen: man liest nur noch von der Halle'schen Universität, von Goethe'schen und Heine'schen Gedichten und von der Ranke'schen Weltgeschichte. Man übersehe ja den Apostroph nicht; ohne den Apostroph würde die Sache den Leuten gar keinen Spaß machen. In dieses Häkchen sind Schulmeister und Professoren ebenso verliebt wie Setzer und Korrektoren (vgl. S. 54).

Die Adjektivendung isch muß stets unmittelbar an den Wortstamm treten. Von Laune heißt das Adjektivum launisch, von Hölle höllisch, von Satire satirisch, von Schwede schwedisch, niemand spricht von laune'schen Menschen, hölle'schen Qualen, satire'schen Bemerkungen oder schwede'schen Streichhölzchen. Und sagt oder schreibt wohl ein einziger vernünftiger Mensch: dieses Gedicht klingt echt Goethe'sch? oder: er versucht zwar Ranke nachzuahmen, aber seine Darstellung klingt gar nicht Ranke'sch? Jeder sagt doch: es klingt Goethisch, es klingt Rankisch. Wenn man aber in der undeklinirten, prädikativen Form das Adjektivum richtig bildet, warum dann nicht in der attributiven, deklinirten? Es könnte wohl einer denken, der Dichter hieße Goeth, wenn man von Goethischen Gedichten spricht? Ist es nicht wirklich eine Schande,

daß ein solcher Unsinn hat um sich greifen können? Unsre Klassiker, die in die Hallische Litteraturzeitung schrieben (noch bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein sagte man sogar mit richtigem Umlaut hällisch*), würden sich im Grabe umdrehen, wenn sie läsen, daß es jetzt einen Halle'schen Bürgermeister giebt. Genau so lächerlich aber sind die Laube'schen Dramen, die Raabe'schen Erzählungen, das Fichte'sche System, die Heyse'schen Novellen, die Taaffe'sche Ära, die Stolze'sche Stenographie und der Grote'sche Verlag. Schmählicherweise fängt man sogar in Germanistenkreisen jetzt an von der Manesse'schen Handschrift zu stammeln, die doch seit Menschengedenken die Manessische geheißen hat.**)

Man spricht aber neuerdings auch von dem meiningen'schen Theater (statt vom meiningischen), von rügen'schen Bauernsöhnen (statt von rügischen) und von plauen'schen Fabrikaten (statt von plauischen). Dann wollen wir nur auch in Zukunft von den bremen'schen Stadtmusikanten reden, von thüringen'schen Landgrafen, von der franken'schen Schweiz, vom sachsen'schen und vom preußen'schen König! Auch hier ist die Bildung unmittelbar aus dem Wortstamm das einzig richtige. Die Ortsnamen auf en sind alte Dative im Plural, wenn ein Adjektivum auf isch davon gebildet werden soll, so muß die Endung en erst weichen. Es kann also vernünftigerweise nur heißen: bremisch, plauisch, meiningisch.

Hallenser und Weimaraner

Daß wir Deutschen bei unsrer großen Gelehrsamkeit und Gewissenhaftigkeit die Bewohner fremder Länder und Städte mit einer wahren Musterkarte

*) Wie man auch das Haus eines Mannes, der Plank hieß, das Plänkische Haus nannte, die Mühle in dem Dorfe Wahren die Währische Mühle.

**) Daneben freilich auch schon vom Manesse-Kodex! Es wird immer besser.

von Namenbildungen versehen, ist zwar sehr komisch, aber doch immerhin erträglich. Sprechen wir also auch in Zukunft getrost von Amerikanern, Mexikanern, Neapolitanern und Parmesanern, Byzantinern, Florentinern und Tarentinern, Chinesen und Japanesen, Piemontesen und Albanesen, Genuesern, Bolognesern und Veronesern, Bethlehemiten und Sybariten (denen sich als neueste Errungenschaft die Sansibariten [!] angereiht haben), Samaritern und Moskowitern, Asiaten und Ravennaten, Candioten und Hydrioten, Franzosen, Portugiesen, Provenzalen, Savoyarden u. s. w. Daß wir aber an deutsche (!) Städtenamen noch immer lateinische Endungen hängen, ist doch ein kläglicher Zopf, der endlich einmal abgeschnitten werden sollte. Die Athenienser und Carthaginienser sind wir aus den Geschichtsbüchern glücklich los, aber die Hallenser, die Jenenser und die Badenser, die Hannoveraner und die Weimaraner wollen nicht weichen, auch die Anhaltiner spuken noch gelegentlich. Und doch ist nicht einzusehen, weshalb man nicht ebenso gut soll Jenaer sagen können wie Gothaer, Geraer, Fuldaer und Altonaer, ebenso gut Badner wie Münchner, Posner und Dresdner, ebenso gut Haller wie Celler, Stader und Clever, ebenso gut Hannoverer und Weimarer wie Trierer, Speyerer und Colmarer. Freilich sind Formen wie Fuldaer — die ältere Sprache kennt nur den Fulder Bischof! — auch nicht besonders schön, so wenig wie die namentlich in Sachsen beliebten Adjektivformen auf aisch: Grimmaisch, Tauchaisch, Bornaisch, Pirnaisch. Denn da ist eine deutsche Endung an eine ganz unvolkstümliche, künstlich gemachte lateinische Endung gehängt. Der Volksmund kennt noch heutiges Tags nur Grimme, Tauche, Borne, Pirne und ebenso auch nur die Adjektivbildungen Grimmisch, Tauchisch, Bornisch, Pirnisch, und es wäre sehr dankenswert, wenn sich die amtliche Schreibung dem wieder anschlösse.

Freilich erstreckt sich die häßliche Sprachmengerei in unsrer Wortbildung nicht bloß auf geographische Namen, sie ist überhaupt in unsrer Sprache weit verbreitet; man denke nur an Bildungen wie buchstabiren, halbiren, hausiren, grundiren, schattiren, amtiren, Lagerist, Blumist, Hornist, Wagnerianer, Börsianer, Goethiana, Beethoveniana, Lieferant, Stellage, Futteral, schauderös, superklug, antideutsch u. s. w. Manches davon stammt aus sehr früher Zeit und wird wohl nie wieder zu beseitigen sein; vieles aber ließe sich doch leicht vermeiden. Auch die thörichte Aussprache luthérisch (von dem lateinischen Lutherus gebildet) sollte doch endlich überall dem vernünftigen lútherisch weichen! Sagt denn jemand schillérisch?

Neue Wörter

Fast keine Woche vergeht, wo einem nicht in Büchern oder Zeitungen neue Wörter entgegenträten. Nun wird gewiß niemand so thöricht sein, ein neues Wort deshalb anzufechten, weil es neu ist. Jedes Wort ist zu irgend einer Zeit einmal neu gewesen; von zahlreichen Wörtern, die uns jetzt so geläufig sind, daß wir sie uns gar nicht mehr aus unsrer Sprache wegdenken können, läßt sich nachweisen, wann und wie sie ältern Ausdrücken an die Seite getreten sind, bis sie diese allmählich ganz verdrängten. Wohl aber darf man neuen Wörtern gegenüber fragen: sind sie nötig? und sind sie richtig gebildet?

Neue Gegenstände, neue Vorstellungen und Begriffe verlangen unbedingt auch neue Wörter. Ein neu erfundnes Gerät, ein neu ersonnener Kleiderstoff, eine neu entdeckte chemische Verbindung, eine neu beobachtete Krankheit, eine neu entstandne politische Partei — wie sollte man sie mit den bisher üblichen Wörtern bezeichnen können? Sie alle verlangen und erhalten auch alsbald ihre neuen Namen.

Aber auch alte Dinge fordern bisweilen neue Bezeichnungen. Wörter sind wie Münzen im Verkehr: sie greifen sich mit der Zeit ab und verlieren ihr scharfes Gepräge. Ist dieser Vorgang so weit fortgeschritten, daß das Gepräge beinahe unkenntlich geworden ist, so entsteht von selbst das Bedürfnis, die abgenutzten Wörter gegen neue einzutauschen. Und wie bei abgegriffnen Münzen leicht Täuschungen entstehen, so auch bei vielbenutzten Wörtern; sehr leicht verschiebt sich nämlich ihre ursprüngliche Bedeutung. Hat sich aber eine solche Verschiebung vollzogen, dann ist für den alten Begriff, der durch das alte Wort nun nicht mehr völlig gedeckt wird, gleichfalls ein neues Wort nötig. In vielen Fällen büßen die Wörter, ebenso wie die Münzen, durch den fortwährenden Gebrauch geradezu an Wert ein, sie erhalten einen niedrigen, gemeinen Nebensinn. Dieser „pessimistische Zug," wie man es genannt hat, ist gerade im Deutschen weit verbreitet und hat mit der Zeit eine große Masse von Wörtern ergriffen. Man denke an Pfaffe, Schulmeister, Komödiant, Litterat, Magd, Dirne, Mensch (das Mensch, Küchenmensch, Kammermensch), Elend, Schimpf, Hoffart, Gift, List, gemein, schlecht, frech, erbärmlich. Ihnen allen ist von Hause aus der verächtliche Nebensinn fremd, der im Laufe der Zeit hineingelegt worden ist. Sobald sie aber einmal damit behaftet waren, mußten sie, wenn der frühere Sinn ohne Beigeschmack wieder ausgedrückt werden sollte, durch andre Wörter ersetzt werden. So wurden sie verdrängt durch Geistlicher, Lehrer, Schauspieler, Schriftsteller, Mädchen, Fremde, Scherz, Hochherzigkeit, Gabe, Klugheit, allgemein, schlicht, kühn, barmherzig.

Die andre Forderung, die man an ein neu aufkommendes Wort stellen darf, ist die, daß es regelrecht, gesetzmäßig gebildet sei, und daß es mit einleuchtender Deutlichkeit wirklich das ausdrücke, was es auszudrücken vorgiebt. Diese Forderung ist so wesentlich, daß man, wo sie erfüllt ist, selbst davon

absieht, die Bedürfnisfrage zu betonen. Verrät sich in einem neu gebildeten Wort ein besonders geschickter Griff, zeigt es etwas besonders schlagendes, überzeugendes, eine besondre Anschaulichkeit, überdies vielleicht verbunden mit gefälligem Klang, so heißt man es auch dann willkommen, wenn es überflüssig ist; man läßt sichs als eine glückliche Bereicherung unsers Wortvorrats gefallen.

Wie wenige aber von den neuen Wörtern, mit denen wir jetzt überschwemmt werden, erfüllen diese Forderungen! Was soll z. B. Jetztzeit? Es ist ja richtig gebildet, aber doch ganz überflüssig (denn Gegenwart hat weder etwas von seiner alten Kraft eingebüßt, noch seine Bedeutung verschoben) und mit seinem doppelten tz geradezu eine Beleidigung des Ohres. Gepflogenheit hat man gebildet, angeblich um eine Schattirung von Gewohnheit zu haben. War es wirklich nötig? Unsre Photographen reden vom belichten der Platten, statt vom beleuchten. War diese Unterscheidung nötig? oder ist sie nur aus der weit verbreiteten Vorliebe entsprungen, sich mit scheinbaren Fachausdrücken zu spreizen? Ein unentbehrliches neues Wort war verstaatlichen; schön klingts gerade nicht, aber man läßt sichs gefallen. Eine Scheußlichkeit dagegen ist z. B. das neue Wort Einakter aus der Sprache der Theaterschreiber, eine Scheußlichkeit das gänzlich überflüssige durchqueren, womit man uns jetzt beglücken möchte (die Durchquerung Afrikas). Könnte man doch den Kopf manches Worterfinders durchlängsen, um sich ihn einmal von innen zu betrachten!

Modewörter

Leider werden die meisten neuen Wörter von der großen Masse ohne alle Prüfung hingenommen, ja sie werden oft in kurzer Zeit zu Modewörtern. Daß es Sprachmoden giebt so gut wie Kleidermoden, und Modewörter so gut wie Modekleider, Modefarben und Modefrisuren, darüber kann wohl kein Zweifel

in. Es giebt Wörter und Redensarten, die alle
ennzeichen einer Modeschöpfung an sich tragen.
ie Mode wird ja gemacht von Leuten, die gewöhn-
ch nicht den besten Geschmack haben. Oft ist sie so
umm, daß man sich ihre Entstehung kaum anders
klären kann, als daß man annimmt, der Fabrikant
abe absichtlich etwas recht dummes unter die Leute
eworfen, um zu sehen, ob sie darauf hineinfallen
ürden. Natürlich fällt die ganze große Masse darauf
inein, denn Geschmack ist, wie Verstand, „stets bei
enigen nur gewesen." Je dümmer, je besser. Zu-
tzt wenn eine Mode so gemein (d. h. allgemein)
eworden ist, daß sie auch dem beschränktesten als
as erscheint, was sie für den einsichtigen von vorn-
erein gewesen ist, als gemein (d. h. niedrig), ver-
chwindet sie wieder, um einer andern Platz zu
achen, die dann denselben Lebenslauf hat. Vor-
ehme Menschen halten sich stets von der Mode fern.
 giebt Frauen und Mädchen, die in ihrer Kleidung
les verschmähen, was an die jeweilig herrschende
Mode streift; und doch ist nichts in ihrem Äußern,
s man absonderlich oder gar altmodisch nennen
önnte, sie erscheinen so modern als möglich und
abei so vornehm, daß alle Modegänschen sie darum
eneiden könnten.

Genau so geht es mit gewissen Wörtern und
Redensarten. Man hört oder liest irgendwo ein Wort
um erstenmale, bald darauf zum zweiten, dann kommt
s öfter und öfter, und endlich führt es alle Welt
n Munde, es wird so gemein, daß es selbst denen,
ie es eine Zeit lang mit Wonne mitgebraucht haben,
widerwärtig wird sie anfangen, sich drüber lustig
u machen, es gleichsam nur noch mit Gänsefüßchen
rauchen, bis sie es endlich wieder fallen lassen.
Aber es giebt immer auch eine kleine Anzahl von
Leuten, die, sowie ein solches Wort auftaucht, von
inem unbesieglichen Widerwillen davor ergriffen
werden, es nicht über die Lippen, nicht aus der
Feder bringen. Und da ist auch gar kein Zweifel
möglich; wer überhaupt die Fähigkeit hat, solche

Wörter zu erkennen, erkennt sie sofort und erkennt sie alle. Er sagt sich sofort: dieses Wort nimmst du nie in den Mund, denn das wird Mode. Und wenn zwei oder drei zusammenkommen, die den Modewörterabscheu teilen, und sie vergleichen ihre Liste, so zeigt sich, daß sie genau dieselben Wörter drauf haben — ein Beweis, daß es an den Wörtern liegt und nicht an den Menschen, wenn manche Menschen manche Wörter unausstehlich finden. Ihrer Ausdrucksweise merkt aber deshalb niemand an, daß sie die Wörter vermeiden, die klingt so modern wie möglich, kein Mensch vermißt die Modewörter drin. Leider begegnet es auch „ersten" Schriftstellern nicht selten, daß sie auf Modewörter hineinfallen.

Vor etwa fünfundzwanzig Jahren kam aus Süddeutschland das schöne Wort Bälde auf. Es dauerte nicht lange, so waren alle Zeitungen voll davon; alles wurde als in Bälde bevorstehend angekündigt. Seit ein paar Jahren ist es vollständig wieder verschwunden. Es war ein richtiges Modewort. Ähnlich ist es mit Tragweite gegangen. Das dem Geschützwesen entlehnte Bild wurde in der Zeitungssprache eine Zeit lang so massenhaft verwendet, es gab so viele Dinge von der größten, ja von ungeheurer Tragweite, daß man es schließlich doch nicht mehr gut brauchen konnte, und so ist es allmählich wieder aus der Mode gekommen, von der Bildfläche verschwunden — auch so eine Modephrase. Wer 1870 und 1871 über den Krieg schrieb, ließ die deutschen Truppen nie anders als Schulter an Schulter kämpfen, als ob die deutsche Heereseinheit durch gar nichts andres hätte ausgedrückt werden können. Jetzt spukt das nur noch gelegentlich in Sedanfestreden.*) Zu den neuesten Zierden des Modedeutsch gehört die Darbietung in der Sprache unsrer Musikschreiber:

---

*) Wieviel hunderttausendmal ist Kaiser Wilhelm der Zweite nach seiner Thronbesteigung unser jugendlicher Kaiser genannt worden, obwohl man immer unsern jungen Kaiser meinte! Es war eben Mode.

die gelungenste Darbietung des Festabends — die Darbietungen des diesjährigen Pensionsfondskonzerts u. s. w.

Eine richtige Modenarrheit ist es, gewisse Hauptwörter jetzt stets durch einen substantivirten Infinitiv zu umschreiben — wenns nicht manchmal bloße Dummheit ist! Das letzte ist wohl anzunehmen, wenn jemand statt Ende schreibt: das Aufhören oder statt Mangel: das Fehlen. Eine Modenarrheit aber liegt ohne Zweifel in der Art, wie jetzt das Wissen, das Können und das Wollen gebraucht wird — Wörter wie Kenntnis, Fähigkeit, Geschick, Absicht scheinen ganz vergessen zu sein. Das Wissen fing an: er hat ein ganz hervorragendes Wissen. Jetzt spricht man aber auch schon von dichterischem Wollen, und in höchster Blüte steht das Können! Folgendes Gedicht mag das Können des Dichters veranschaulichen — das Konzert lieferte einen glänzenden Beweis für das künstlerische Können des Vereins — Beethoven widmete ihr die Cis-moll-Sonate, kein geringes Zeugnis für das musikalische Können der Angebeteten — Herr W. hat damit eine neue Probe seines bedeutenden gärtnerischen(!) Könnens gegeben (es handelt sich um ein Teppichbeet) u. s. w. Es kann einem ganz schlimm und übel dabei werden.

Eine Menge von Modewörtern giebt es jetzt unter den Adjektiven. Dahin gehören z. B. eigenartig, unerfindlich, verläßlich, selbstlos, zielbewußt, unentwegt, erheblich u. a. Für eigenartig sagte man früher eigentümlich; jetzt scheint man unter eigentümlich nur noch so viel wie seltsam oder wunderlich zu verstehen, alle Welt spreizt sich mit dem neumodischen eigenartig. Statt verläßlich hieß es früher zuverlässig, statt selbstlos uneigennützig oder etwas ähnliches. Die guten, alten Wörter bestehen ruhig weiter, aber wer die Mode mitmachen will, gebraucht sie nicht mehr, er gebraucht nur die Modewörter. Eine fürchterliche Dummheit ist unerfindlich (statt unbegreiflich). Erfinden und verstehen (oder



begreifen) wird kein Mensch mit einander vertauschen; wie ist es also möglich, daß unerfindlich dasselbe bedeute wie unbegreiflich? Es ist eben Mode. Zu den großartigsten Modewörtern gehören erheblich, zielbewußt und unentwegt. Ein Vortrag, eine Rede, ein Toast bei einem Festessen ohne zielbewußt und unentwegt ist jetzt gar nicht denkbar. Und mit welcher Würde werden diese Wörter ausgesprochen! Die ärmsten, die keine Ahnung haben von dem Schalk, der mit am Tische sitzt und die Wörter immer mit Gänsefüßchen hört! Daß der massenhafte Verbrauch von erheblich und unerheblich den Leuten noch nicht zum Ekel geworden ist, ist unbegreiflich. Es ist das Lieblingsadjektiv aller Zeitungsschreiber, Juristen und Beamten. Früher sagte man bedeutend und unbedeutend, wichtig und unwichtig, wesentlich und unwesentlich. Das alles bekommt man kaum mehr zu hören, jetzt ist alles erhepplich und unerhepplich — so nämlich muß man die Wörter aussprechen, wenn man die Mode richtig mitmachen will.*) Unsre Juristen erörtern jetzt lebhaft das Thema von den langzeitigen und kurzzeitigen Freiheitsstrafen. Als ob lang und kurz nicht mehr die Zeit bedeuten könnte! Wie habens die Leute nur früher verstanden, wenn von einer langen oder einer kurzen Gefängnisstrafe die Rede war? Oder von hohem Fieber, an dessen Stelle unsre Mediziner nur noch von hochgradigem reden?

Unter den Adverbien sind oder waren reine Modewörter, die über kurz oder lang wieder verschwinden werden: bislang, selbstredend, naturgemäß (statt natürlich) und vor allem das wunderbare voll und ganz. Bislang (statt bisher) wurde in den siebziger Jahren von Hannover aus verbreitet und war binnen wenigen Jahren Modewort. Aber es wurde den Leuten bald zu viel, heute ist es ziem-

*) Andre dieser Modewörter müssen gequetscht und genäselt werden, um ihren ganzen Reiz zu entfalten, z. B. ägenärtig (eigenartig).

lich wieder vergessen. Ähnlich ist es mit selbstredend gegangen (statt selbstverständlich); es ist nur noch das Lieblingswort der Ladendiener und der Wein- und Zigarrenreisenden. Auch voll und ganz hat seinen Höhepunkt wohl hinter sich; es ist schon zu oft mit Gänsefüßchen gedruckt und — gesprochen worden (man kann es wirklich mit Gänsefüßchen sprechen, man braucht sich nur recht in die Brust zu werfen, die Unterkehle herauszudrücken und statt o ein schönes Gaumen-a zu sprechen: vall und ganz!), als daß es noch ganz unbefangen verwendet werden könnte. Aus dem Wortschatze des Ministers und des Reichstagsabgeordneten ist es allmählich hinabgerutscht in den des kleinstädtischen Bürgermeisters und des Kriegervereinsvorstehers; die wirken vielleicht noch eine Zeit lang damit bei ihrem Publikum. Inzwischen versuchens andre noch eine Weile mit der Umstellung: ganz und voll, aber auch das will nicht mehr recht ziehen, ganz wie eine Kleidermode, die vorbei ist und die man auch durch Umflicken nicht mehr halten kann. Sehr beliebt wird es aber jetzt, voll allein zu brauchen, wo man früher vollständig sagte: dieser Auffassung kann ich voll beipflichten — überall deckt der Ausdruck voll den Gedanken — um die Tiefe seiner Auffassung voll zu würdigen — die deutschen Gemälde hielten den Vergleich mit den französischen voll aus u. s. w. Naturgemäß oder vielmehr naturjemäß (denn es stammt unzweifelhaft aus Berlin) scheint noch im Aufsteigen begriffen zu sein. Mit welcher Schnelligkeit sich dieses Wort, das noch vor kurzem nur in seiner eigentlichen Bedeutung gebraucht wurde (naturgemäß leben), an den Platz von natürlich (d. h. selbstverständlich) gedrängt hat, ist geradezu lächerlich. Naturgemäß ist die Studentenzeit zum Lernen bestimmt — die Wiedergabe durch Lichtdruck läßt naturgemäß manches unklar — die Sorge beginnt naturgemäß gleich bei der Aufnahme der Lehrlinge — anders wird gar nicht mehr geschrieben. Nun, es wird auch vorübergehen. Wenn wir erst so weit sein werden, daß der

Gigerl *naturgemäß* für *selbstredend* braucht, dann wird das alte *natürlich* schon wieder in seine Rechte eingesetzt werden.

Unter den modischen Zeitwörtern nimmt augenblicklich *gestatten* den obersten Rang ein, *erlauben* ist ganz ins alte Eisen geworfen. Ich *gestatte* mir, *gestatten* Sie mir, darf ich mir *gestatten* — so geht es in Gesellschaft unaufhörlich herüber und hinüber. Auch der Student, der früher dem Freunde zutrank mit den Worten: ich komme dir ein Stück! erhebt sich jetzt feierlich, lüftet mit der Linken die Mütze, ergreift mit der Rechten das Glas am Deckel (!) und lispelt: ich *gestatte* mir!

Aber nicht immer handelt sichs bei den Sprachmoden um neue oder in den Vordergrund geschobne Wörter; mitunter ist es nur ein neuer, einem alten Worte untergelegter Sinn, der in die Mode kommt. So brauchte man *erhellen* früher nur transitiv: die Lampe *erhellt* das Zimmer. Jetzt gilt es für fein, es intransitiv zu gebrauchen (für *hervorgehen, sich ergeben*): aus vorstehendem *erhellt* — aus den Jahresberichten der Fabrikinspektoren *erhellt* — schon aus diesem flüchtigen Überblick dürfte die Bedeutung des Museums *erhellen* u. s. w. Ähnlich ist es mit *eröffnen*. Von einem Konzert oder einer Versammlung sagte man früher und sagen verständige Menschen noch jetzt: sie *werden eröffnet*. Der Sprachmodenaffe sagt nur noch: die Börse *eröffnete* flau — die Feier *eröffnete* mit einer Festrede — das Konzert *eröffnete* mit Schumanns Manfredouverture. *Unterstehen* brauchte man früher nur reflexiv: *sich* etwas *unterstehen*; intransitiv sagte man getrennt: *unter* der Herrschaft *stehen*. Jetzt heißt es nur noch: der Herrschaft *unterstehen*. Ganz lächerlich gebraucht man jetzt *vertreten sein*, nämlich in dem Sinne von — *anwesend sein, dasein, vorhandensein*: die Mitglieder waren beinahe vollzählig *vertreten* — im Stadtpark waren die Maikäfer dies Jahr nicht so zahlreich *vertreten*. *Vertrauen* verband man früher stets mit *auf*, ein Ob-

jektssatz dahinter war unerhört. Jetzt ist es fein, es wie hoffen und glauben zu behandeln und zu schreiben: das Ministerium vertraut, daß der eingerissene Mißbrauch bald wieder abgestellt sein wird — der Leser vertraue, daß wir bei der Feststellung des Textes die größte Vorsicht haben walten lassen. Ganz seltsam wird auslösen jetzt gebraucht. Früher verstand man darunter: einen durch ein Lösegeld befreien. Jetzt heißt es: der Dichter will uns nicht seine Gedanken aufnötigen, sondern unsre eignen Gedanken auslösen. Stammt das Wort in dieser geistreichen Anwendung vielleicht aus der Chemie? oder aus der Mechanik? Etwas rechtes denken kann man sich nicht drunter. Die sich aller Augenblicke damit spreizen, denken sich wohl auch selber nicht viel dabei.

In andern Fällen liegt die Modenarrheit in der Art der Zusammensetzung. Früher hoffte oder erwartete man etwas, jetzt wird alles erhofft. Auch ein Beweis wird nur noch erbracht (er!), während er früher gebracht oder geliefert wurde. Wenn eine Summe geteilt wird, so sagte man früher: es kommt oder fällt auf jeden einzelnen so und so viel; jetzt entfällt alles: auf den nationalliberalen Kandidaten entfielen 3500 Stimmen — bei Zerlegung des Wochengeldes entfällt auf den Kopf nur ein geringer Betrag u. s. w. Wem entfällt er denn? Entfallen verlangt doch die Angabe der Person, der etwas entfällt! Aber auch für wegfallen wird es jetzt fein, entfallen zu sagen: mit der Sozialdemokratie entfällt auch die Notwendigkeit argwöhnischer Überwachung des Volkes — die griechischen Exerzitia können beschränkt werden und in den obersten Klassen ganz entfallen — es ist zu dumm! Von Sitten, Gebräuchen, Zuständen sagte man früher: sie haben sich gebildet, ausgebildet oder entwickelt; jetzt bilden sie sich nur noch heraus: schon lange vor Einführung der Buchdruckerkunst hatte sich bei der Kirche die Sitte herausgebildet — Woherraus denn? der Ausdruck hat etwas so krampfhaftes, daß man die Sitte förmlich aus einem Krater hervor-

brodeln sieht; am Ende sagen wir auch noch: hereinbilden statt einbilden, herabbilden statt abbilden u. ähnl. Bestellte Waren wurden früher, wenn sie fertig waren, geliefert oder abgeliefert; jetzt werden sie auch angeliefert, in Leipzig wenigstens. Für vorhergehen oder vorausgehen sagte man wohl auch früher schon in dichterisch oder rednerisch gehobner Sprache voraufgehen, für annehmen, wenn man sich recht feierlich ausdrücken wollte, entgegennehmen; der Kaiser nahm das Beglaubigungsschreiben eines auswärtigen Souveräns entgegen. Jetzt sind beides reine Modewörter geworden. Die Zeitungen reden von der der deutschen Gewerbeordnung voraufgegangnen preußischen Gewerbeordnung, und Geldbeiträge für öffentliche Sammlungen, Anmeldungen neuer Schüler, Inserate für die nächste Nummer, Bestellungen auf das nächste Quartal werden nur noch entgegengenommen. So geht es: ein Wort, das ursprünglich einen vornehmen Sinn haben sollte, wird plötzlich von Krethi und Plethi gebraucht und ins ordinäre gezogen, genau wie eine Kleidermode. In den Zeitungsberichten über „stattgefundne" Gerichtsverhandlungen ist seit einigen Jahren das unsäglich alberne Wort vorbestrafen Mode geworden; täglich kann man lesen, daß ein schon zehnmal vorbestrafter Kellner oder ein schon fünfzehnmal vorbestrafter Riemergeselle abermals auf der Anklagebank gesessen habe. Was ist denn das für eine besondre Art von Strafen: Vorstrafen? Was Vorgeschmack, Vorgeschichte, Vorfrühling, Voressen ist, das weiß man; aber Vorstrafen? Wenn jemand, ehe er geköpft wird, eine Stunde lang mit glühenden Zangen gezwickt würde, so könnte man das eine Vorstrafe nennen. Aber so etwas meinen doch die Berichterstatter nicht. Das vorstrafen gehört eben jetzt in ihren Modephrasensack, wie hunderterlei andres auch. Nicht anders ist es mit dem Vorjahr, das jetzt ausschließlich für voriges Jahr gebraucht wird. Immer schreibts einer dem andern nach, ohne einmal über den Un-

sinn nachzudenken. Die Leipziger Messe hat eine Vorwoche, d. h. eine Woche, die der Hauptwoche vorhergeht. Aber wie kann man jedes beliebige Jahr, das einem andern vorhergegangen ist, dessen Vorjahr nennen? Dann könnte auch der Lehrer einmal seine Unterrichtsstunde beginnen: Wir haben in der Vorstunde von der Schlacht bei Salamis gesprochen.

Schwulst

Daß die Sprachmode wie die Kleidermode auch den Schwulst liebt, ist kein Wunder. Schon die bisherigen Beispiele haben es zum Teil gezeigt, aber es giebt noch schlimmere. Geld wird schon längst nicht mehr eingenommen und ausgegeben, sondern nur noch vereinnahmt und verausgabt. Eine Summe wird nicht mehr so und so hoch angeschlagen, sondern nur noch veranschlagt. Ein befähigter Junge heißt nicht mehr glücklich angelegt, sondern beanlagt oder veranlagt. Prozente werden nicht mehr abgezogen, sondern verabzugt. Lauter fürchterliche Wörter — aus dem Zeitwort erst ein Hauptwort gebildet, und aus dem Hauptwort dann wieder ein neues Zeitwort! Freilich sind sie nicht schlimmer, als beauftragt, beansprucht (statt angesprochen), bevorzugt (statt vorgezogen), beeinflußt, bewerkstelligt u. a., an die wir uns längst gewöhnt haben, und die für feinfühligere Ohren bei ihrem ersten Auftauchen gewiß ebenso fürchterlich gewesen sind, wie uns jetzt vereinnahmt und verabzugt. Aber es ist doch immer gut, sich einmal des Schwulstes bewußt zu werden. Nichts als unnötiger Schwulst sind auch Zusammensetzungen, wie Vorahnung, Vorbedingung, Anrecht, Beihilfe, Rückerinnerung, Herabminderung u. s. w. Was sollen in diesen Wörtern die Präpositionen? kann man auch Bedingungen hinterher stellen? oder sich an etwas voraus erinnern? oder etwas hinaufmindern?

Mechanische Auffassung

Außer dem Schwulst ist eins der Hauptkennzeichen unsrer heutigen Sprachmode, daß sie da, wo man früher ein Wort mit übertragner Bedeutung brauchte, jetzt Ausdrücke mit möglichst sinnlicher Bedeutung liebt. Die Fähigkeit, sich etwas vorzustellen (die Phantasie), ist unzweifelhaft im Rückgange begriffen; alles will man sehen, alles betasten, alles mit Händen greifen. So erklärt sich vor allem die außerordentliche Vorliebe für die zahlreichen Zusammensetzungen mit *stellen* und *legen*, die jetzt statt früherer Abstrakta Mode geworden sind. Stellen und legen, dazu braucht man keine geistige Anstrengung, das macht man mit den Händen. So wird denn jetzt nichts mehr *vollendet*, *berichtigt*, *gesichert*, *geklärt*, sondern alles wird *fertiggestellt*, *richtiggestellt*, *sichergestellt*, *klargestellt*, *klargelegt*, *festgelegt* u. s. w. Man sieht: wir leben in dem Zeitalter der Technik und Mechanik. Wenn die Wörter nur nicht gar so einfältig gebildet wären! Auf den ersten Blick scheint es ja, als ob sie sich durch eine gewisse Anschaulichkeit empföhlen. Bei *richtigstellen* soll man wohl nicht an die Zeiger der Uhr denken, sondern eher an ein Bild, das falsch beleuchtet gewesen ist und nun in die richtige Beleuchtung gestellt wird, oder an Gerätschaften im Zimmer, die durch einander geraten sind und wieder auf ihren Platz gestellt werden; ähnlich, kann man sagen, werden Thatsachen, die verschoben sind, zurechtgerückt oder ins rechte Licht gestellt. Das läßt sich hören. Aber was soll *fertigstellen* sein? Das Wort kann doch vernünftigerweise nichts andres bedeuten, als eine Sache so lange hin- und herrücken, so lange an ihr gleichsam herumstellen, bis sie — steht. Das will man aber doch gar nicht sagen, das Wort wird einfach für *beendigen* oder *vollenden* gebraucht; von einem Gemälde oder einem Romanmanuskript so gut wie von einer Schleuße oder einem Straßenpflaster

heißt es: es ist *fertiggestellt.**) Geradezu stumpfsinnig sind die greulichen Modewörter *klarlegen* und *klarstellen* gebildet. *Klar* brauchen wir in sinnlicher Bedeutung nur von der Luft und von Flüssigkeiten. Wie soll man die auf eine feste Unterlage legen oder stellen? Beide Wörter sind gedankenlos gebildet nach *freistellen* und *freilegen, bloßstellen* und *bloßlegen.* Gerade diese aber können den Unterschied zeigen. Wie richtig sind sie gebildet! Wie anschaulich wird gesagt: den Dom *freilegen* (nämlich durch Wegreißen der Nachbarhäuser) oder einen Schaden *bloßlegen* — unwillkürlich denkt man an den Chirurgen, der Haut und Muskeln auf die Seite legt, bis der verletzte Knochen *bloßliegt.* Besser ist *festlegen* gebildet; man redet jetzt viel davon, daß die Ostertage *festgelegt* werden sollen. Bisher hatten wir nur *feststellen* und *festsetzen,* aber beides drückt doch das nicht recht aus, was man sagen will: etwas bewegliches gleichsam aufschrauben, daß es sich nicht mehr rühren kann, etwa wie die Pfote eines Hündchens bei der Vivisektion. Gräßliches Bild! aber man geht vielleicht nicht fehl damit, wenn man nach der Herkunft von *festlegen* sucht. Oder soll man an Eisenbahnschienen denken? Unsre Kaufleute verkauften früher Waren zu allen *Preisen* und sagten einem, was jede Ware *kostete.* Jetzt haben sie nur noch Waren in allen *Preislagen* und schwatzen unaufhörlich: das *stellt sich* billiger, das *stellt sich* teurer, das *stellt sich* auf 2 Mark 50. Auch hier also wieder das *legen* und *stellen!*

Ist aber nun eine Sache glücklich *gestellt,* dann *steht* sie, und so heißt es denn jetzt nicht mehr: es *ist* zu hoffen, es *ist* zu erwarten, es *ist* zu befürchten, sondern stets: es *steht* zu hoffen, es *steht* zu erwarten, es *steht* zu befürchten. So erklärt sich nun

*) Neuerdings wird das Wort sogar für *anfertigen, schaffen* gebraucht; er hat sich ein paar neue Stiefel *fertigstellen* lassen — eine Sonate ist mit weniger Zeit und Mühe *fertigzustellen* als eine Symphonie!

auch der massenhafte Gebrauch, der jetzt von getragen sein und getragen werden gemacht wird. Früher sagte man: es ist jemand von Begeisterung oder einer Überzeugung oder einem Bewußtsein erfüllt. Das ist für unsre denkfaule Zeit viel zu innerlich, zu geistig, man kann es ja nicht sehen. Wie aber der Luftball durch das Gas, das ihn erfüllt, gehoben, also von dem Gas gleichsam getragen wird, sodaß man die Wirkung der Füllung sieht, so heißt es auch nur noch: von künstlerischer Überzeugung getragen, von gesundem Humor getragen, von patriotischer Wärme getragen, von religiöser Gläubigkeit getragen, von düsterm Pessimismus getragen u. s. w. Hierher gehört es auch, daß man nicht mehr sagt: eine Summe, eine Ausgabe beläuft sich auf so und so viel, das wäre ja ein Bild, dabei müßte man sich etwas denken; jetzt heißt es nur noch: eine Summe beziffert sich. An die Zahl und ihre geistige Bedeutung denkt gar niemand mehr, nur immer an die verwünschte Ziffer, die doch nur auf dem Papiere steht, nur das äußerliche Zeichen für die Zahl ist. Der Statistiker redet nur von der Bevölkerungsziffer, der Durchschnittsziffer, der Minister sagt im Abgeordnetenhause: ich kann Ihnen noch einige Ziffern vorlegen, und so heißt es denn auch bloß noch: sein Personal beziffert sich auf 100 Köpfe, der Verlust bezifferte sich auf 30000 Mann. Hierher gehört endlich auch die immer weiter fressende, kaum noch irgend einen Thätigkeitsbegriff verschonende Umschreibung einfacher Zeitwörter durch ziehen oder bringen im Aktivum, gezogen oder gebracht werden, kommen, gelangen oder finden im Passivum. Die Neigung zur Breite, zum Schwulst und die Vorliebe für sinnlichen, mechanischen Ausdruck arbeiten sich hier bestens in die Hände. Nichts wird mehr erwogen, überlegt, betrachtet, berücksichtigt, sondern alles in Erwägung gezogen, in Überlegung, in Betracht, in Berücksichtigung gezogen. Geradezu erstaunlich aber ist es, wozu die

Dinge jetzt alles gebracht werden! Nichts wird mehr vorgelegt, vorgetragen, aufgeführt, dargestellt, ausgeführt, durchgeführt, angeregt, angerechnet, vorgeschlagen, angezeigt, verkauft, verteilt, versandt, ausgegeben, angewandt, erledigt, entschieden, erfüllt, sondern alles wird zur Vorlage gebracht, zum Vortrag gebracht, zur Aufführung oder zur Darstellung gebracht, zur Ausführung oder zur Durchführung gebracht, in Anregung, in Anrechnung, in Vorschlag gebracht, zur Anzeige, zum Verkauf, zur Verteilung, zur Versendung gebracht, zur Ausgabe, zur Anwendung, zur Erledigung, zur Entscheidung, zur Erfüllung gebracht, oder es kommt oder gelangt zum Vortrage, zur Aufführung, in Vorschlag, zur Anzeige, es findet Anwendung, Erledigung u. s. w. Ein Buch wird nicht mehr gedruckt und ausgegeben, sondern erst gelangt es zum Druck, und dann gelangt es zur Ausgabe. Kein Zweifel: es handelt sich hier um eine förmliche Krankheit, um eine Art von Hypertrophie oder Verfettung am Leibe unsrer Sprache.

Bedingen

Aber die Mode ist ein launisches Ding. Auf der einen Seite häuft sie möglichst sinnliche, handgreifliche Ausdrücke, auf der andern hetzt sie ein Abstraktum zu Tode — hoffentlich recht bald! — wie das Zeitwort bedingen. Unter den Modewörtern, die jetzt im Schwange sind, ist dieses wohl eins der widerwärtigsten. Es kann alles bedeuten und — gar nichts.

Der erste Band von Grimms Wörterbuch (1854) erklärt bedingen durch aushalten, bestimmen, ausnehmen. Diese Bedeutungen erschöpfen freilich nicht den ältern Sprachgebrauch. Im Sanderschen Wörterbuche (1860) sind folgende Bedeutungen aufgezählt und belegt: verpflichten, fest-

setzen, ausmachen, beschränken, von etwas abhängig machen, außerdem eine Anwendung, die bei Grimm ganz fehlt, und die heute fast die einzige ist, in der das Wort gebraucht wird, nämlich die beim unpersönlichen Subjekt: eine Sache bedingt die andre, oder passiv: eine Sache ist oder wird durch die andre bedingt; das Aktivum erklärt Sanders hier durch notwendig machen, erheischen, erfordern, das Passivum durch abhängig sein von etwas.

Nun vergleiche man damit den heutigen Sprachgebrauch! Der Sinn, in dem das Wort gebraucht ist, mag stets in Klammern hinzugefügt werden. Da schreiben die einen: eine Laufbahn, die akademische Vorbildung bedingt (voraussetzt, verlangt, erfordert, erheischt, notwendig macht) — der große Aufwand, den die Aufführung dieser Oper bedingt (ebenso) — die angegebenen Preise bedingen die Abnahme des ganzen Werkes (machen zur Pflicht) — die Ausgaben für Saalmiete, Beleuchtung und Annoncen bedingen einen Berg von Kosten (verursachen) — unsre ganzen Zeitverhältnisse bedingen den zurückgegangnen Theaterbesuch (sind die Ursache, bringen mit sich, sind Schuld an) — um die Lage der Bergarbeiter zu studiren, ist es nötig, auch die Verhältnisse zu berühren, die diese Lage bedingen (schaffen, hervorbringen, hervorrufen, erzeugen) — dieses Korset bedingt eleganten Sitz (!) des Kleides (schafft, bewirkt) — der humanistische Charakter des akademischen Studiums bedingt das ganze Wesen unsrer Universitäten (ist von Einfluß auf) — bei Lessing bedingte stets die kritische Einsicht das dichterische Schaffen (ebenso) — Thatsache ist, daß gewisse Affekte den Eintritt des Stotteranfalls bedingen (herbeiführen) — die Stellung der Thüren in den Wänden bedingt wesentlich die Nutzbarkeit der Räume (von ihr hängt ab) — nur körperliches Leiden (Laokoongruppe!) bedingt eine so gewaltsame Anspannung aller Muskeln (macht erklärlich, macht begreiflich) — dieser Zweck bedingt sowohl die Mängel als die Vorzüge des Werkes (aus ihm erklären sich) u. s. w.

Nun der passive Gebrauch. Da wird geschrieben: die hohen Ränder des Sees und der dadurch *bedingte* Reichtum malerischer Wirkungen (geschaffne) — diese durch die Lage Englands *bedingte* Gunst des Glücks (ebenso) — durch die Verkehrserleichterungen ist ein Rückgang des Kommissionsgeschäfts *bedingt* worden (bewirkt worden, herbeigeführt worden) — die durch die Großstadt *bedingte* Vermehrung der Arbeitsgelegenheit (bewirkte, verursachte) — rascher Fortschritt wird durch zahlreiche Mitarbeiter *bedingt* (entsteht) — der Ausfall der Wahlen ist durch unzählige, nicht in der Macht der Regierung liegende Verhältnisse *bedingt* (hängt ab von) — die Zulassung zur Fakultät war durch den Nachweis des philosophischen Magistergrades *bedingt* (hing ab von) — der Erfolg des Mittels war durch die Zuverlässigkeit der Leute *bedingt* (ebenso) — die Überholung Leipzigs durch Berlin ist durch die Macht der äußern Verhältnisse *bedingt* (ist die Folge) — diese Aussichtslosigkeit war durch die seit drei Jahren gemachte Erfahrung *bedingt* (war entstanden, war die Folge) — Glück wird durch Leistungsfähigkeit *bedingt* (entsteht) — die Gefahr für den innern Frieden ist durch den Gegensatz zwischen Besitz und Besitzlosigkeit *bedingt* (liegt in, beruht auf, entsteht aus) — die durch den Reichtum *bedingten* Lebensgenüsse (ermöglichten) u. s. w.

Überblicken wir die angeführten Beispiele, so ergiebt sich folgendes. Die einen brauchen das unpersönliche *bedingen* in dem Sinne von: *zur Voraussetzung haben.* A *bedingt* B — das heißt: A *hat* B *zur Voraussetzung*, A hängt von B ab, A ist undenkbar, wenn nicht B ist, A *verlangt* also, *erheischt, erfordert* B. Das ist die einzig vernünftige und berechtigte Anwendung des Wortes; nur aus ihr erklärt sich das Wort *Bedingung.* Die Aufführung der Oper *bedingt* großen Aufwand — das versteht jedermann; es heißt: die Oper ist ohne großen Aufwand nicht aufführbar, der Aufwand ist die Voraus-

setzung, die Bedingung einer wirkungsvollen Aufführung.

Nun brauchen aber andre das Wort in dem Sinne von bewirken und den zahlreichen sinnverwandten Wörtern (schaffen, erzeugen, hervorbringen, hervorrufen, verursachen, zur Folge haben). A bedingt B — das heißt dann: A ist die Ursache von B; passiv ausgedrückt: B wird durch A bedingt heißt: B ist die Folge von A. Wie ein solcher Bedeutungswandel möglich sein soll, ist schwer zu begreifen; es ist nicht einzusehen, wie der Begriff der Voraussetzung zu dem der Schöpfung soll werden können.

Nun wird aber noch ein weiterer Schritt gethan, namentlich in der passiven Anwendung des Wortes. B wird durch A bedingt — das heißt endlich nicht bloß: B wird durch A bewirkt, sondern B wird nur (!) durch A bewirkt, es kann durch nichts andres entstehen als durch A, also mit andern Worten: B hat A zur Voraussetzung. Und da wären wir denn glücklich bei der vollständigen Verrücktheit angelangt. Denn wenn es ganz gleichgiltig sein soll, ob jemand sagt: A hat B zur Voraussetzung, oder B hat A zur Voraussetzung, B ist die Voraussetzung von A, oder A ist die Voraussetzung von B, wenn das beides (!) mit dem Satze soll ausgedrückt werden können: A bedingt B (oder passiv: B wird durch A bedingt), mit andern Worten: wenn es ganz gleichgiltig sein soll, ob jemand sagt bedingen oder bedingt werden, so ist das doch die vollständige Verrücktheit. Auf diesem Punkte stehen wir aber jetzt. Geschrieben wird: Glück wird durch Leistungsfähigkeit bedingt — die Zulassung zur Fakultät wurde durch den Magistergrad bedingt, also aktiv ausgedrückt: Leistungsfähigkeit bedingt Glück — der Magistergrad bedingte die Zulassung zur Fakultät. Gemeint ist aber: Glück bedingt (d. h. ist nicht denkbar ohne) Leistungsfähigkeit — die Zulassung zur Fakultät bedingte (d. h. war nicht zu erlangen ohne) den Magistergrad.

Man übertreibt nicht, wenn man unsern gegenwärtigen Gebrauch von bedingen etwa so bezeichnet: wenn der Deutsche eine dunkle Ahnung davon hat, daß zwei Dinge in irgend einem ursächlichen Zusammenhange stehen, aber weder Neigung noch Fähigkeit, sich und andern diesen Zusammenhang klar zu machen, so sagt er: das eine Ding bedingt das andre. In welcher Reihenfolge er dabei die beiden Dinge nennt, ob er sagt: Kraft bedingt Wärme oder: Wärme bedingt Kraft, ist ganz gleichgiltig; der Leser wird sich schon etwas dabei denken.

Soll man sich denn aber nicht darüber freuen, daß das Wort eine solche chamäleonartige Verwandlungsfähigkeit erlangt hat? Wenn es vor dreißig Jahren, wie die Wörterbücher zeigen, nur einen kleinen Bruchteil der zahlreichen Bedeutungen hatte, die es heute hat, so ist das doch ein Beweis für die wunderbare Triebkraft, die noch in unsrer Sprache lebt. Aus einem einzigen Worte entfaltet sie noch jetzt einen solchen Reichtum! — Die Sache ist doch wohl anders anzusehen. Wenn zwanzig sinn- und lebensvolle Wörter und Wendungen, die zur Verfügung stehen und die die feinste Schattirung des Gedankens ermöglichen, verschmäht werden einem hohlen, ausgeblasnen Wortbalg zuliebe, wie diesem bedingen, so ist das weder Reichtum noch Triebkraft, sondern nur eine alberne Mode und zugleich ein schlimmes Zeichen von der zunehmenden Verschwommenheit unsers Denkens.

Hoch und selten

Zur Bezeichnung eines hohen Grades sind gegenwärtig die beiden Modeadverbia hoch und selten. Bei folgenden Adjektiven wird ausschließlich hoch zur Steigerung verwendet: fein, elegant, modern, herrschaftlich, gebildet, gelehrt, bedeutend, bedeutsam, wichtig, ernst, feierlich, tragisch, komisch, romantisch, poetisch, erfreulich, befriedigend, willkommen, interessant, achtbar, adlich, konservativ, offiziell. Das wird genügen.

Über die alberne Anwendung von *selten* vor Adjektiven, in dem Sinne von: *in seltnem Grade*, ist schon so viel gespottet worden, daß man meinen sollte, sie könnte sich kaum mehr hervorwagen; aber immer wieder muß man solchen Unsinn lesen, wie: ein Mädchen von *selten gutem* Charakter — ein *selten tüchtiger* Fachmann — eine *selten günstige* Kapitalanlage — das Publikum verhielt sich *selten kühl* — dieser Weizen gedeiht auf leichtem Boden und liefert *selten hohe* Erträge u. s. w. Ist es nur gar so schwer zu begreifen, daß das bloße Adverbium *selten* nicht den hohen Grad, sondern nur die geringe Häufigkeit bezeichnen kann, daß also ein Weizen, der selten hohe Erträge liefert, oft oder meist niedrige Erträge liefern muß?*)

Weg oder fort?

Nichts weiter als eine Modeziererei ist es auch, wenn man neuerdings das Adverbium *weg* ganz zu verdrängen und überall *fort* an seine Stelle zu setzen sucht. Die Mode soll aus Holstein stammen; jedenfalls hat sie sich zunächst in das Berliner Deutsch eingedrängt und frißt nun von da aus weiter.

Es giebt unleugbar eine Anzahl von Zeitwörtern, bei denen zwischen *weg* und *fort* kein fühlbarer Unterschied ist. Aber ebenso sicher giebt es eine Anzahl andrer, bei denen bisher nicht bloß ein feiner, sondern sogar ein ziemlich grober Unterschied gemacht worden ist, den alle guten Schriftsteller beobachtet haben und noch beobachten. *Fort* nämlich (verwandt mit *vor* und *vorn*) steht in dem Sinne von *vorwärts*, wobei meist ein bestimmtes Ziel vorschwebt; überdies wird es nicht bloß vom Raume, sondern auch von der Zeit gebraucht. *Weg* dagegen

*) Der allerneueste Aufputz von Adjektiven ist *bekannt*: der Schnittwarenhändler preist seine Stoffe in *bekannt vorzüglichen* Qualitäten, der Kleiderhändler seine Jacken in *bekannt guten* Paßformen (!) an, und der Stuttgarter Verein für Fremdenverkehr rühmt die *bekannt gesunde* Lage Stuttgarts!

(dasselbe wie W e g) wird nur räumlich gebraucht und bedeutet: a u s d e m W e g e, a u f d i e S e i t e, wobei man an ein Verschwinden denkt. In einer Volksmasse wird jemand mit f o r t g e r i s s e n, d. h. in die Strömung hinein, auch von Begeisterung wird jemand f o r t g e r i s s e n, nämlich dem hohen Ziele zu, zu dem uns der Künstler führen will; aber eine Mauer, ein Haus, ein Damm wird w e g g e r i s s e n. Wer aus der großen Stadt auf ein einsames Dorf zieht, kommt sich anfangs wie w e g g e s e t z t vor, aber nicht wie f o r t g e s e t z t. Der Bruder sagt zur Schwester: s e t z e deine Malerei jetzt w e g, wir wollen Klavier spielen; nach einer Stunde aber: es ist genug, s e t z e deine Malerei nun f o r t. Wenn ich ein Bild abmale auf dem auch ein Sperling dargestellt ist, so kann ich den Sperling w e g l a s s e n; wenn ich aber einen lebendigen Sperling in der Hand habe, so kann ich ihn f o r t l a s s e n. Auf sumpfiger Landstraße kann man schlecht f o r t k o m m e n, aber bei einem verunglückten Unternehmen kann man schlecht w e g k o m m e n. Von zwei Hunden, die aus einem Napfe saufen sollten, kann ich sagen: der große hat dem kleinen alles w e g g e s o f f e n; ein bekannter § 11 aber lautet: es wird f o r t g e s o f f e n. Wie alle diese Unterschiede plötzlich sollen verwischt werden können, ist unbegreiflich. Aber die Zahl derer, die sich einbilden, w e g sei gemein, f o r t (oder vielmehr f o ch t) sei fein, wird immer größer; man sagt nur noch: die beiden letzten Sätze der Symphonie wurden f o r t g e l a s s e n — wo wurden sie denn hingelassen? die Mauern auf der Akropolis sind f o r t g e b r o c h e n worden — wo sind sie denn hingebrochen worden? Sie hatte das Bild f o r t g e s c h l o s s e n, der Damm wurde durch die Überschwemmung f o r t g e r i s s e n, es ist eine nicht f o r t z u l e u g n e n d e (!) Thatsache — ich habe darüber f o r t g e l e s e n (!) — meine Bleistifte k o m m e n mir immer f o r t (!) — er hat mir meine Mütze f o r t g e n o m m e n (!) — so ist es richtig Berlinisch, und wer ein feiner Mann sein will, der macht natürlich die Mode mit. Vielleicht wird in

den Berliner Gymnasien auch schon in Uhlands gutem Kameraden gesungen: ihn hat es fortgerissen, er liegt zu meinen Füßen u. s. w.

Provinzialismen

Fort für weg ist nichts als ein Provinzialismus, der augenblicklich für fein gilt. Für Provinzialismen aber ist in der guten Schriftsprache kein Raum, mögen sie nun aus Hannover, aus Holstein, aus Berlin oder sonstwoher stammen. Man spricht jetzt viel davon, daß unser Sprachvorrat aus den Mundarten aufgefrischt, verjüngt, bereichert werden könnte. O ja, wenn es mit Maß und Takt geschähe, warum nicht? Überzeugende Proben davon hat man freilich noch nicht viel gesehen. Ein böses Mißverständnis aber wäre es, wenn man jeden beliebigen Provinzialismus für geeignet hielte, unsern Sprachvorrat zu „bereichern." Meist liegt gar kein Bedürfnis darnach vor; man legt sich dergleichen nur aus Eitelkeit zu, um Aufmerksamkeit zu erregen, etwa wie irgend ein Hansnarr zu seinem gut bürgerlichen Anzuge einen Tiroler Lodenhut mit Feder aufsetzt.

Namentlich sind es österreichische Ausdrücke und Wendungen (Austriazismen), die jetzt durch wörtlichen Nachdruck aus österreichischen Zeitungen in unsre Schriftsprache hereingeschleppt, dann aber auch geradezu nachgebraucht werden.

Für brauchen z. B. sagt der Österreicher benötigen, für benachrichtigen verständigen (jemand verständigen, während sich in gutem Deutsch nur zwei oder mehrere unter einander verständigen können); beides liest man jetzt auch in deutschen Zeitungen immer häufiger. In unsrer Studentensprache ist seit einiger Zeit das schöne Wort unterfertigen Mode geworden (statt unterzeichnen). Es ist das nichts als eine lächerliche, halb(!)österreichische Bastardbildung. Der Österreicher sagt: der Gefertigte. Das ist dem deutschen Stu-

denten, der sich zuerst damit spreizen wollte, mit dem Unterzeichneten in eine Mischform zusammengeronnen, und seitdem erfüllt fast in allen akademischen Vereinigungen beim „Ableben" eines Mitgliedes der „unterfertigte" Schriftführer „die traurige Pflicht, die geehrten a. H. a. H. und a. o. M. a. o. M. geziemend davon in Kenntnis zu setzen."

Ganz unerträglich in gutem Schriftdeutsch ist das österreichische gestanden sein und gesessen sein (die Personen, mit denen er in näherm Verkehr gestanden war — es lebten noch Männer, die in der Paulskirche gesessen waren); ganz unerträglich ferner die Verbindungen: an etwas vergessen, auf etwas vergessen und auf etwas erinnern (auf die Einzelheiten des Stückes konnte ich nicht mehr erinnern u. ähnl.). Von verschiednen Seiten ist versichert worden, daß das letzte insbesondre österreichisches Judendeutsch sei, was sehr glaublich ist, denn es läuft ja auf die Verwirrung von zwei oder mehr Redensarten hinaus (an etwas denken, sich auf etwas besinnen u. s. w.), die dem deutschsprechenden Juden fortwährend begegnet.

Eine ganze Reihe von Eigenheiten hat der Österreicher im Gebrauche der Adverbia. Er sagt: da und dort statt hie und da, im vorhinein statt von vornherein, beiläufig statt ungefähr (bis zur höchsten Spitze ist es beiläufig 6000 Fuß — dies ist beiläufig der Inhalt des hübschen Buches), während in gutem Deutsch beiläufig nur bedeuten kann: nebenbei, im Vorbeigehen (beiläufig will ich bemerken). Für nur noch heißt es in Österreich: nur mehr, z. B. leidenschaftliche Gedichte von nur mehr geschichtlichem Wert — alle Bemühungen sind jetzt nur mehr darauf gerichtet u. s. w. Neuerdings, das gut deutsch nichts anders heißen kann als: in neuerer Zeit (neuerdings ist der Apparat noch wesentlich vervollkommnet worden) wird von Österreichern nur in dem Sinne von wiederum, nochmals, abermals, von neuem gebraucht, z. B. es kommt mir nicht darauf an, oft gesagtes

neuerdings zusammenzustellen — er hat mich hierdurch neuerdings zu Danke verpflichtet — in diesem Vortrage wird neuerdings die Frage untersucht — es kam eine Schrift zur Verlesung, worin B. neuerdings für seine Überzeugung eintrat.*) Man möchte wirklich annehmen, daß mancher Zeitungsredakteur von all diesen Gebrauchsunterschieden gar keine Ahnung habe, sonst könnte er doch solche Sätze nicht unverändert in seiner Zeitung nachdrucken, er müßte doch jedesmal den Austriazismus erst ins Deutsche übersetzen, damit der deutsche Leser nicht falsch verstehe!

Fremdwörter

Auch unsre Fremdwörter sind zum guten Teil Modewörter. Bei dem Kampfe gegen die Fremdwörter, der seit einigen Jahren in Deutschland wieder entbrannt ist und namentlich von dem Allgemeinen deutschen Sprachverein geführt wird, handelt sichs natürlich nicht um die große Anzahl zum Teil internationaler technischer Ausdrücke, wiewohl sich auch von diesen so mancher recht gut ins Deutsche übersetzen ließe, sondern vor allem um die verhältnismäßig kleine Zahl ganz entbehrlicher Fremdwörter, die namentlich unsre Umgangssprache und die Sprache der Gelehrten, der Beamten und der Geschäftsleute entstellen, entstellen nicht so sehr durch ihre Menge, als durch ihre häufige Anwendung.

Am ehesten darf man vielleicht hoffen, daß die Fremdwörter aus der Umgangssprache verschwinden werden, denn da wirkt fast nur die Mode. Die Fremdwörter unsrer Umgangssprache stammen zum Teil noch aus dem siebzehnten Jahrhundert, andre sind im achtzehnten, noch andre erst in der Franzosenzeit zu Anfange dieses Jahrhunderts eingedrungen. Aber sie kommen eins nach dem andern aus der Mode, und neue kommen nicht viel hinzu. Viele, die vor vierzig, fünfzig Jahren noch für fein galten,

---

*) Auf einige sehr häßliche Eigenheiten des Österreicherdeutsch wird in dem Abschnitt zur Satzlehre noch hingewiesen werden.

fristen heute nur noch in den untersten Volksschichten ein kümmerliches Dasein; man denke an Madame, Logis, Piece, vis-à-vis, peu-à-peu (in Leipzig beeabeeh gesprochen), retour, charmant, meschant, inkommodiren und viele andre. Wer amüsirt sich noch? doch nur der Hottig; der anständige Mensch hat längst wieder angefangen sich zu vergnügen. Wie lange der feine junge Mann in Deutschland seine Tänzerinnen noch engagiren wird? Lange hoffentlich nicht mehr, denn in Leipzig engagirt man schon die Scheuerfrau. Vor zwanzig Jahren gab es noch vereinzelt Schneidermamsellen; jetzt wird jedes Dienstmädchen in der Markthalle mit Fräulein angeredet, wofür die Bürgerstochter freilich zum gnädigen Fräulein aufgerückt ist. Wo ist das Parapluie geblieben, das doch auch einmal fein war, und wie fein! Ein verhältnismäßig neues Fremdwort ist funktioniren; aber wie bald wird es seinen Modeweg zurückgelegt haben! Sagt doch schon der Kellner von einem locker gewordnen Zigarrenabschneider: er funkzjenirt nicht mehr ordentlich.

Auch unsre Kanzleisprache hat sich im Laufe dieses Jahrhunderts gewaltig gereinigt. Noch 1810 konnte ein deutsches Stadtgericht ans andre schreiben: „Ew. Wohlgeboren werden in subsidium juris et sub oblatione ad reciproca ergebenst ersucht, die anliegende Edictalcitation in Sachen des Kaufmanns R. daselbst loco consueto affigiren zu lassen und selbige effluxo termino cum documentis aff- et refixionis gegen die Gebühr zu remittiren.“ Heute hat sich, wenigstens unter den höhergebildeten Beamten, doch fast allgemein die Einsicht Bahn gebrochen, daß das beste und vornehmste Amtsdeutsch das sei, das die wenigsten Fremdwörter enthalte. Nur der kleine Unterbeamte, der Folium und Volumen, Repositorium und Repertorium nicht unterscheiden kann, der vom Makulatiren der Akten redet, weil er einmal von Makulatur gehört hat, thut sich noch etwas zugute auf ein sub oder ad (das gehört unter sub A, sagt er), auf ein a. c., ein eodem die, ein s. p. r. (sub

petito remissionis), ein cf. pg. (confer paginam) u. dergl.; er fühlt sich gehoben, wenn er solche geheimnisvolle Zeichen in die Akten hineinmalen kann.

Wundern muß man sich, daß die Männer der Wissenschaft, bei denen man doch die größte Einsicht voraussetzen sollte, gegenwärtig noch fast alle in dem Wahne befangen sind, daß sie durch Fremdwörter ihrer Sache Glanz und Bedeutung verleihen könnten. Auf den Universitätskathedern und in der fachwissenschaftlichen Litteratur, da jagen sich die Fremdwörter noch. Der deutsche Professor glaubt immer noch, daß er sich mit editio princeps, terra incognita, eo ipso, bona fide, Publikation, Argumentation, Acquisition, Kontroverse, Resultat, Analogie, intellektuell, individuell, ethisch, identisch, irrelevant, adaequat, ediren, polemisiren vornehmer ausdrücke als mit erste Ausgabe, unbekanntes Land, von selbst, im guten Glauben, Veröffentlichung, Beweisführung, Erwerbung, Streitfrage, Ergebnis u. s. w. Er fühlt sich wunderlicher Weise auch gehoben (wie der kleine Rats- und Gerichtsbeamte), wenn er lexikalisches Material sagt statt Wortschatz, wenn er von intensiven Impulsen oder prägnanten Kontrasten oder einem Produkt destruktiver Tendenzen redet, wenn er eine Idee ventilirt, statt einen Gedanken zu erörtern, wenn er von einem Produkt der Textilkunst die Provenienz konstatirt, statt von einem Erzeugnis der Weberei die Herkunft nachzuweisen. Und der Student macht es ihm leider meist gedankenlos nach; die wenigsten haben die geistige Überlegenheit, sich darüber zu erheben.

Weniger zu verwundern ist der Massenverbrauch von Fremdwörtern bei den Geschäftsleuten. Sie stecken natürlich infolge ihrer Halbbildung am tiefsten in dem Wahne, daß ein Fremdwort stets vornehmer sei als das entsprechende deutsche Wort. Weil auf sie selbst ein Fremdwort einen so gewaltigen Eindruck macht, so meinen sie, es müsse diesen Eindruck auf

lle Menschen machen. Oder wäre es etwa nicht
albbildung, sondern kluge Berechnung auf den großen
aufen, wenn es kaum noch eine Ware giebt, die
icht original, general, zentral, spezial, uni-
ersal oder normal wäre, wenn nicht bloß Nor-
alhemden und Universalöl (wahrscheinlich zu-
leich zum Wagenschmieren und zum Gurkensalat
erwendbar), sondern sogar Universalnormal-
osenträger angepriesen werden? Was denken sich
igentlich die Herren dabei? Denken sie sich über-
aupt etwas dabei? Wer ist der Dumme? der,
uf den solche Anpreisungen berechnet sind? oder
er, der damit eine Wirkung zu erzielen hofft? Heikle
rage. Sie kommt einem aber bei den meisten unsrer
eutigen Geschäfts- und Warenanpreisungen unwill-
ürlich auf die Zunge.

Könnte man doch nur den Aberglauben loswerden,
aß das Fremdwort vornehmer sei, als das deutsche
Wort, daß *professioneller Vagabund* vornehmer
linge als *gewerbsmäßiger Landstreicher*, ein
legant möblirtes Garçonlogis vornehmer als
in *fein ausgestattetes Herrenzimmer*, *konse-
uent ignoriren* vornehmer als *beharrlich un-
eachtet lassen*, daß ein *Kollier* etwas feineres
ei als ein *Halsband*!*) Schon der Umstand, daß
oir für niedrige, gemeine Dinge so oft zum Fremd-
ort greifen, sollte uns von diesem Aberglauben
efreien. Oder wäre *perfid, frivol, anonymer
Denunziant* nicht zehnmal gemeiner als *treulos,
eichtfertig, ungenannter Ankläger*? Und
tehen *noble Passionen* nicht tief unter *edeln
Leidenschaften*? Um etwas niedriges zu bezeich-
en, dazu sollte uns das Fremdwort gerade gut
enug sein. Aber auch unklar, verschwommen, viel-
eutig sind oft die Fremdwörter. *Eventuell* wird

*) Sehr bitter spottete einmal darüber ein junger französischer
Student in Leipzig. Die deutschen Mädchen, sagte er, glauben, sie
üßten *Kolliers* tragen, weil jeder Hund ein *Halsband* trägt.
n Paris trägt aber doch jeder Hund ein *Kollier*!

ebenso für nötigenfalls wie für möglichenfalls gebraucht. Was soll direkt nicht alles bedeuten: bald unmittelbar (eine Ware wird direkt bezogen, einer ist der direkte Schüler des andern), bald dicht oder nahe (der Gasthof liegt direkt am Bahnhof), bald gerade (die Straße führt direkt nach der Ausstellung). Was für ein unklares Wort ist System! Man spricht von einem philosophischen System und meint eine Lehre oder ein Lehrgebäude, von einem Röhrensystem und meint ein Röhrennetz, von einem Festungssystem und meint einen Festungsgürtel, von einem Axensystem und meint ein Axenkreuz, von einem Sternsystem und meint eine Sterngruppe, von einem Verwaltungssystem und meint die Grundsätze der Verwaltung, von einem Sprengwagen System Eckert und meint die Bauweise, ja man kann nicht ein Hemd auf den Leib ziehen, ohne mit einem System in Berührung zu kommen, entweder dem System Prof. Dr. Jäger (!) oder dem System Lahmann oder dem System Kneipp — was mag sich nur die Verkäuferin im Wollladen unter all diesen Systemen denken? Man sagt: hier fehlt es an System, und meint Ordnung oder Plan, man spricht von systematischem Vorgehen und meint planmäßiges. Dazu wird System fort und fort verwechselt mit Prinzip und mit Methode — o was ist aus dem „Volke der Denker“ geworden! Wie kann man den Reichtum des Deutschen so gegen die Armut des Fremden eintauschen! Aus dieser Unklarheit entspringen dann auch so alberne Verbindungen wie vorübergehende Passanten, dekorativer Schmuck, Grundprinzip, Attentatsversuch, defensive Abwehr, numerische Anzahl, größere Majorität, Güte der Qualität u. ähnl., wie man sie so oft in den Zeitungen lesen muß. Nicht einmal richtig geschrieben werden manche Fremdwörter. Wir Deutschen lassen uns keine Gelegenheit entgehen, über den Fremden zu spotten, der ein deutsches Wort falsch schreibt. Aber

machen wir es denn besser? Nicht bloß der kleine Handwerker setzt uns eine Betterage oder eine Lamperie auf die Rechnung statt einer Vitrage oder eines Lambris, sondern auch der Zeitungsschreiber schreibt beharrlich Intriguant, Plebiscit, Atmosphäre (sogar Athmosphäre), Proselyten statt Intrigant, Plebiscit, Atmosphäre, Proselyten.

Manche Fremdwörter berauschen die Menschen offenbar durch ihren Klang, namentlich wenn sie ein o enthalten, wie glorreich (in Leipziger Festreden stets chlorreich gesprochen), Moment, Faktor, Epoche und die Wörter auf ion. Zu den nichtsnutzigsten Klingklangwörtern gehören Moment (das Moment!) und Faktor, sie werden in geradezu sinnloser Weise mißbraucht. Es sind ja eigentlich lateinische Wörter (momentum, factor); wenn man aber einen Satz, worin eins von beiden vorkommt, in wirkliches Latein übersetzen wollte, könnte man gar nichts bessres thun, als die Wörter einfach — weglassen. Moment wie Faktor bedeutet in den allermeisten Fällen weiter nichts als res, aliquid. Auch mit Element ist es vielfach nicht anders. Da will einer sagen: trotz aller Erfahrungen im Seekriege ist der Torpedo noch immer etwas neues. Das drückt er so aus: trotz aller Erfahrungen im Seekriege ist der Torpedo noch immer ein neues Element oder ein neues Moment oder ein neuer Faktor — nun klingts großartig! Hier sind drei Momente zu berücksichtigen, oder hier wirken drei Faktoren zusammen — bei Lichte besehen ist es weiter nichts als: dreierlei (tria). Bisweilen kann man wohl Moment durch Umstand, Thatsache, Zug, Seite wiedergeben, ebenso Faktor bisweilen durch Macht, Kraft, aber in den meisten Fällen ist es nichts als: etwas; ein beruhigendes Moment, ein beunruhigendes Moment — es sind nur gespreizte, wichtigthuerische Umschreibungen von Beruhigung und Beunruhigung, weiter

nichts.*) Greulich ist auch der massenhafte Mißbrauch, der mit Epoche getrieben wird, namentlich in den Schriften neuerer Geschichtschreiber. Epoche (ἐποχή) bedeutet Haltepunkt, in der Geschichte ein Ereignis, das einen wichtigen Wendepunkt gebildet hat. So brauchen noch unsre Klassiker das Wort. Schiller nennt noch ganz richtig die Geburt Christi eine Epoche, das Ereignis selbst, nicht etwa die Zeit des Ereignisses! Daher stammt ja auch die Verbindung epochemachend, d. h. einen Wendepunkt bezeichnend. Das Wort ist dann auf die Zeit übertragen worden, und heute bezeichnet man jeden beliebigen Zeitabschnitt, klein oder groß, wichtig oder unwichtig, als Epoche. Für Zeit kennen unsre Geschichtschreiber gar kein andres Wort mehr, sie verwechseln es auch fortwährend mit Periode, unaufhörlich pochpochpocht es durch ihre Darstellungen! Auch Generation hats den Leuten angethan, obwohl es zu den zahlreichen unklaren Fremdwörtern gehört, denn es bedeutet ja Geschlecht und auch Menschenalter; man kann zuweilen geradezu lesen von der Generation, die vor drei Generationen gelebt hat! Aber es klingt, und das ist die Hauptsache. Wenn sich bei einer großen Festtafel nach dem zweiten Gange, wo der Wein schon zu wirken anfängt, einer erhebt und, nachdem er einigemal mit zielbewußt, unentwegt, voll und ganz, Moment, Faktor, glorreiche Epoche und Metropole der Intelligenz um sich geworfen hat, schließlich, ehe er „in diesem Sinne" sein Glas leert, noch einmal donnert: von Generatiooon zu Generatiooon! so muß ja alles auf dem Kopfe stehen vor Entzücken. Von Geschlecht zu Geschlecht — damit thut man keine Wirkung.

---

*) In einem längern Aufsatze, worin Moment und Faktor jedes etwa ein Dutzendmal vorkamen, machte ich mir den Spaß, sie regelmäßig mit einander zu vertauschen. Als ich die Druckkorrektur des Verfassers erhielt, sah ich, daß er nicht das geringste davon gemerkt hatte. Was müssen das für inhaltreiche Wörter sein, mit denen man sich solche Scherze erlauben kann!

Im Grunde ist die Fremdwörterfrage eine Frage der Bildung und des guten Geschmacks. Man könnte mit Rücksicht auf den Gebrauch unnötiger Fremdwörter die Deutschen in drei Bildungsklassen einteilen: die unterste Klasse gebraucht die Fremdwörter falsch, die mittelste gebraucht sie richtig, die oberste braucht sie — gar nicht. Daneben giebts natürlich viele Misch- und Zwischenklassen, aber die Hauptklassen sind doch die drei genannten.

Der gewöhnliche Mann aus dem Volke weiß in den meisten Fällen gar nicht, daß er Fremdwörter gebraucht. Woher sollte ers auch wissen? In eine fremde Sprache hat er nie hineingeblickt, über seinen Wortschatz macht er sich keine Gedanken, er versteht entweder ein Wort, oder er versteht es nicht — die Fremdwörter versteht er meistens nicht —; ob die Wörter, die er gebraucht, deutsch sind oder einer fremden Sprache angehören, vermag er nicht zu beurteilen. In Leipzig ist z. B. dem kleinen Handwerker und Krämer, dem untern Beamten, dem Kutscher, dem Packträger, dem Kellner das Wort zurück fast unbekannt. Wenn ers gedruckt liest, versteht ers wohl, aber seinem Wortschatze gehört es nicht an, er kennt nur das Wort reduhr (retour), das ist für ihn deutsch! Er sagt: ich kriege zehn Fennche reduhr, — schiebe mal die Karre reduhr — um zehne fahrmer reduhr — Müller is in seinen Jeschäfte reduhrjekommen (denn auch in Leipzig wird jetzt fast nur noch jesehen, jekommen gesagt). So giebt es eine Menge von Fremdwörtern aus dem täglichen Leben, die er ganz richtig gebraucht, die aber eben für ihn so gut wie deutsche Wörter sind. Die meisten aber gebraucht er falsch oder halbfalsch: entweder er verdirbt oder verstümmelt ihre Form, oder er wendet sie in falscher Bedeutung an, oder er verwechselt zwei mit einander.

Nun die mittlere Klasse. Das sind die, die sich so viel Kenntnis fremder Sprachen (namentlich des Lateinischen und des Französischen) angeeignet haben, daß sie von einer großen Anzahl

von Fremdwörtern die Ableitung, die eigentliche Bedeutung kennen, auf diese Wissenschaft, wenn sie sich mit den unter ihnen stehenden vergleichen, die Gratifikation und Gravitation verwechseln, sehr stolz sind und ihre hohe Bildung nun durch möglichst häufigen Gebrauch von Fremdwörtern an den Tag zu legen suchen. Dieser Klasse gehören die meisten Kaufleute an, auch die meisten Volksschullehrer, die sich durch ihre Seminarbildung gewöhnlich hoch über die Masse emporgehoben fühlen, aber leider auch ein großer Teil derer, die das Gymnasium und die Universität durchlaufen oder halb durchlaufen haben, denen aber dieser Bildungsgang doch nicht zu der Geistesfreiheit verholfen hat, daß sie die Geschmacklosigkeit und Lächerlichkeit unsers Fremdwörterunfugs empfänden. Das ist die gefährliche Klasse, und die gefährlichsten darunter sind die, die auf dem Katheder sitzen oder vom Zeitungsgewerbe leben. Sie werfen sich in die Brust und meinen, sie hätten wunder was gesagt, wenn sie von lokalem Konsum reden, statt von Verbrauch am Orte, von einer subtilen Distinction statt von einer feinen Unterscheidung!

Über dieser Klasse aber giebt es noch eine dritte. Es ist ein Zeichen höchster und vornehmster Bildung, wenn man durch die Erlernung fremder Sprachen zugleich seine Muttersprache so hat beherrschen lernen, daß man die fremden Flicken und Lappen entbehren, daß man wirklich deutsch reden kann.

Zur Satzlehre

Unterdrückung des Subjekts

Die meisten Fehler gegen die grammatische Richtigkeit und den guten Geschmack werden natürlich auf dem schwierigsten Gebiete der Sprache, auf dem des Satzbaues begangen. Zunächst sollen Subjekt und Prädikat, dann Tempora und Modi des Zeitworts in Haupt- und Nebensätzen ins Auge gefaßt werden.

Nicht bloß in dem Geschäfts- und Briefstil der Kaufleute, sondern im Briefstil überhaupt halten es viele noch immer für ein besondres Zeichen von Höflichkeit, das Subjekt ich und wir zu unterdrücken. Kaufleute schreiben in ihren Geschäftsanzeigen: Kisten und Tonnen nehmen zum Selbstkostenpreise zurück, aber auch gebildete Frauen und Mädchen, denen man etwas bessern Geschmack zutrauen sollte, schreiben: vorige Woche habe mit Papa einen Besuch bei R.s gemacht.

Wenn man jemand seine Hochachtung unter andrem auch durch die Sprache bezeugen will, so ist das an sich gar nicht so übel. Aber vernünftigerweise kann es doch nur dadurch geschehen, daß man die Sprache so sorgfältig, sauber und richtig behandelt, als es irgend möglich ist, aber nicht durch äußerliche Mittelchen, wie große Anfangsbuchstaben (Du, Dein), gesuchte Wortstellung, bei der man den Angeredeten möglichst weit vor-, sich selbst aber möglichst weit hinterstellt (so bitte Ew. Wohlgeboren infolge unsrer mündlichen Verabredung ich ganz ergebenst), oder gar dadurch, daß man den gramma-

tischen Selbstmord begeht, wie es Jean Paul genannt hat, ich oder wir wegzulassen. Derartige Scherze schleppen sich aus alten Briefstellern fort, sollten aber doch in unsrer Zeit endlich überwunden sein.

Die Ausstattung war eine glänzende

Eine häßliche Angewohnheit, die in unserm Satzbau eingerissen ist, ist die, das Prädikat, wenn es durch ein Adjektivum gebildet wird, nicht, wie es doch im Deutschen das einzig richtige und natürliche ist, in der unflektirten, prädikativen Form hinzuschreiben, z. B.: der Hergang ist sehr einfach, sondern in der flektirten, attributiven Form, als ob man das Subjekt noch einmal dazu ergänzen sollte: der Hergang ist ein sehr einfacher (nämlich Hergang). Es ist das nicht bloß ein syntaktischer, sondern geradezu ein logischer Fehler, und daß man das gar nicht empfindet, ist das besonders traurige dran.

Ein Adjektiv im Prädikat zu flektiren hat nur in einem Falle Sinn, nämlich wenn das Subjekt durch die Aussage in eine bestimmte Klasse oder Sorte eingereiht werden soll. Wenn man sagt: diese ganze Frage ist eine rein ästhetische — der Genuß davon ist mehr ein sinnlicher, kein rein geistiger — die Kirsche, die ich gepflückt habe, war eine saure — das Regiment dort ist ein preußisches — die Vase, die er zerbrochen hat, war eine schwarzfigurige — das Exemplar, das ich bezogen habe, war ein gebundnes, so teilt man die Fragen, die Genüsse, die Kirschen, die Regimenter, die Vasen, die Exemplare in verschiedne Klassen oder Sorten ein und weist das Subjekt nun einer dieser Sorten zu. Es wäre ganz unmöglich, zu sagen: diese Frage ist rein ästhetisch oder: das Regiment dort ist preußisch. Diese Kirsche ist sauer — das kann man wohl von einer unreifen Süßkirsche sagen, aber nicht wenn man ausdrücken will, daß die Kirsche zu der Gattung der sauern Kirschen gehöre. Das unflektirte Adjektivum

also urteilt, das flektirte sortirt. An ein Sortiren ist aber doch nicht zu denken, wenn jemand sagt: meine Arbeit ist eine vergebliche gewesen. Es fällt dem Schreiber doch nicht im Traume ein, die Arbeiten etwa in erfolgreiche und vergebliche einteilen und nun die Arbeit, von der er spricht, in die Abteilung der vergeblichen einreihen zu wollen, sondern er will einfach ein Urteil über die Arbeit aussprechen. Da genügt es aber doch, zu sagen: meine Arbeit ist vergeblich gewesen.

Der lebendigen Sprache ist denn auch diese unnötige und häßliche Verbreiterung des Ausdrucks ganz fremd, sie gehört ausschließlich der Papiersprache an, stellt sich immer nur bei dem ein, der die Feder in die Hand nimmt, oder allenfalls bei dem Gewohnheitsredner, der bereits Papierdeutsch spricht, dort aber auch regelmäßig; es ist, als ginge es gar nicht mehr anders. Man sehe sich um: in zehn Fällen neunmal dieses schleppende flektirte Adjektivum, im Akten- und Zeitungsdeutsch durchweg, aber auch in der wissenschaftlichen Darstellung und in der Erzählung. Lächerlicherweise ist das Adjektivum dabei meist durch ein Adverbium gesteigert, sodaß gar kein Zweifel darüber sein kann, daß ein Urteil ausgesprochen werden soll. Aber es wird nirgends mehr geurteilt, es wird überall nur noch sortirt: die Ausstattung ist eine überaus vornehme — die Organisation ist eine sehr straffe, fast militärische — diese Forderung ist eine durchaus gerechtfertigte — der Andrang war ein ganz enormer — die Stellung des neuen Direktors war eine außerordentlich schwierige — ist dieses Urteil ein begründetes? — in einigen Lieferungen ist die Bandbezeichnung eine falsche — der Erfolg mußte von vornherein ein zweifelhafter sein — die persönliche Selbständigkeit war in der Schweiz eine weit größere als in Deutschland — die russische Litteratur ist jetzt vorwiegend eine satirische — die Verfrachtung ist eine außerordentlich zeitraubende und kostspielige —

dieses Marienbild soll ein wunderthätiges gewesen sein — Napoleons Lage war am 16. Oktober eine wenig günstige — leider ist dieser Standpunkt ein völlig undurchführbarer — die wirtschaftliche Lage Griechenlands ist eine sehr erfreuliche — die Aussicht auf die kommende Session ist eine sehr trübe — dieses Gedicht ist ein dem ganzen deutschen Volke teures (!) u. s. w. Ebenso dann auch in der Mehrzahl: die Meinungen der Menschen sind sehr verschiedne — die Pachtsummen waren an und für sich schon hohe — die mythologischen Kenntnisse der Schüler sind gewöhnlich ziemlich dürftige — ich glaube nicht, daß die dortigen Verhältnisse von den unsrigen so grundverschiedne (!) seien. Ist das Prädikat verneint, so heißt es natürlich kein statt nicht: die Schwierigkeiten waren keine geringen — die Kluft zwischen den einzelnen Ständen war keine sehr tiefe — die Rührung, die aus diesem Gedichte spricht, ist keine erkünstelte — die Grenze ist keine für alle Zeiten bestimmte und keine für alle Orte gleiche — die Bezeichnung war keine ganz richtig gewählte.

Von dem einfachen mit sein gebildeten Prädikat geht aber der Schwulst nun weiter zu den Verben, die mit doppeltem Akkusativ, einem Objekts- und einem Prädikatsakkusativ, verbunden werden. Auch da heißt es nur noch: diesen Kampf kann man nur einen gehässigen nennen (statt gehässig!) ich möchte diesen Versuch nicht als einen durchaus gelungnen bezeichnen — ich bin weit davon entfernt, diese Untersuchung als eine abschließende hinzustellen — das, was uns diese Tage zu unvergeßlichen macht (statt unvergeßlich!) — und passiv: der angerichtete Schade wird als ein beträchtlicher bezeichnet — abhängige Arbeit löst sich los und wird zu einer unabhängigen (statt: wird unabhängig) — unsre Kenntnis der japanischen Industrie ist eine viel umfassendere und gründlichere geworden u. s. w.

Geradezu greulich wird die ganze Erscheinung, wenn statt des Adjektivs im Prädikat ein Partizip erscheint, z. B. der Text im Merkur ist ein von Ramler verballhornter (!) — das ganze Verfahren ist ein durchaus den Gesetzen widersprechendes. Bei dem Partizip der Gegenwart liegt hier ein doppelter Schwulst vor: statt des einfachen verbum finitum widerspricht ist das Partizip gebraucht: ist widersprechend, und statt des unflektirten Partizips nun wieder das flektirte: ist ein widersprechendes. Aber gerade auch solche Beispiele begegnen jetzt massenhaft: das Ergebnis ist insofern ein verstimmendes — da die natürliche Beleuchtung doch immer eine wechselnde ist — der Anteil war ein den vorhandnen männlichen Seelen entsprechender — die Mache ist eine verschiedenartige, der Mangel selbständiger Forschung aber ein stets wiederkehrender — das schließt nicht aus, daß der Inhalt der Sitte ein verwerflicher, d. h. dem wahren Besten der Gesellschaft nicht entsprechender sei (statt: verwerflich sei, d. h. nicht entspreche) — im ganzen ist das Werk freilich kein den Gegenstand erschöpfendes u. s. w.*)

Es ist kein Zweifel, daß diese breitspurig einherstelzenden Prädikate jetzt allgemein für eine besondre Schönheit gehalten werden. Wer aber einmal auf sie aufmerksam gemacht worden oder von selbst aufmerksam geworden ist, der müßte doch jede Spur von Sprachgefühl verloren haben, wenn er sie nicht so bald als möglich wieder abschütteln wollte.

Eine Menge war oder waren?

Wenn das Subjekt eines Satzes durch ein Wort wie Zahl, Anzahl, Menge, Masse, Haufe,

*) Die Tollheit geht so weit, daß man sogar Redensarten wie: das ist eine offne Frage — das ist ein frommer Wunsch auseinanderzerrt, das Hauptwort ins Subjekt bringt und schreibt: die Frage, ob das Werk fortgesetzt werden sollte, war lange Zeit eine offne — dieser Wunsch wird wohl ewig ein frommer (!) bleiben.

Reihe u. ähnl. gebildet wird, so wird sehr oft im Prädikat ein Fehler im Numerus gemacht. Zu allen diesen Wörtern kann nämlich ein abhängiger Genetiv treten: eine große Menge von Menschen, aber auch ein frei angeschlossener Nominativ: eine große Menge Menschen; die eine Verbindung ist so gut und so richtig wie die andre. Nun ist klar, daß in dem zweiten Falle das Prädikat in der Mehrzahl stehen muß; der Zusatz Menschen tritt da so in den Vordergrund, daß er für die Wahl des Numerus im Prädikat entscheidend ist. Ebenso klar aber ist, daß im ersten Falle das Prädikat nur in der Einzahl stehen kann, denn der abhängige Genetiv von Menschen bleibt im Hintergrunde, und entscheidend für den Numerus im Prädikat kann nur der Singular Menge sein. Man kann zwar auch zu solchen Begriffen das Prädikat — nach dem Sinne — in die Mehrzahl setzen, aber doch nur, wenn sie allein stehen; durch den abhängigen Genetiv wird das zusammenfassende, einheitliche in dem Begriff Menge so eindringlich fühlbar gemacht, daß es in hohem Grade stört, wenn man Sätze lesen muß, wie: eine auserlesne Zahl deutscher Kunstwerke sind gegenwärtig in L. zu sehen — es folgen nun eine Anzahl von Sätzen — dagegen werden eine bedeutende Anzahl von jungen Männern erforderlich — eine große Anzahl seiner Erzählungen beginnen mit dem jugendlichen Alter des Helden — eine Menge abweichender Beispiele dürfen nicht dazu verleiten, die Regel als ungiltig zu bezeichnen — außer den Seen müssen noch eine Menge kleiner Kanäle benutzt werden — in spätern Auflagen standen noch eine Reihe von neuen Gedichten — kaum ein halbes Dutzend der vorzüglichsten Dramen finden nachhaltige Teilnahme. Hier überall muß das Prädikat in der Einzahl stehen.

Umgekehrt sind manche geneigt, alle Angaben von Bruchteilen und Prozenten als Singulare zu behandeln und zu schreiben: bei Aluminium wird zwei

Drittel des Gewichts erspart — es wurde nur fünf Prozent der Masse gerettet. Hier ist der Singular ebenso falsch, wie in den vorher angeführten Beispielen der Plural.

Es wurde sich

Beim Gebrauche der Zeitwörter kommen in Betracht die Genera (Aktivum und Passivum), die Tempora und die Modi. Im Gebrauche der Genera können Fehler kaum vorkommen. Eine Geschmacklosigkeit ist es nur, ein Passivum von einem reflexiven Zeitwort zu bilden: es brach ein Gewitter los, und es wurde sich in ein Haus geflüchtet — mit dem Beschlusse des Rats wurde sich einverstanden erklärt — über dieses Thema ist sich in pädagogischen Zeitschriften wiederholt geäußert worden. Dergleichen Sätze sollten höchstens im Scherz gebildet werden. Man muß sie stets mit Hilfe des Fürworts man umschreiben.

Wird gebeten oder ist gebeten?

Zahlreiche grobe Verstöße aber werden neuerdings gegen den richtigen Gebrauch der Tempora begangen. Ganz undeutsch und nur eine gedankenlose Nachäfferei des Französischen ist es, zu schreiben: die Mitglieder sind gebeten, pünktlich zu erscheinen. In dem Augenblicke, wo jemand eine derartige Aufforderung erhält, ist er noch nicht gebeten, sondern er wird es erst. Man kann wohl scherzend sagen: du bist geladen, d. h. betrachte dich hiermit als geladen. Aber im Ernste kann doch die Mitteilung einer Bitte, einer Einladung u. s. w. nur durch das Präsens, nicht durch das Perfektum ausgedrückt werden.

Mißbrauch des Imperfekts

Im höchsten Grade widerwärtig und ein trauriges Zeichen der zunehmenden Abstumpfung unsers Sprachgefühls ist ein Mißbrauch des Imperfekts, der seit

einigen Jahren mit reißender Schnelligkeit um sich gegriffen hat.

Das Imperfektum ist in gutem Schriftdeutsch das Tempus der Erzählung. Was heißt erzählen?

Mariandel kommt weinend aus der Kinderstube und klagt: Wolf hat mich geschlagen! Die Mutter nimmt sie auf den Schoß, beruhigt sie und sagt: erzähle mir einmal, wies zugegangen ist. Und nun erzählt Mariandel: ich saß ganz ruhig da und spielte, da kam der böse Wolf und zupfte mich am Haar u. s. w. Mit dem Perfektum also hat sie die erste Mitteilung gemacht; auf die Aufforderung der Mutter, zu erzählen, springt sie sofort ins Imperfektum über. Da sehen wir deutlich den Sinn des Imperfekts. Erzählen heißt aufzählen. Das Wesentliche einer Erzählung liegt in dem Eingehen in Einzelheiten. Das Imperfektum bezeichnet also eine besondre Darstellungsform der Vergangenheit. Es ist als solche aufs schärfste unterschieden von einer andern Darstellungsform, nämlich der bloßen Meldung. Diese wird durch das Perfekt ausgedrückt.

Weiterhin besteht nun allerdings zwischen Imperfekt und Perfekt auch noch ein Unterschied in der Zeitstufe: das Imperfekt ist das Tempus der Mitteilung früher geschehener Dinge, im Gegensatz zu der Mitteilung von Ereignissen, die sich soeben zugetragen haben; diese wird in das Perfektum gekleidet. Wenn ich eine Menschenmasse auf der Straße laufen sehe und frage: was giebts denn? so wird mir geantwortet: der Blitz hat eingeschlagen, und am Markt ist Feuer ausgebrochen; d. h. es ist das soeben geschehen. Wenn ich dagegen nach einigen Wochen oder Jahren über den Vorgang berichte, kann ich nur sagen: der Blitz schlug ein, und am Markte brach Feuer aus. Nur wenn ich etwas, was mir ein andrer erzählt hat, sofort weiter erzähle, gebrauche ich das Perfektum. Selbst dann, wenn mirs der andre im Imperfekt erzählt hat, mit allen Einzelheiten, weil ers selbst erlebt, selbst mit angesehen hatte, kann ich es nur im Perfekt weiter erzählen.

Wollte ich auch im Imperfekt erzählen, so müßte ich auf die Frage gefaßt sein: bist du denn dabei gewesen?

Also mit dem Imperfekt wird erzählt, es ist daher das durchgehende Tempus aller Romane, aller Novellen, aller Geschichtswerke. Das Perfektum ist das Tempus der Meldung, der thatsächlichen Mitteilung. Dieser Unterschied ist so mit Händen zu greifen, daß man meinen sollte, er könnte gar nicht verwischt werden.*)

Nun sehe man einmal die kurzen Meldungen in unsern Zeitungen an, die das neueste vom Tage bringen, unter den telegraphischen Depeschen, unter den Stadtnachrichten u. s. w. — ist es nicht greulich, wie da neuerdings das Imperfekt mißbraucht wird? Da heißt es: Bahnhofsinspektor S. in R. erhielt das Ritterkreuz zweiter Klasse — in Heidelberg starb Professor X — Minister so und so reichte seine Entlassung ein — in Dingsda wurde die Sparkasse erbrochen — ein merkwürdiges Buch erschien in Turin — wann denn? fragt man unwillkürlich, wenn man so etwas liest. Du willst doch eine Neuigkeit mitteilen und drückst dich aus, als ob du etwas erzähltest, was vor dreihundert Jahren geschehen wäre? Ein merkwürdiges Buch erschien in Turin — der Satz klingt doch, als ob er aus einer Kirchengeschichte Italiens genommen wäre.

Etwas andres ist es, wenn eine Zeitbestimmung der Vergangenheit hinzutritt, und wäre es nur ein gestern; dann kann der Satz sofort den Charakter einer bloßen thatsächlichen Mitteilung verlieren und den der Erzählung annehmen. Es ist ebenso richtig, zu schreiben: gestern starb hier nach längerer Krankheit Professor X, wie: gestern ist hier nach längerer Krankheit Professor X gestorben. Im zweiten

*) Nur der Süddeutsche und der Österreicher erzählen im Perfektum (bin ich gewesen — hab ich gesagt). Aber das gilt selbst dort für einen Provinzialismus, in die Schriftsprache dringt es nicht, höchstens in Erzählungen, die eben die Mundart nachbilden wollen.

Falle mache ich die einfache Mitteilung einer Neuigkeit, die zwar, wie ich andeute, schon einige Stunden her, aber doch immer noch Neuigkeit ist. Im ersten Falle erzähle ich; es folgen dann auch gewöhnlich noch einige nähere Angaben. Fehlt aber jede Zeitangabe, soll das Ereignis schlechthin gemeldet werden, so ist der Gebrauch des Imperfekts ein grober Mißbrauch.

Der Fehler ist aber nicht auf Zeitungsnachrichten beschränkt geblieben; auch unsre Geschäftsleute schreiben schon, und zwar immer häufiger, in ihren Anzeigen: ich verlegte mein Geschäft von der Petersstraße nach der Schillerstraße — ich eröffnete am Johannisplatz eine zweite Filiale u. ähnl. Eine Verlagsbuchhandlung schreibt in der Ankündigung eines Werkes, dessen Ausgabe bevorsteht: wir scheuten kein Opfer, die Illustrationen so prächtig als möglich auszuführen; den Preis stellten wir so niedrig, daß sich unser Unternehmen in den weitesten Kreisen Eingang verschaffen kann. Wann denn? fragt man wieder unwillkürlich. Sind diese Sätze Bruchstücke einer Selbstbiographie von dir? erzählst du mir etwas aus der Geschichte deines Geschäfts? über ein Verlagsunternehmen, das du vor zwanzig Jahren einmal in die Welt geschickt hast? Oder handelt sichs um ein Buch, das eben fertig geworden ist? Wenn du das letzte meinst, kann es doch nur heißen: wir haben kein Opfer gescheut, den Preis haben wir so niedrig gestellt u. s. w.

Aber es kommt noch eine weitere Verwirrung hinzu. Das Perfekt hat außer der Aufgabe, einen Vorgang einfach zu melden, auch noch die, die augenblickliche Sachlage auszudrücken, die durch einen Vorgang oder eine Handlung geschaffen worden ist. Auch in dieser Bedeutung wird es neuerdings in geradezu stumpfsinniger Weise durch das Tempus der Erzählung verdrängt. Da heißt es z. B.: die soziale Frage ist das schwierigste Erbteil, das Kaiser Wilhelm von seinen Vorfahren erhielt (statt: erhalten hat) — die letzten Wochen haben dazu beigetragen,

daß das Vertrauen in immer weitere Kreise drang (statt: gedrungen ist) — wir beklagen tief, daß sich kein Ausweg finden ließ (statt: hat finden lassen) — kein Wunder, daß aus den Wahlen solche Ergebnisse hervorgingen u. s. w. Der letzte Satz klingt deutlich, als wäre er aus irgend einer geschichtlichen Darstellung genommen, als wäre von Wahlen etwa zum ersten deutschen Parlament die Rede. Es sollen aber die letzten Reichstagswahlen damit gemeint sein, die den gegenwärtigen Reichstag geschaffen haben! Da muß es doch heißen: kein Wunder, daß aus den Wahlen solche Ergebnisse hervorgegangen sind, denn diese Ergebnisse bilden doch die augenblickliche Sachlage. Auch diese Verwirrung ist unbegreiflich; aber man beobachte nur: es wird jetzt immer üblicher, so zu schreiben.

Es kann wohl kaum ein Zweifel darüber sein, woher der Mißbrauch stammt; er ist eine Nachäfferei des Englischen und ist erst ganz neuerdings mit dem lebhaftern Betriebe der englischen Sprache in Deutschland aufgekommen. Der Engländer sagt: I saw him this morning (ich habe ihn diesen Morgen gesehen) — I expected you last Thursday (ich habe Sie vorigen Donnerstag erwartet) — Yours I received (ich habe Ihr Schreiben erhalten) — That is the finest ship I ever saw (das ist das schönste Schiff, das ich je gesehen habe). Wahrscheinlich weniger durch nachlässiges Übersetzen aus englischen Zeitungen, als durch schlechten englischen Unterricht, bei dem auf den Unterschied der Sprachen nicht genug hingewiesen, sondern gedankenlos wörtlich übersetzt wird, ist der Mißbrauch ins Deutsche hereingeschleppt worden. Dazu kommt dann freilich unsre kindische Nachahmungssucht. Eine junge Dame, die ein paar englische Stunden gehabt hat, einen englischen Roman gelesen hat, mit einer Engländerin im Briefwechsel steht, muß das doch zeigen; sie schreibt in ihren Briefen, auch wenn sie gar nichts erzählt, sondern bloße Mitteilungen macht, nur noch im Imperfekt: teile dir mit, daß wir gestern nach

München reisten und glücklich ankamen. So ists jetzt fein.

Worden

Ebenso schlimm wie diese beiden, ist aber nun noch eine dritte Verwirrung, die auch erst neuerdings aufgekommen ist, aber auch in kurzer Zeit schon riesenhafte Fortschritte gemacht hat: die Verwirrung, die sich in dem Weglassen des Partizips worden im passiven Perfektum zeigt. Es handelt sich auch hier um eine Vermengung zwei grundverschiedner Zeitformen, nämlich der beiden, die man in der Grammatik als Perfektum und als Perfectum praesens bezeichnet.

Im guten Schriftdeutsch nicht nur, sondern auch in der gebildeten Umgangssprache ist bisher aufs strengste unterschieden worden zwischen zwei Sätzen, wie folgende: auf dem Marktplatze sind junge Linden angepflanzt worden, und: auf dem Marktplatze sind junge Linden angepflanzt. Der erste Satz meldet den Vorgang oder die Handlung des Anpflanzens — das ist das eigentliche und wirkliche Perfektum; der zweite beschreibt den durch die Handlung des Anpflanzens geschaffnen gegenwärtigen Zustand — das ist das, was die Grammatik als Perfectum praesens bezeichnet. Wenn einer im Fluß ertrunken ist und nach tagelangem Suchen im Wasser gefunden wird, so sagt man richtig: endlich ist die Leiche gefunden! — das ist die durch das Finden geschaffne gegenwärtige Sachlage; will man aber nach der Zeit des Fundes fragen, also nach dem Vorgange selbst, so kann man nur fragen: wann ist sie denn gefunden worden? (nicht: wann ist sie denn gefunden?) und geantwortet werden kann dann nur: vor einer Stunde ist sie gefunden worden, oder: sie ist schon gestern Abend gefunden worden, oder endlich: sie war schon gestern Abend gefunden; das letzte würde nicht den Vorgang bezeichnen, sondern ausdrücken: die gegenwärtige Sachlage bestand schon gestern Abend.

Handelte sichs um einen besonders feinen, schwer nachzufühlenden und deshalb leicht zu verwischenden Unterschied, so wäre es ja nicht zu verwundern, wenn er mit der Zeit verschwände. Aber der Unterschied ist so grob und so sinnfällig, daß ihn der einfältigste begreifen muß. Und doch dringt der Unsinn, eine Handlung, einen Vorgang, ein Ereignis als Zustand, als Sachlage hinzustellen, in immer weitere Kreise und gilt jetzt offenbar auch für fein. Selbst ältere Leute, von sechzig Jahren und darüber, denen es früher nicht eingefallen wäre, so zu reden, glauben die Mode mitmachen zu müssen und lassen das worden jetzt überall weg. In den Zeitungen kann man täglich Mitteilungen lesen, wie: Dr. Sch. ist zum außerordentlichen Professor an der Universität Leipzig ernannt — dem Freiherrn von S. ist auf sein Gesuch der Abschied bewilligt — in H. ist eine Eisenbahnstation feierlich eröffnet — in Prag ist ein Berliner, der die Ausstellung besuchte, blutig geschlagen — oder Sätze, wie: es ist so vieles über den Wert der Klemmschen Sammlung geschrieben und gefabelt, daß es angebracht ist u. s. w. — die Notwendigkeit einer Ausdehnung des Geschichtsunterrichts haben die Lehrer längst anerkannt; wo noch nicht darnach gehandelt ist, liegt es an dem Mangel an Zeit — die Methode, in der Niebuhr so erfolgreich die römische Geschichte behandelte, ist von Ranke auf andre Gebiete ausgedehnt — ein Fabrikinspektor berichtete, daß einem Knaben die Hand in die Maschine geraten und zerquetscht war — man rühmt sich bei den Nationalliberalen, daß über 12000 Stimmen von ihnen abgegeben seien — es kann nicht geleugnet werden, daß an Verhetzung geleistet ist, was möglich war — wie hätte die schöne Sammlung zu stande kommen können, wenn nicht mit reichen Mitteln dafür eingetreten wäre?

Doppelt dumm und greulich wird der Unsinn, wenn durch Hinzufügung einer Zeitangabe (!) noch besonders fühlbar gemacht wird, daß eben der Vorgang, ja bisweilen sogar ein wiederholter Vorgang

ausgedrückt werden soll, nicht die durch den Vorgang entstandne Sachlage. Aber gerade auch diesem Unsinn begegnet man täglich in Zeitungen und neuen Büchern. Da heißt es: das Verbot der und der Zeitung ist heute wieder aufgehoben (worden! möchte man dem Zeitungsschreiber immer zurufen) — in Elsaß-Lothringen sind vor einiger Zeit die Gerichtsschreiber in Gerichtssekretäre verwandelt (worden!) — der Anfang zu dieser Umgestaltung ist schon vor längerer Zeit gemacht (worden!) — vor zwei Jahren ist eine neue internationale kriminalistische Vereinigung gegründet (worden!) — diese Frage ist schon einmal aufgeworfen und damals in verneinendem Sinne beantwortet (worden!) — vorige Woche ist ein Flügel angekommen und unter großen Feierlichkeiten im Kursaal aufgestellt (worden!) — allerdings ist hieraus oft ein Tadel gegen seine Werke abgeleitet (worden!) — in späterer Zeit sind an dieser Tracht die mannichfachsten Veränderungen vorgenommen (worden!) — in gothischer Zeit ist das Schiff der Kirche äußerlich verlängert und dreiseitig geschlossen (worden!) — an der Stelle, wo Tells Haus gestanden haben soll, ist 1522 eine mit seinen Thaten bemalte Kapelle errichtet (worden!) — am Tage darauf, den 25. Januar, sind noch drei Statuen ausgegraben (worden!) — jedenfalls ist der Scherz in Karlsbad bei irgend einer Gelegenheit aufs Tapet gebracht (worden!) — in B. ist dieser Tage ein Kunsthändler wegen Betrugs zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt (worden!) — diese Dinge sind ganz offenkundig, denn sie sind hundertmal besprochen (worden!) — die Frage ist, so oft sie auch verhandelt (worden!) ist, noch nicht spruchreif — bis 1880 ist von dieser Befugnis nicht ein einzigesmal Gebrauch gemacht (worden!).

Wo der Unsinn hergekommen ist? So schnell verbreitet hat er sich ohne Zweifel von Berlin aus, seine Heimat aber soll in Holstein sein, ebenda, wo

die Verwirrung von fort und weg herstammt. Also wieder ein ganz gewöhnlicher Provinzialismus, und doch hält er, aller Vernunft und aller Logik zum Trotz, mit einemmale einen Siegeszug durch ganz Nord- und Mitteldeutschland! Wo bleibt die Schule? thut sie ihre Pflicht oder schwatzt sie den Unsinn mit?

Wurde geboren, war geboren, ist geboren

Eine biographische Darstellung ist natürlich auch eine Erzählung, kann sich also in keinem andern Tempus bewegen als im Imperfekt. Aber der erste Satz, die Geburtsangabe, wie stehts damit? Soll man schreiben: Lessing war geboren, Lessing wurde geboren oder Lessing ist geboren? Alle drei Ausdrucksweisen kommen vor. Aber merkwürdigerweise am häufigsten die falsche! Er ist geboren — das kann man doch vernünftigerweise nur von dem sagen, der noch lebt. Den Lebenden fragt man: wann bist du denn geboren? Und dann antwortet er: ich bin am 23. Mai 1844 geboren. Von einem, der nicht mehr lebt, kann man wohl am Schlusse seiner Lebensbeschreibung sagen: gestorben ist er am 31. Oktober 1880, wiewohl man damit plötzlich aus der Form der Erzählung herausfällt in die der bloßen thatsächlichen Mitteilung; aber am Anfange der Lebensbeschreibung kann es doch nur heißen: er war oder er wurde geboren; mit wurde versetze ich mich — was das natürlichste ist — an den Anfang des Lebenslaufes meines Helden, mit war versetze ich mich mitten hinein in diesen Lebenslauf. In wieviel hundert und tausend Fällen aber wird in Zeitungsaufsätzen, im Konversationslexikon, in Kunst- und Litteraturgeschichten, in der Allgemeinen deutschen Biographie u. s. w. die Gedankenlosigkeit begangen, daß man von Verstorbnen zu erzählen anfängt, als ob sie lebten!

Inhaltsangaben

Wenn Rezensenten den Inhalt eines Romans, eines erzählenden Gedichts, eines Dramas angeben,

so zeigen sie nicht selten eine wahrhaft klägliche Hilflosigkeit in der Anwendung der Tempora. Man kann Inhaltsangaben lesen, deren Darstellung zwischen Präsens und Imperfekt, Perfekt und Plusquamperfekt nur immer so hin- und hertaumelt. Und doch ist die Aufgabe so überaus einfach und leicht! Wer erzählt, bedient sich des Imperfekts; alle Ereignisse, die vor der Handlung liegen, die erzählt wird, also zur sogenannten Vorfabel gehören, werden im Plusquamperfekt mitgeteilt. Imperfekt und Plusquamperfekt sind die beiden einzigen Tempora, die in den erzählenden Abschnitten eines Romans vorkommen können. Ganz anders in einer Inhaltsangabe. Das Buch, das besprochen wird, liegt vor. Da hat kein andres Tempus etwas zu suchen, als das Präsens und das Perfektum, das Präsens für die Geschichte selbst, das Perfekt für die Vorgeschichte. Wer den Inhalt wissen will, fragt nicht: wie *war* denn die Geschichte? sondern: wie *ist* denn die Geschichte? Und anders kann auch der nicht antworten, der den Inhalt des Buches angiebt; er kann nur sagen: die Geschichte *ist* so, und nun fängt er im Präsens an: auf einem Gute in der Nähe von Danzig *lebt* ein alter Rittmeister; er *hat* früher eine Frau *gehabt* u. s. w. Auch wer in Gesellschaft den Inhalt eines Schauspiels angiebt, das er am Abend zuvor im Theater gesehen hat, bedient sich keines andern Tempus und kann sich keines andern bedienen. Nur manche Zeitungsschreiber scheinen das nicht begreifen zu können.*)

Relativsätze. Welcher, welche, welches

Unter den Nebensätzen ist keine Art, in der so viele und verschiedenartige Fehler gemacht würden,

*) Den Inhalt eines Dramas kurz anzugeben, gehört zu den beliebtesten Aufgaben für deutsche Aufsätze in den obern Gymnasialklassen, und es ist das auch eine der besten Aufgaben, bei der viel gelernt werden kann. Wie viel ärgerliche Korrektur aber könnte sich der Lehrer ersparen, wenn er bei der Vorbesprechung der Aufgabe immer auch diese Tempusfrage gründlich mit den Jungen erörterte!

wie die Relativsätze. Freilich ist es auch die am häufigsten verwendete Art.'

Ein Hauptübel unsrer ganzen Relativsatzbildung liegt zunächst nicht im Satzbau, sondern in der massenhaften Verwendung des langweiligen papiernen Relativpronomens welcher, welche, welches. Das Relativpronomen welcher gehört, wie so vieles, ausschließlich der Papiersprache an, und da sein Umfang und seine Schwere in gar keinem Verhältnis zu seiner Aufgabe steht, so trägt es ganz besonders bei zu der breiten, schleppenden Ausdrucksweise unsrer heutigen Schriftsprache. In der ältern Sprache war welcher (swelhor) durchaus nicht allgemeines Relativpronomen, sondern nur indefinites Relativ, es bedeutete: wer nur irgend, jeder, der (quisquis); erst seit dem fünfzehnten Jahrhundert ist es allmählich zum gemeinen Relativum herabgesunken. Aber nur in der Schreibsprache, die sich so gern breit und wichtig ausdrücken möchte, zuerst in Übersetzungen aus dem Lateinischen; der lebendigen Sprache ist es immer fremd geblieben und ist es bis auf den heutigen Tag fremd. Kein Mensch spricht welcher, es wird immer nur geschrieben! Man beobachte sich selbst, man beobachte andre, stundenlang, tagelang, man wird das vollständig bestätigt finden. Es ist ganz undenkbar, daß sich in freier, lebendiger Rede, wie sie der Augenblick schafft, das Relativum welcher einstellte; jedermann sagt immer und überall der, die, das. Es ist undenkbar, daß jemand bei Tische sagte: die Sorte, welche wir vorhin getrunken haben, oder: wir gehen wieder in die Sommerfrische, in welcher wir voriges Jahr gewesen sind.*) In stenographischen Berichten

*) In wochenlanger Beobachtung ist es mir nur dreimal vorgekommen, daß jemand beim Sprechen welcher brauchte. Das eine mal hörte ichs in einer Ansprache, die ein höherer Beamter hielt, und die sicher nicht einstudirt war. Aber der Mann hat den ganzen Tag Akten zu lesen, kein Wunder, daß er schließlich auch Akten spricht, und er spricht wirklich Akten. Der zweite Fall erschreckte mich anfangs etwas: ein schüchterner und höflicher junger Mann (wie sie heutzutage immer seltner werden), bat mich um ein Buch und fing seine Rede an:

über öffentliche Versammlungen und Verhandlungen findet man allerdings viele Relativsätze mit *welcher*; aber darauf ist gar nichts zu geben. Diese Berichte werden redigirt, und wer weiß, wie viele *der* dabei erst nachträglich in *welcher* verwandelt werden, weil mans nun einmal so für schriftgemäß hält! Und dann: Leute, die viel öffentlich reden, sprechen nicht, wie andre Menschen sprechen, sie sprechen auch, wenn sie am Rednerpulte stehen, anders als in der Unterhaltung, sie sprechen nicht bloß für die Zeitung, sie sprechen geradezu Zeitung, manche sprechen überhaupt nicht, sondern sie diktiren gleichsam dem Protokollanten in die Feder, dem Stenographen in den Bleistift. Wenn der Pfarrer auf der Kanzel Relativsätze mit *welcher* anfängt, so kann man sicher sein, daß er die Predigt wörtlich aufgeschrieben und auswendig gelernt hat; wenn ein Festredner aller Augenblicke *welcher* sagt, so kann man sicher sein, daß sich das Manuskript seiner Festrede bereits in der Redaktion des Tageblatts befindet. Wer den Ausdruck im Augenblicke schafft, sagt *der*, nicht *welcher*. Darum ist auch *welcher* in der Dichtersprache ganz unmöglich; höchstens scherzhaft, etwa im Biedermaierstile, könnte es verwendet werden (wie z. B. hier von diesen, *welche* Max und Moritz hießen). In Stellen, wie bei Goethe (in den Venetianischen Epigrammen): *welche* verstohlen freundlich mir streifet den Arm — oder bei Schiller (in Shakespeares Schatten): das große gigantische Schicksal, *welches* den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt — oder bei Tiedge (in der Urania): mir auch war ein Leben aufgegangen, *welches* reichbekränzte Tage bot — ist

---

können Sie mir nicht ein Buch empfehlen, *in welchem* u. s. w. Als ich mich aber in die Seele des Menschen versetzte, der sich autodidaktisch — aus Büchern! — nachträglich eine gewisse Bildung angeeignet hat, begriff ich auch dieses *welchem*. Der dritte Fall stimmte mich nur heiter. Ein Friseurgehilfe hielt mir, während er mich unter der Schere hatte, einen Vortrag über die beste Pflege der Kopfhaut, worin dreimal *welcher* vorkam! Natürlich war es die auswendig gelernte Gebrauchsanweisung zur Schwefelpomade.

es überall nichts als schleppendes Versfüllsel und in hohem Grade auffällig.

Leider lernt man in der Schule als Relativpronomen gar nichts andres kennen als welcher. Man schlage eine Grammatik auf, welche (hier ist es am Platze! denn hier heißt es: welche auch immer) man will, eine lateinische, eine griechische, eine französische, eine englische: wie ist das Relativpronomen ins Deutsche übersetzt? Welcher, welche, welches! Allenfalls steht der, die, das in Klammern daneben, als ob das dann und wann einmal als Ersatz dafür geduldet werden könnte! Und blickt man in die Beispielsätze hinein, die zur Übung in die fremde Sprache übersetzt werden sollen, wie fangen die Relativsätze an? Mit welcher, welche, welches. Nur ja nicht mit der, der Schüler könnte ja einmal irre werden! Daß die lebendige Sprache eine einzige große Widerlegung dieses Unsinns ist, sieht gar niemand. Kein Wunder, daß den meisten später das langweilige Wort in die Feder läuft, sowie sie die Feder in die Hand nehmen. Gerade umgekehrt müßte es sein. In allen Grammatiken müßte der, die, das als Relativpronomen stehen, dahinter welcher, welche, welches, denn dieses ist doch das traurige Surrogat. Man benutze in Gottes Namen welcher im Unterricht ein paar Wochen lang als Verständniskrücke; aber sobald der Junge den Begriff des Relativs gefaßt hat, müßte die Krücke unbedingt weggeworfen und er wieder auf seine eignen Beine gestellt werden. Wer einmal auf dieses Verhältnis zwischen der und welcher aufmerksam geworden oder aufmerksam gemacht worden ist, den verfolgt das welcher förmlich beim Lesen, er sieht es immer gleichsam gesperrt oder fett gedruckt, in wenigen Tagen schon ist es ihm unerträglich geworden; und wenn ers schreiben wollte, käme er sich entweder ganz schulknabenhaft vor, oder er sähe sich sitzen wie einen alten verschleimten Aktuarius mit Vatermördern, Hornbrille und Gänsekiel. Bisweilen will ihm wohl noch einmal ein wel — aus der Feder laufen aber

so getrauen sie sich keinen Gebrauch davon zu machen. Ein Brief, worin — eine Fläche, worauf — ein Messer, womit — ein Mittel, wodurch — eine Regel, wobei — ein Geschenk, worüber — eine Gefahr, wovor — (auch: der Grund, weshalb) — wie wenigen will das jetzt aus der Feder! Sie halten es womöglich gar für falsch. Irgend ein Schulmeister, der sich nicht vom Lateinischen losmachen konnte, hat ihnen vielleicht einmal bange davor gemacht, und so schreiben sie stets: neben der Kirche steht ein Turm, in welchem man hinauffahren kann — einzelnen Städten gelang es, Brücken über die Ströme, an welchen sie lagen, zu erbauen — diese beiden Punkte sind es, an welchen Grimm aufs strengste festgehalten hat — der innige Zusammenhang, in welchem Glaube, Recht und Sitte stehen — das einfache, schmucklose Gewand, mit welchem uns die Natur wie eine Mutter umfängt u. s. w. Nun gar das einfache wo: das Gebäude, wo — ein Gebiet, wo — in einer Stadt, wo — in allen Fällen, wo — eine Ausgabe, wo (z. B. der Sopran die Melodie hat), und vollends dieses einfache wo von der Zeit gebraucht: wir gedenken an jene Zeit der Jugend, wo wir zuerst auszogen — die Eltern sind genötigt, über den Bildungsgang ihrer Kinder schon zu einer Zeit Bestimmungen zu treffen, wo deren Anlagen noch zu wenig hervorgetreten sind — seit dem 29. März, wo die neue Bewegung begann — seit dem Jahre 1866, wo er sein Amt niedergelegt hatte — wie wenige getrauen sich das zu schreiben, wie wenige wissen, daß auch das grammatisch ganz richtig und hundertmal schöner ist, als das ungeschickte, dem Lateinischen nachgeahmte: seit dem 29. März, an welchem Tage — seit 1866, in welchem Jahre — zu einer Zeit, in welcher u. s. w. Ist es nicht kläglich komisch, in einem Manuskript sehen zu müssen, wie der Verfasser erst geschrieben hat: die Depesche gelangte an demselben Tage in seine Hände, als u. s. w., dann das als ausgestrichen hat und drübergesetzt: an welchem, aber auf das gute,

einfache, natürliche wo nicht verfallen ist? Und genau so ist es mit wie. Die Art und Weise, wie — in dem Grade, wie — in jenem Sinne, wie — in dem Maße, wie — über die Richtung, wie — wie wenige getrauen sich das zu schreiben! Die alten Innungen waren Produktivgenossenschaften in jenem vernünftigen Sinne, in welchem jeder Staat es ist — über die Art und Weise, in welcher die soziale Gesetzgebung vorzugehen habe, war man im Zweifel — so ist es richtig papiergemäß!

Das relative Adverbium wo bedeutet keineswegs, wie so viele zu glauben scheinen, nur den Ort, es bedeutet, wie da, ebenso gut auch die Zeit. Merkwürdigerweise hat man noch eher den Mut, zu schreiben: die Zeit, da als: die Zeit, wo. Manche lieben sogar dieses da, ziehen also hier das Demonstrativ in der relativen Bedeutung vor, während sie sonst immer welcher für der schreiben. Aber da als Relativum klingt doch heute zopfig; wo ist uns geläufiger. Für in welchem sollte man immer schreiben worin; bei in dem entsteht der Übelstand, daß es mit der Konjunktion indem (entstanden aus in dem daß) verwechselt werden kann. Auf dem Papiere natürlich nicht, aber das Papier geht uns auch gar nichts an; beim Hören kanns verwechselt werden — das ist das entscheidende.

Wechsel zwischen der und welcher

Wenn zu einem Worte zwei (oder mehr) Relativsätze treten, so halten es die meisten für eine besondre Schönheit, mit dem Relativpronomen zu wechseln. Es ist das der einzige Fall, wo sie mit Absicht und Bewußtsein zu dem Relativum der greifen, während sie sonst, wie die Schulknaben, immer welcher schreiben. Jeden Tag kann man Sätze lesen wie folgende: auf Spaziergängen entstanden die ersten Zeichnungen nach der Natur, die der Vater sorgsam bewahrte, und welche dem trefflichen Seekatz ein Bedauern entlockten — es eröffnete sich hier ein völlig

neues Gebiet, welches man bisher kaum gestreift hatte, und das von selbst zu einer eingehenden Erforschung einlud — das Allegro und das Scherzo fanden nicht das Maß von Beifall, welches wir erwartet hatten, und das sie verdienen — jedes Grundstück, welches mindestens zu einem Grundsteuerertrage von 200 Mark eingeschätzt ist, und das mindestens einen Taxwert von 10000 Mark hat — lehrreich ist die Niederschrift durch die Korrekturen, welche der Komponist selbst darin vorgenommen hat, und die sich nicht nur im Ändern einzelner Noten zeigen — es hat das tiefere Ursachen, um die sich das Publikum freilich nicht kümmert, welche aber die dramatischen Dichter beachten sollten — in einen weiten Hausflur mündete die Treppe, welche in die obern Stockwerke führte, und die man gern als Wendeltreppe gestaltete — die ehrwürdigen Denkmäler der Druckkunst, welche uns der Altmeister selbst hinterlassen hat, und die man mit dem Namen Wiegendrucke bezeichnet — es geht nicht an, daß wir Schäden groß wachsen sehen, die uns als schwache Köpfe erscheinen lassen, und auf welche die Fremden mit Fingern weisen — es war ein Klang in seinen Worten, welcher alle Herzen ergriff, und dem sie gern weiter gelauscht hätten — eine Art von Gottesdienst, den Herr von F. selbst eingerichtet hatte, und welcher darin bestand — Aufsätze, welche bereits in verschiednen Zeitschriften erschienen sind, und die durch ihre Beziehungen auf Schwaben zusammengehalten werden — ich erinnere mich einer Konferenz, welche in meiner Arbeitsstube stattfand, und bei der es fast den Anschein gewann u. s. w. Es ist kein Zweifel: in allen diesen Fällen liegt kein zufälliger, sondern ein absichtlicher Wechsel vor; alle, die so schreiben, glauben eine besondre stilistische Feinheit anzubringen.

Aber gerade das Gegenteil ist das richtige. Abgesehen davon, daß in manchen Fällen die Wiederholung des Relativpronomens ganz überflüssig ist, weil die Konstruktion dieselbe bleibt, ist es geradezu

unbegreiflich, wie jemand in seinem Sprachgefühl so irre gehen kann. Wenn man an ein Hauptwort zwei oder mehr Relativsätze anschließt, so stehen doch diese Sätze als Bauglieder innerhalb des Satzgefüges parallel zu einander, etwa so:

1. Relativsatz
Hauptsatz
2. Relativsatz.

Wie kann man da auf den wunderlichen Gedanken kommen, diese beiden parallelstehenden Sätze verschieden anknüpfen zu wollen! Das natürliche ist es doch, parallellaufende Sätze auch gleichmäßig anzuknüpfen, ja es ist das geradezu notwendig, die Abwechslung stört bloß und führt irre. Wenn ich erst der lese und im nächsten Satze welcher, so suche ich unwillkürlich bei dem wechselnden Pronomen auch nach dem wechselnden Hauptwort, und sehe zu spät, daß ich genarrt bin. Mit der vermeintlichen Schönheitsregel ist es also nichts. Parallele Relativsätze müssen mit demselben Relativpronomen beginnen, also alle mit der, die, das: es giebt viele Talente, die vielleicht nie selbständig etwas erfinden werden, die man daher auf der Akademie zwecklos mit Kompositionsaufgaben plagt, die aber beweglich genug sind, das in der Kopirschule erlernte frei umzubilden. Welcher, welche, welches ist auch hier völlig entbehrlich.

Etwas andres ist es, wenn auf einen Relativsatz ein zweiter folgt, der sich an ein neues, in dem ersten Relativsatze stehendes Hauptwort anschließt, etwa so:

Hauptsatz
1. Relativsatz
2. Relativsatz.

Dann wechselt die Beziehung, und da hat es ja etwas für sich, auch das Pronomen wechseln zu lassen; die Abwechslung kann da sogar die richtige Auffassung erleichtern und beschleunigen, wie in folgenden Sätzen: Klaviere, die den Anforderungen entsprechen, welche in Tropengegenden an sie gestellt werden — Gesetze, die bestimmte besondre Organisationen

zum Gegenstande haben, welche nur bei der katholischen Kirche vorkommen — die Bühnen, die mit einer ständigen Schar von Freunden rechnen können, welche mit liebevollem Interesse ihrer Entwicklung folgen — Verbesserungen, die der Dichter der dritten Ausgabe seiner Gedichte zu geben beabsichtigte, welche er leider nicht mehr erlebte — Amerika zerfällt in zwei Hälften, die nur durch eine verhältnismäßig schwache Brücke zusammenhängen, welche sich nicht zu einem Handelswege eignet — in dem Pakt, den Faust mit dem Geiste der Verneinung schließt, welcher sich als der Zwillingsbruder des Todes bekennt — es fehlte bisher an einer Darstellung, die allen Anforderungen entsprochen hätte, welche an Kunstblätter von nationaler Bedeutung zu stellen sind. Dabei empfiehlt sichs übrigens (aus rhythmischen Gründen, der Steigerung wegen) der immer an die erste, welcher an die zweite Stelle zu bringen, nicht umgekehrt! Aber eigentlich nötig ist der Wechsel auch hier nicht; was in der lebendigen Sprache nicht mißverstanden wird — und da fällt es doch keinem Menschen ein, zu wechseln —, wird wohl auch auf dem Papiere zu verstehen sein.

Welch letzterer und welcher letztere

An einen ganzen Rattenkönig von Dummheiten rührt man mit der jetzt so beliebten Verbindung: welcher letztere. Auf die häßliche unorganische Bildung ersterer und letzterer — eine komparativische Weiterbildung eines Superlativs! — soll dabei noch gar kein Gewicht gelegt werden, denn derartige Erscheinungen giebt es viele in der Sprache und in allen Sprachen, wenn es auch nichts schaden kann, daß man sich das häßliche der Formen einmal dadurch zum Bewußtsein bringt, daß man sich vorstellt, es wollte jemand der größtere, der kleinstere, der bestere, der schönstere bilden. Viel schlimmer ist die unlogische Anwendung.

Wenn ein Relativsatz nicht auf ein einzelnes Hauptwort, sondern auf eine Reihe von Hauptwörtern, zwei, drei, vier oder mehr folgt, so ist es doch selbstverständlich, daß das Relativum nicht auf das letzte Glied der Reihe, sondern nur auf die ganze Reihe bezogen werden kann, also nicht so:

1. Hauptwort
2. Hauptwort
3. Hauptwort — Relativsatz

sondern so:

1. Hauptwort
2. Hauptwort — Relativsatz.
3. Hauptwort

Das Relativpronomen muß also dann in der Mehrzahl stehen. Es kann nicht heißen: Lessing, Goethe und Schiller, der, sondern nur: Lessing, Goethe und Schiller, die. Das fühlt denn auch jeder. Nun beliebt es aber dem schreibenden doch oft, nachdem er zwei, drei, vier Hauptwörter aufgezählt hat, gerade über das letzte noch etwas näheres in einem Relativsatz auszusagen. Ein bloßes welcher — das fühlt er — ist ganz unmöglich; es gehen ja drei voraus! Aber welcher letztere oder welch letzterer — das rettet! Also: das Bild stellt Johannes den Täufer und den Christusknaben dar, welch letzterer von dem Täufer in die Welt eingeführt wird — den Handzeichnungen liegen Briefe bei von Ludwig von Baiern, Otto von Griechenland und Friedrich Wilhelm IV., welch letzterer dem Künstler schreibt — einen Hauptartikel des Landes bildeten die Landesprodukte, wie Kobalt, Wein, Leinwand, Tuch, welch letzteres allerdings dem niederländischen nachstand — die Summe des Intellektuellen im Menschen setzt sich zusammen aus Geist, Bildung und Kenntnissen, welchen letztern auch die Vorstellungen zugezählt werden dürfen. Alle solche Verknüpfungen sind eine grobe Nachlässigkeit. Wenn das liebe letztere durchaus gebraucht werden soll, so kann man logischer-

weise nur sagen: von denen der letztere, also: Ludwig von Baiern, Otto von Griechenland und Friedrich Wilhelm IV., von denen der letztere dem Künstler schreibt. Oder man muß überhaupt auf den Relativsatz verzichten und mit einem Hauptsatze fortfahren.

Noch toller ist es freilich, wenn, wie es so häufig geschieht, welch letzterer auch da geschrieben wird, wo nur ein einziges (!) Substantivum vorhergeht, eine falsche Beziehung also ganz ausgeschlossen und letzterer ganz überflüssig ist, z. B.: der Plan ist der Wiener Fachschule nachgebildet, welch letztere ihn schon seit längerer Zeit hat — der Urkunde ist die durch den Bischof von Merseburg erteilte Bestätigung beigegeben, welch letztere aber nichts besondres enthält — den gesetzlichen Bestimmungen gemäß scheiden vier Mitglieder aus, welch letztere aber wieder wählbar sind — die Menge richtet sich nach den Beamten, nicht nach dem Gesetz, welch letzteres sie selten kennt. Welch ein Schwulst! vier Silben, wo drei Buchstaben genügen! Es greift das aber immer weiter um sich, und wenn es nicht bekämpft wird, so ist es gar nicht unmöglich, daß einmal eine Zeit kommt, wo das deutsche Relativpronomen überhaupt — welch letzterer heißt.

Außer diesen beiden reinen Dummheitsfällen giebt es aber nun noch einen dritten, der mehr ein Verlegenheitsfall ist. Um zu zeigen, wie er entsteht, mag zunächst noch ein andrer Fehler besprochen werden, und zwar folgender.

Relativsätze an Attributen

Es wird ein Relativsatz angeschlossen an ein Attribut zu einem Hauptworte, am häufigsten an einen abhängigen Genetiv, z. B. Bestellungen auf das deutsche Wörterbuch, das auch lieferungsweise bezogen werden kann — das letzte Werk des russischen Erzählers, der es seiner Freundin Viardot-Garcia in die Feder diktirte. Besonders störend wird der

Fehler, wenn die beiden Hauptwörter, die dem Relativsatze vorausgehen, gleiches Geschlecht haben, z. B.: der Dichter dieses Weihnachtsscherzes, der vortrefflich inszenirt war — in einem vertrauten Briefe an Rosegger, mit dem ihn innige Freundschaft verband — Flüchtigkeiten erklären sich aus dem körperlichen Zustande des Verfassers, dem es nicht vergönnt war, die letzte Hand an sein Werk zu legen — mit zehn Jahren wurde ich in die unterste Klasse der Kreuzschule in Dresden aufgenommen, der ich dann acht Jahre lang als Schüler angehört habe — nun wurde das Dach des neuen Schlosses gerichtet, das man in wenigen Jahren zu beziehen hoffte — bezeichnend ist sein Verhältnis zum Gelde, das er stets wie ein armer Mann behandelte — oder wenn sie beide in der Mehrzahl stehen, z. B.: jüngere Söhne von Bauernhöfen, die auf den ältesten übergehen —, oder wenn das eine ein Femininum ist und das andre in der Mehrzahl steht, z. B.: Bindewald hat interessante urkundliche Mitteilungen aus der hessischen Zeit Schupps gebracht, die noch mannichfacher Aufklärung bedarf; auch in dem letzten Falle merkt man erst ganz am Ende des Satzes, daß sich das Relativpronomen auf Zeit und nicht auf Mitteilungen beziehen soll.

Nicht bloß dann, wenn eine falsche Beziehung möglich ist, durch die vielleicht gar ein komischer Sinn entsteht, wie in der Zeitungsnachricht: der linke Arm des Verschwundnen, der sich vermutlich herumtreibt, ist gelähmt —, sondern auch dann, wenn durch den Wechsel des Numerus oder des Geschlechts jede falsche Beziehung ausgeschlossen wird, sind solche Verbindungen fehlerhaft. Es sind auch solche Sätze schlecht, wie: in allen Herzen hatten die lichtvollen Ausführungen des Redners, der durch seinen Eifer für die Sache der evangelischen Vereine bekannt ist, einen mächtigen Eindruck hinterlassen. Sie sind schlecht aus einem dynamischen Grunde. Es verhält sich nämlich mit der Anziehungs- und Tragkraft der Wörter ganz ähnlich wie mit der des Magneten

Ein Magnet trägt ein Stück Eisen von einer gewissen Größe recht gut; er trägt auch noch ein zweites, wenn es ihm an einer andern Stelle angehängt wird. Versucht man aber das zweite an das erste zu hängen, so fallen sie beide herab. So trägt auch ein Hauptwort ganz bequem ein abhängiges Attribut, einen abhängigen Genetiv — das Wort „abhängig," das an den Magneten erinnert, ist von der Grammatik sehr fein gewählt; sowie aber noch etwas weiteres angehängt werden soll, z. B. ein Relativsatz, so kann dies immer nur wieder unmittelbar an den Magneten selbst, d. h. an das tragende, nicht an das abhängige Hauptwort gefügt werden. Mit andern Worten: jeder Relativsatz, der auf eine derartige Verbindung zweier Substantiva folgt, wird unwillkürlich hinaufgezogen, hinaufgerissen möchte man sagen, an das erste der beiden Substantiva. Ganz deutlich merkt man das beim Sprechen. Das erste Hauptwort hat den Ton, es steht im Vordergrunde, es klingt fort, klingt über das nächste Hauptwort hinaus, das unbetont im Hintergrunde bleibt. Wenn ich also höre: der Tod des trefflichen Mannes, dem — so kann mit dem schlechterdings nur der Tod gemeint sein; wenn nun der Redner fortfährt: wir so viel zu verdanken haben, so entsteht Unsinn. Dagegen sind folgende Verknüpfungen völlig tadellos: eine Sünde an der Kultur, die sich über kurz oder lang rächen wird — Urteile über lebende Personen, die in den Briefen enthalten waren — eine Sammlung von Dokumenten zur Geschichte der Waldenser, die Döllinger im Laufe der Zeit aus italienischen, französischen und deutschen Archiven zusammengebracht hatte. Obwohl in dem letzten Beispiel eine Kette von drei Attributen von Sammlung abhängt, bezieht man doch unwillkürlich das Relativpronomen richtig auf das erste Wort Sammlung. Aber es braucht gar kein Mißverständnis möglich zu sein; ein so schweres Satzglied wie einen Relativsatz an ein Wort, das selbst getragen wird, anhängen zu wollen, ist unter allen Umständen mißlich — das wird

jeder fühlen, für den der Satzbau noch etwas mehr ist, als ein bloßes äußerliches Zusammenleimen.

Das fühlen denn auch viele. Aber statt fehlerhaft gebaute Sätze wieder auseinanderzunehmen, glauben sie mit einer Stütze nachhelfen zu können, und diese Stütze heißt: letzterer. Man schreibt also: die übermäßigen Aufgaben der Schauspieler, welch letztere an einzelnen Tagen dreimal aufzutreten haben — diese ausgezeichnete Landschaftsstudie aus dem Garten der Villa Medici, welch letztere der Künstler eine Zeit lang bewohnte — eine größere Reihe von Abbildungen kirchlicher Gegenstände, welch letztere einst im Besitz der Michaelskirche waren — die Freunde der zur Zeit zum Heere einberufnen Studenten, welch letztern dieser Aufruf nicht zu Gesichte kommt u. s. w. Leider ist diese Stütze nur eine gebrechliche Krücke: ein Fehler soll dazu dienen, einen andern Fehler zu verbergen!

Einer der schwierigsten, die oder der?

Anders wird der Fall, wenn der abhängige Genetiv betont oder sonst wie in den Vordergrund gerückt wird, z. B.: die Durchschnittsbildung der (d. i. derjenigen) Stände, die früher die Träger des geistigen Lebens waren. Dann erhält er nicht nur genügende Kraft, den Relativsatz zu tragen, sondern es kann sogar der Fall eintreten, daß das, was soeben als das einzig richtige hingestellt worden ist, nun seinerseits zum Fehler wird, z. B. in folgenden Sätzen: ich würde das für einen der härtesten Unfälle halten, der je das Menschengeschlecht betroffen hat — Leipzig ist eine der wenigen Großstädte, in der eine solche Einrichtung noch nicht besteht — das Buch ist eine der schönsten Kriminalgeschichten, die je geschrieben worden ist — Klopstock ist einer der ersten, der die Nachahmung des Franzosentums verwirft. In diesen Fällen, bei dem sogenannten partitiven Genetiv, ist das einer, eine, eins völlig tonlos es ist gleichsam nur der Henkel für den

abhängigen Genetiv, und dieser Genetiv ist das Hauptsinnwort. Es ist aber auch ein logischer Fehler, den Relativsatz in solchen Fällen an einer anzuschließen; denn die Eigenschaft, die der Relativsatz angiebt, haftet doch nicht bloß an dem einen, aus der Menge herausgehobnen, sondern an allen, aus denen das eine herausgehoben wird. Es kann und darf also nur heißen: einer der härtesten Unfälle, die je das Menschengeschlecht betroffen haben — eine der wenigen Großstädte, in denen (besser: wo!) eine solche Einrichtung noch nicht besteht u. s. w.*)

Der falsch fortgesetzte Relativsatz

Ein gemeiner Fehler, dem man bei Relativsätzen unzähligemal begegnet, ist der, daß an einen Relativsatz ein zweiter Nebensatz mit und angeschlossen wird, worin aus dem Relativum in das Demonstrativum oder in das Personalpronomen umgesprungen oder sonstwie schludrig fortgefahren wird, z. B. eine Schrift, die er auf seine Kosten drucken ließ und sie umsonst unter seinen Anhängern austeilte — ein Bauer, mit dem ich über Feuerversicherungsgesellschaften sprach und ihm meine Bewunderung dieser trefflichen Einrichtung ausdrückte — am Schlusse gab Herr W. Erläuterungen über die Vorzüge der Neuklaviatur, welch letztere (!) übrigens in der hiesigen Akademie für Tonkunst bereits eingeführt ist und der Unterricht auf derselben (!) mit bestem Erfolge betrieben wird (eine Satzverbindung, die den Rohrstock verdiente!) — er entwendete verschiedne Kleidungsstücke, die er zu Gelde machte und sich dann heimlich von hier entfernte — die Seuche, an der zahlreiche Schweine zu Grunde gehen und

*) Nicht zu verwechseln hiermit ist natürlich ein Fall wie folgender: eine der größten Schwierigkeiten für das Verständnis unsrer Vorzeit, die meist gar nicht gewürdigt wird. Hier muß es wird heißen, denn hier bezieht sich der Relativsatz thatsächlich auf eine; der Sinn ist: und zwar eine, die meist gar nicht gewürdigt wird.

dann noch verwendet werden — es geht das aus dem Testament hervor, das ich abschriftlich beifüge und von fernern Nachforschungen absehen zu können glaube — ein Augenblick, den der Verhaftete benutzte, um zu entweichen, und bis zur Stunde noch nicht wieder aufgefunden worden ist u. s. w.

Es ist klar, daß durch und nur gleichartige Nebensätze verbunden werden können. Geht also ein Relativsatz voraus, so muß unbedingt auch ein Relativsatz folgen. Die Kraft der relativen Verknüpfung wirkt über das und hinaus fort. In dem ersten Beispiel muß es also heißen: und umsonst austeilte — im zweiten: und dem ich meine Bewunderung ausdrückte. In den übrigen Beispielen ist der Anschluß eines Parallelsatzes überhaupt unmöglich, weil der Begriff, der im Relativum erscheinen müßte, in dem zweiten Satze gar nicht wiederkehrt; es kann nur heißen: worauf er sich heimlich entfernte — sodaß ich absehen zu können glaube — oder die Gedanken müssen ganz anders geordnet werden. Nicht einmal im Gespräch sollte man sich eine solche Nachlässigkeit erlauben, geschweige denn im schriftlichen Ausdruck.

Eine Art von Gegenstück zu diesem Fehler ist es übrigens, wenn man einen Relativsatz, der einem Relativsatze oder irgend einem andern Nebensatze untergeordnet ist, mit und anfängt, z. B.: ich teile Ihnen mit, daß Herr L. Vorsitzender dieses Ausschusses ist, und der gewiß gern bereit sein wird, weitere Auskunft zu erteilen. Hier muß entweder das Bindewort und weichen, oder das Relativpronomen.

Vernachlässigung des Kasuswechsels beim Relativum

Ein andrer, ebenso gemeiner Fehler ist es, wenn man zwei Relativsätze mit einander verbindet, ohne das Relativum zu wiederholen, obwohl das Relativpronomen in dem einen der beiden Sätze Objekt, im andern Subjekt ist, der eine also mit dem Akkusativ,

der andre mit dem Nominativ anfängt, z. B. die diesjährige Festschrift, die G. Bötticher verfaßt hat und von Kleinmichel mit Schildereien versehen worden ist — die Veranlassung ist dem kleinen Gedicht entnommen, das man auf S. 95 findet und hier angeführt sein möge. Der Fehler gehört unter die zahlreichen Dummheiten, die dadurch entstehen, daß man ein Wort nicht als etwas lebendiges, sinn- und inhaltvolles, sondern bloß als eine Reihe von Buchstaben auffaßt, also wieder durch die Papiersprache. Kehrt dieselbe Reihe von Buchstaben wieder, so glaubt sie der Papiermensch das zweitemal unterdrücken zu können, obgleich sie dieses zweitemal doch eine ganz andre Bedeutung haben als das erstemal. Das Relativpronomen muß in den angeführten Sätzen unbedingt wiederholt werden.

Relativsatz statt eines Hauptsatzes

Ein dritter Fehler, der sehr häufig begangen wird, ist der, daß ein Relativsatz gebildet wird, wo überhaupt kein Relativsatz hingehört, sondern ein Hauptsatz. Es handelt sich da um einen groben logischen Verstoß. Jeder echte Relativsatz giebt eine Eigenschaft der Person oder Sache an, zu der er tritt, er ist gleichsam nur die Auseinanderfaltung eines Attributs. Nun sehe man aber folgende Sätze: das Steigen des Flusses erschwerte die Arbeiten, die mit größter Anstrengung ausgeführt wurden — das ersehnte Glück fand er in dieser Verbindung nicht, die nach drei Jahren wieder gelöst wurde — das Honorar beträgt jährlich 360 Mark, welches (!) in drei Terminen zu entrichten ist — diese Gerätschaften verdienten besonders die Beachtung der Fachblätter, die sich die Veröffentlichung solcher kunstgeschichtlich bedeutenden Gegenstände zur Aufgabe machen sollten — die Meister sind das Ein und Alles der Kunst, die in ihren Werken und sonst nirgends niedergelegt und beschlossen ist — so blieb es bei jenen Teilausständen, die sich noch

bis zum 4. Mai hinzogen, an welchem Tage der Vorstand des Verbandes den Streik für erloschen erklärte u. s. w. Alle diese Sätze erscheinen wohl äußerlich in der Gestalt von Relativsätzen, ihrem Inhalte nach aber sind es Hauptsätze. Das Steigen eines Flusses kann Arbeiten erschweren, die ohnehin schon schwer genug waren; das wäre eine Eigenschaft dieser Arbeiten. Aber daß sie mit größter Anstrengung ausgeführt wurden, ist keine Eigenschaft von ihnen, sondern die Folge davon, daß der Fluß steigt. Es muß also heißen: das Steigen des Flusses erschwerte die Arbeiten, sie konnten nur mit größter Anstrengung ausgeführt werden. Und so in allen übrigen Sätzen: das ersehnte Glück fand er in dieser Verbindung nicht, sie wurde nach drei Jahren wieder gelöst u. s. w.

Nachdem — zumal — trotzdem — obzwar

Verhältnismäßig wenig Fehler kommen in den Nebensätzen vor, die eine Zeitbestimmung, einen Grund oder ein Zugeständnis enthalten (Temporalsätze, Kausalsätze, Konzessivsätze). In den Kausalsätzen ist vor allem vor einem Mißbrauch der Konjunktion nachdem zu warnen. Nachdem kann durchaus nur Temporalsätze anfangen. Neuerdings greift aber der Fehler um sich — wie es scheint, von Österreich aus —, es für da oder weil in Kausalsätzen zu verwenden, z. B.: Oberstleutnant C. ist von der Armee entlassen worden, nachdem die Königin keine weitere Verwendung für seine Dienste hat. Es ist das wieder nur ein Provinzialismus, der in der guten Schriftsprache nichts zu suchen hat.

Ein andrer Fehler, der jetzt in Kausalsätzen massenhaft begangen wird, ist der, hinter zumal die Konjunktion da wegzulassen, als ob zumal selber die Konjunktion wäre, z. B.: der Zuziehung von Fachmännern wird es nicht bedürfen, zumal in der Litteratur einschlägige Werke genug vorhanden sind.

Zumal ist keine Konjunktion, sondern ein Adverbium; es bedeutet ungefähr dasselbe wie besonders, namentlich, hat aber noch eine feine Nebenfarbe, insofern es, ähnlich wie vollends, nicht bloß die Hervorhebung aus dem allgemeinen, sondern auch noch die Steigerung ausdrückt, z. B.: da gilt es, vorsichtig zu sein, zumal im Winter. Soll nun, wie es sehr oft geschieht, der in einem Nebensatz ausgedrückte Gedanke in dieser Weise hervorgehoben werden, so muß zumal einfach davortreten, sodaß der Nebensatz nun beginnt: zumal wer, zumal wo, zumal wenn, zumal weil, zumal da, je nachdem es ein Relativsatz, ein Bedingungssatz oder ein Kausalsatz ist. So wenig aber jemand hinter zumal das wer, wo oder wann weglassen wird, so wenig hat es irgend welche Berechtigung, das da oder weil dahinter zu unterdrücken, und es ist eine Nachlässigkeit, zu schreiben: es ist nicht nötig, konfessionelle Mittelschulen einzurichten, zumal der Staat dadurch vielfach entlastet wird — schließlich ließ sich die Angelegenheit nicht länger aufschieben, zumal sich die Aussicht eröffnete u. s. w.

Wie man aber zumal in Kausalsätzen jetzt mit aller Gewalt zur Konjunktion pressen möchte, so versucht man es auch immer häufiger mit trotzdem in Konzessivsätzen. Aber auch das hat keine Berechtigung. Auch trotzdem ist ein Adverbium, es bedeutet dasselbe wie dennoch; soll es zur Bildung eines Konzessivsatzes dienen, so muß es unbedingt mit daß verbunden werden. Zu schreiben, wie es jetzt so oft geschieht: trotzdem Camerarius den Aufgeklärten spielte — trotzdem die Arbeiten im Innern des Hauses noch nicht beendigt sind — trotzdem es an Festlichkeiten nicht mangelte — ist ebenfalls eine Nachlässigkeit und klingt geradezu gemein. Wir haben zur Bildung von Konzessivsätzen einen wahren Reichtum gefälliger und geschmeidiger Konjunktionen: obgleich, obschon, wenngleich, wenn auch. Kennt man die gar nicht mehr, daß man sie jetzt alle dem steifbeinigen, fehlerhaften trotzdem zuliebe verschmäht?

Freilich sind alle unsre Konjunktionen früher einmal Adverbia gewesen. Auch indem, seitdem, nachdem wurden zur Bildung von Nebensätzen anfangs nicht ohne daß gebraucht: indem daß er noch so spricht u. s. w. Aber weshalb soll man nicht einen Unterschied bewahren, wo das Bedürfnis darnach von vielen noch gefühlt wird? muß die gemeine Gleichmacherei überall hindringen?

Eine Eigentümlichkeit des Wiener Deutsch ist es, alle Konzessivsätze mit obzwar anzufangen. In der guten Schriftsprache ist das, wie alle Austriazismen, unausstehlich.

Unterdrückung des Hilfszeitworts

Sehr verschieden sind merkwürdigerweise von jeher die Ansichten gewesen über den Gebrauch, das Hilfszeitwort und (was gleich damit verbunden werden mag) die sogenannte Kopula in Nebensätzen wegzulassen, also zu schreiben: der Bischof war bestrebt, von dem Einfluß, den er früher in der Stadt besessen (nämlich hatte), möglichst viel zurückzugewinnen, der Rat dagegen trachtete, die wenigen Rechte, die ihm noch geblieben (nämlich waren), immer mehr zu beschränken — die Pallas trug einst einen Helm, wie aus der oben abgeplatteten Form des Kopfes zu erkennen (nämlich ist) — so lautet das Schlagwort, womit das ideale Werk begonnen (ist? hat?) — sogar: die Lukaspassion kann nicht, wie allgemein behauptet (nämlich wird), von Bach geschrieben sein — der Ursachen sind mehrere, wenn sie auch sämtlich auf eine Wurzel zurückzuführen (nämlich sind).

Dieser Gebrauch hat eine Verbreitung, wie man sie sich nur dadurch erklären kann, daß ihn viele für eine Schönheit halten und deshalb besonders lieben. Romanschriftsteller schreiben fast gar nicht anders; aber auch in wissenschaftlichen, namentlich in Geschichtswerken geschieht es massenhaft. Ja es muß hie und da geradezu in Schulen gelehrt

werden, daß dieses Wegwerfen des Hilfszeitwortes eine besondre Zierde der Sprache sei. Wenigstens war einmal in einem Aufsatz einer Unterrichtszeitschrift verächtlich vom „Hattewarstil“ die Rede; offenbar meinte der Verfasser damit die pedantische Korrektheit, die das hatte und war nicht opfern will. Von ältern Schriftstellern liebt namentlich Lessing, aus dessen Sprache man sich doch sonst die Muster zu holen pflegt, das Weglassen des Hilfszeitwortes in hohem Grade, und Jean Paul empfiehlt es geradezu, diese „abscheulichen Rattenschwänze der Sprache“ womöglich überall abzuschneiden.

Halten wir uns, wie immer, an die lebendige Sprache. Thatsache ist, daß in der unbefangnen Umgangssprache das Hilfszeitwort niemals weggelassen wird. Es würde als arge Ziererei empfunden werden, wenn jemand sagen wollte: es ist ein ganzes Jahr her, daß wir uns nicht gesehen. In der Sprache der Dichtung dagegen ist die Unterdrückung des Hilfszeitwortes beinahe selbstverständlich. Man denke sich, daß Chamissos Frauenliebe und -Leben anfinge: seit ich ihn gesehen habe, glaub ich blind zu sein! In der Prosa kommt es nun sehr auf die Gattung an. In poetisch oder rednerisch gehobner Sprache stört es nicht, wenn das Hilfszeitwort zuweilen unterdrückt wird; in schlichter Prosa, wie sie die wissenschaftliche Darstellung und im allgemeinen doch auch die Erzählung, die historische sowohl, wie der Roman und die Novelle, erfordert, ist es geradezu unerträglich. Wer das bestreitet, der hat eben kein Sprachgefühl. Wer sich einmal die Mühe nimmt, bei einem Schriftsteller, der das Hilfszeitwort mechanisch und aus bloßer Angewohnheit überall wegläßt, nur ein paar Druckseiten lang auf diese vermeintliche Schönheit zu achten, der wird bald täuschend den Eindruck haben, als befände er sich in einem Tiergarten, wo lauter unglückselige Bestien mit abgehackten Schwänzen ihres Verlustes sich schämend scheu um ihn herumliefen.

Ganz unausstehlich wird das Abwerfen des Hilfs-

zeitwortes, wenn das übrig bleibende Partizip mit dem Indikativ des Präsens gleichlautet, ohne das Hilfszeitwort also das Präteritum vom Präsens gar nicht zu unterscheiden ist, z. B.: in unsrer Zeit, wo der Luxus eine schwindelhafte Höhe erreicht (nämlich hat) — er ist auch dann strafbar, wenn er sich nur an der That beteiligt (nämlich hat) — das, was der Geschichtschreiber gewissenhaft durchforscht (nämlich hat) — aus allen Werken, die Ranke verfaßt (nämlich hat) — er erinnert sich der Freude, die ihm so mancher gelungene Versuch verursacht (nämlich hat) — nachdem 1631 Baner die Stadt vergeblich belagert (nämlich hatte) — er verteilte die Waffen an die Partei, mit der er sich befreundet (nämlich hatte) — oder wenn es in zwei oder mehr auf einander folgenden Nebensätzen verschiedne Hilfszeitwörter sind, die dadurch verloren gehen, haben und sein, z. B.: es war ein glücklicher Gedanke, dort, wo einst der deutsche Dichterfürst seinen Fuß hingesetzt (nämlich hat), auf dem Boden, der durch seinen Aufenthalt geschichtlich geworden (nämlich ist), eine Kuranstalt zu errichten — wir wissen, auf welchen Widerstand einst das Interim gestoßen (nämlich ist), und welchen Haß sich Melanchthon durch seine Nachgiebigkeit zugezogen (nämlich hat) — da sie das Führen der Maschine unterlassen (nämlich hatten) und auf den Fußwegen gefahren (nämlich waren) — oder endlich wenn gar von zwei verschiednen Hilfszeitwörtern das erste weggeworfen, das zweite aber gesetzt wird, sodaß man es nun unwillkürlich auf den ersten Satz mit bezieht, z. B.: als ich die Fastnachtsspiele durchgelesen und schließlich zu dem Luzerner Neujahrsspiel gekommen war (also auch: durchgelesen war?) — seitdem die Philosophie exakt geworden, seitdem auch sie sich auf die Beobachtung und Sammlung von Phänomenen verlegt hat (also auch: geworden hat?) — der Verfasser macht Banquo den Vorwurf, daß er nicht für die Rechte der Söhne Duncans eingetreten, sondern Macbeth

als König anerkannt habe (also auch: eingetreten habe?). Wie jemand so etwas noch schön finden kann, ist unfaßbar.

Selbst in Fällen, wo der nachfolgende Hauptsatz zufällig mit demselben Zeitwort anfängt, womit der Nebensatz geschlossen hat, ist das Wegwerfen des Hilfszeitwortes häßlich, z. B.: soviel bekannt (nämlich ist), ist der Vorsitzende der Bürgermeister — wie der Unglückliche hierher gelangt (nämlich ist), ist rätselhaft — alles, was damit gewonnen worden (nämlich war), war unbedeutend gegen das verlorne — wer diesen Forderungen Genüge geleiste (nämlich hatte), hatte sich dadurch den Anspruch erworben u. s. w. Zwar nehmen auch solche, die im allgemeinen für Beibehaltung des Hilfszeitwortes sind, hier das Abwerfen in Schutz, aber doch nur infolge des weitverbreiteten Schulmeisteraberglaubens, daß ein Wort nicht unmittelbar hinter einander oder kurz hinter einander zweimal geschrieben werden dürfe. Es ist das eine von den traurigen paar stilistischen Schönheitsregeln, die sich in der Schule von Geschlecht zu Geschlecht forterben. Die lebendige Sprache fragt darnach gar nichts; da setzt jeder ohne weiteres das Verbum doppelt, und es fällt nicht im geringsten auf, kann gar nicht auffallen, weil mit dem ersten Verbum, fast tonlos, der Nebensatz ausklingt, mit dem zweiten, nach einer kleinen Pause, frisch betont der Hauptsatz anhebt. Sie klingen ja beide ganz verschieden, diese Verba, man traue doch nur seinen Ohren und lasse sich durch den Papiermenschen nicht bange machen!

Nur in einem Falle empfiehlt sichs zuweilen, das Hilfszeitwort auch in schlichter Prosa wegzulassen, dann nämlich, wenn in den Nebensatz ein zweiter Nebensatz eingeschoben ist, der mit demselben Hilfszeitwort endigen würde, z. B. bis die Periode, für die das Herrenhaus gewählt worden, abgelaufen war. Hier würden zwei gleiche Satzausgänge mit war unangenehm wirken. Wo bei gehäuften Nebensätzen der Eindruck des Schleppens entsteht,

liegt die Schuld niemals an den Hilfszeitwörtern, sondern an dem ungeschickten Satzbau.

Die Sitte, das Hilfszeitwort in Nebensätzen mechanisch abzuwerfen, muß umso entschiedner als Unsitte bekämpft werden, als sie bereits einen ganz verhängnisvollen Einfluß auf den richtigen Gebrauch der Modi ausgeübt hat und täglich mehr ausübt. Daß manche Schriftsteller gar keine Ahnung mehr davon haben, wo ein Konjunktiv und wo ein Indikativ zu stehen hat, daß in dem Gebrauche der Modi eine geradezu grauenvolle Verwilderung und Verrohung eingerissen ist und täglich größere Fortschritte macht, daran ist zum guten Teil das abscheuliche Weglassen der Hilfszeitwörter schuld. Wo soll noch Gefühl für die Kraft und Bedeutung eines Modus herkommen, wenn man jedes *ist, sei, war, wäre, hat, habe, hatte, hätte* am Ende eines Nebensatzes unterdrückt und dem Leser nach Belieben zu ergänzen überläßt? In den meisten Fällen ist die Unterdrückung des Hilfszeitwortes nichts als ein bequemes Mittel, sein Ungeschick oder seine Unwissenheit zu verbergen. Freilich ist es bequem, zu schreiben: daß viele Glieder der ersten Christengemeinde arm *gewesen*, ist zweifellos, daß es alle *gewesen*, ist sehr zu bezweifeln, oder: wenn man nicht annehmen will, daß ihm seine Genialität *geoffenbart*, was andre schon vorher *gefunden*. Hätten die, die so geschrieben haben, gewußt, daß es heißen muß: daß viele Glieder der ersten Christengemeinde arm *gewesen sind*, ist zweifellos, daß es alle *gewesen seien*, ist sehr zu bezweifeln, oder: wenn man nicht annehmen will, daß ihm seine Genialität *geoffenbart habe*, was andre schon vorher *gefunden hatten* — so hätten sie es schon geschrieben. Aber man weiß es eben nicht, und da man seine Unwissenheit durch Hineintappen in den falschen Modus nicht verraten möchte, so hilft man sich, so gut man kann man läßt das Zeitwort weg.

Indikativ und Konjunktiv

Die schlimmste Verwirrung des Indikativs und des Konjunktivs ist in den sogenannten Inhaltssätzen (Objekts- oder Subjektssätzen), und in den abhängigen Fragesätzen eingerissen. Und doch, wie leicht ist es, bei einigem guten Willen auch hier das richtige zu beobachten!

Zunächst und im allgemeinen steht doch wohl so viel fest, daß durch den Indikativ nur Thatsachen ausgedrückt werden können, alles bloß gedachte oder vorgestellte dagegen im Konjunktiv stehen muß.

Die Begriffe nun, von denen Inhaltssätze abhängen können, zerfallen namentlich in drei Gruppen. Die erste Gruppe umfaßt die, die ein wissen bedeuten, die zweite die, die ein glauben bedeuten, die dritte die, die ein behaupten bedeuten. Zur ersten Gruppe gehören die Zeitwörter: wissen, beweisen, zeigen, sehen, einsehen, begreifen u. a., ebenso natürlich die von diesen Zeitwörtern gebildeten Hauptwörter, endlich die unpersönlichen Redensarten: es ist Thatsache, es steht fest, es ist sicher, es ist klar, es ist kein Zweifel, es ist bekannt u. s. w.

Zur zweiten Gruppe gehören: glauben, meinen, denken, fühlen, annehmen, vermuten, überzeugt sein, hoffen, fürchten, schließen, folgern, beweisen wollen, zu beweisen suchen u. a.

Zur dritten Gruppe gehören: behaupten, sagen, lehren, erklären, versichern, beteuern, bekennen, gestehen, leugnen, antworten, erwidern, einwenden, berichten, erzählen, überliefern, erfahren, vernehmen, hören u. a.

Jede dieser drei Begriffsgruppen steht nun zu dem Inhalt der abhängigen Sätze in einem andern Verhältnis. Von den Begriffen der ersten Gruppe können nur Thatsachen abhängen. Wissen kann ich selbstverständlich nur Thatsachen. Wäre, was ich weiß, keine Thatsache, so könnte ich es eben nicht wissen. Ebenso ist es mit beweisen, einsehen u. s. w.

Was ich dagegen glaube, kann eine Thatsache sein, aber es braucht keine zu sein, ich kann mich auch täuschen; aber ich bin geneigt, es für eine Thatsache zu nehmen, es ist für mich eine Thatsache. Behaupten endlich kann ich alles mögliche. Natürlich kann auch das, was ich behaupte, eine Thatsache sein, aber es braucht noch weniger eine zu sein, als das, was ich glaube. Kann ich doch sogar gegen mein besseres Wissen etwas behaupten. Der Lügner beteuert, versichert oft das gerade Gegenteil einer Thatsache.

In demselben Verhältnis nun, wie diese drei Begriffe: wissen, glauben, behaupten zur Thatsache stehen, in demselben Maße wie sie sich von der Thatsache entfernen, in demselben Maße entfernen sie sich selbstverständlich auch vom Indikativ und nähern sich dem Konjunktiv.

Hinter den Begriffen der ersten Gruppe: wissen, beweisen, zeigen u. s. w. muß unbedingt der Indikativ stehen. Gegen dieses Gesetz wird denn auch verhältnismäßig selten verstoßen. Nur ganz unklare Köpfe sind imstande, Sätze zu schreiben, wie: Hamerling hat bewiesen, daß man als Atheist ein edler und tüchtiger Mensch sein könne — die Besichtigung der Leiche ergab, daß es sich um einen Raubmord handle — schon seit Jahren hatte sich herausgestellt, daß die Räume unzureichend seien — es bestätigt sich, daß das Verfahren demnächst eingestellt werde — nachdem der erste Schrecken überwunden war, sahen die Römer, daß sich der Aufstand nicht bis zum Rhein ausdehne u. s. w.

Viel näher liegt bei den Begriffen des Glaubens und des Behauptens die Möglichkeit, um nicht zu sagen die Gefahr, daß sich der Indikativ an die Stelle des Konjunktivs drängt.*) Es geschieht

---

*) Indem ich schreibe: drängt, bin ich soeben selber dieser Gefahr erlegen. Der Satz enthält nur etwas vorgestelltes; aber nach meiner Erfahrung ist diese Vorstellung so oft zur Thatsache geworden, daß ich unwillkürlich den Indikativ schreibe.

dies nach den Begriffen des Glaubens ganz regelmäßig, nach denen des Behauptens fast ebenso regelmäßig, wenn das regierende Zeitwort in der ersten Person und in der Gegenwart steht. Die Ursache davon liegt auf der Hand: meinen eignen Glauben und meine eigne Behauptung bin ich stets geneigt und halte ich mich stets für berechtigt als Thatsache hinzustellen. Steht das regierende Zeitwort in der zweiten Person und in der Gegenwart, so stellt sich in der Umgangssprache zwar auch gewöhnlich der Indikativ ein, denn auch die Meinung und die Behauptung des Angeredeten bin ich meist geneigt als Thatsache hinzustellen, aber hier befremdet er doch schon das feinere Sprachgefühl. Als falsch und nachlässig erscheint der Indikativ, wenn das regierende Zeitwort in der dritten Person steht, als ganz unmöglich, wenn es in der Vergangenheit steht, mag es als Subjekt die erste, die zweite oder die dritte Person haben.

Nun vergleiche man damit folgende Inhaltssätze, wie man sie jetzt täglich dutzendweise lesen kann: der jugendliche Sinn wird zu der Meinung genötigt, daß alles Sprachwesen Willkür und Gedächtnissache ist — wer die Überzeugung hat, daß gutes und schönes auch heute noch geschaffen werden kann — der Herausgeber ist zu der Ansicht gekommen, daß sich diese Rede Ciceros nicht für die Schule eignet — man nimmt an, daß dieser Mitarbeiter der A. Zeitung identisch ist mit u. s. w. — jeder wird von einer Privatsammlung, die in den fünfziger Jahren genannt wurde, annehmen, daß sie heute nicht mehr besteht — man kann mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß sich Karl August damals in Weimar befand — man ist geneigt, anzunehmen, daß ein wirklicher Vorfall den Anlaß zu der Novelle gab — man behauptet, daß das Lateinische zu schwer ist, um als erste fremde Sprache gelernt zu werden — Marx sagt, daß keine neue Gesellschaft ohne die Geburtshilfe der Gewalt entsteht — der Fremde, der die Ausstellung besucht,

wird sagen, daß es der Berliner Kunst an Schwung und Phantasie gebricht — von glaubwürdiger Seite wird uns versichert, daß die Stimmung sehr flau war — die Legende erzählt, daß, als die Greisin noch ein schönes Mädchen war, sie eine tiefe Neigung zu einem jungen Krieger faßte — in Berliner Künstlerwerkstätten gilt noch hetue die Überlieferung, daß Rauch nicht immer der große Mann gewesen ist, als den ihn die Nachwelt preist, daß Neid und Eifersucht ihm nicht fremd waren, und daß er, solange er Macht und Einfluß besaß, niemand neben sich aufkommen ließ u. s. w. In allen diesen Sätzen muß unbedingt der Konjunktiv stehen. Und wenn eine Annahme noch so wahrscheinlich, eine Ansicht noch so einleuchtend, eine Überzeugung noch so fest, eine Behauptung noch so dreist ist — es sind doch keine Thatsachen! Selbst folgender Satz ist nicht gut: ihm ist es eine ausgemachte Thatsache, daß alles äußere Glück nur dem Zufalle zu verdanken ist; denn was nur ihm eine Thatsache ist, das ist doch auch nur eine Meinung.

An sich zwar nicht schlimmer, aber doch doppelt anstößig ist es, solche Inhaltssätze selbst dann noch in den Indikativ zu setzen, wenn in den regierenden Sätzen die Meinung oder die Behauptung, die drauf folgt, ausdrücklich verneint wird, als falsch, als übertrieben, als unbewiesen oder dergl. hingestellt wird. Und doch muß man täglich auch solche Sätze lesen, wie: ich glaube nicht, daß der freie Wille der Gesellschaft heute schon stark genug ist — wir sind nicht der Ansicht, daß man die bestehende Welt willkürlich ändern kann — es kann nicht zugegeben werden, daß der große Zuzug der Bevölkerung die Ursache der städtischen Wohnungsnot ist — wir sind nicht zu der Annahme berechtigt, daß er sich durch die Mitgift der Frau zu der Heirat bewegen ließ — aus dieser Tabelle läßt sich keineswegs der Schluß ziehen, daß die Kost dürftig ist — daß der sozialistische Geschäftsbetrieb in diesen Industrien möglich ist, hat noch niemand bewiesen — ich kann nicht

finden, daß Wagners Musik läutert — die K. Zeitung geht zu weit mit der Behauptung, daß die beiden vorigen Sessionen des Landtages unfruchtbar gewesen sind — es liegt nicht der leiseste Anhalt vor, daß eine neue Revision des Gesetzes beabsichtigt ist — ich will damit nicht sagen, daß die Sittlichkeit darunter leidet — es ist falsch, wenn der Verfasser behauptet, daß die Fehlerzahl den Ausschlag bei der Versetzung der Schüler giebt — wir glauben widerlegt zu haben, daß der Schule in diesem Kampfe ein Vorwurf zu machen ist — wer hat bewiesen, daß die sittliche Höhe eines Künstlers der künstlerischen seiner Werke gleichstehen muß? u. s. w. In solchen Fällen kann der Indikativ selbst da anstößig erscheinen, wo das regierende Zeitwort in der ersten Person steht.

Schuld an der traurigen Verrohung des Sprachgefühls, die sich in solchen Indikativen kundgiebt, ist zum Teil, wie schon gesagt, gewiß die Unsitte, immer die Hilfszeitwörter in den Nebensätzen wegzulassen; es stumpft das das Gefühl für die Kraft und Bedeutung der Modi so ab, daß man sich schließlich auch dann nicht zu helfen weiß, wenn man das Verbum setzen muß. Zum andern Teil ist aber sicherlich die Unkenntnis daran schuld, welche Konjunktive und welche Indikative im Satzbau einander entsprechen, d. h. in welchen Konjunktiv im abhängigen Satze ein Indikativ des unabhängigen Satzes verwandelt werden muß; es scheint das wirklich gar nicht mehr gelernt zu werden. Man erinnert sich wohl dunkel einer Konjugationstabelle, worin die Indikative und die Konjunktive so einander gegenübergestellt waren:

ich bin	ich sei
ich war	ich wäre
ich bin gewesen	ich sei gewesen
ich war gewesen	ich wäre gewesen

oder:

ich nehme	ich nehme
ich nahm	ich nähme

ich habe genommen	ich habe genommen
ich hatte genommen	ich hätte genommen

Aber daß einem diese Gegenüberstellung aus der Formenlehre für den Satzbau gar nichts helfen kann, das weiß man nicht. Wenn man anfängt zu probiren, so merkt man zwar, daß der unabhängige Hauptsatz: Karl August befand sich damals in Weimar — in abhängiger Form unmöglich heißen kann: daß er sich damals in Weimar befände; aber auf das richtige: daß er sich befunden habe, verfällt man eben nicht, und so beruhigt man sich beim Indikativ. Die Gegenüberstellung der Modi für die Inhaltssätze sieht so aus:

er trägt	daß er trage oder: daß er trüge
er trug er hat getragen	daß er getragen habe oder: daß er getragen hätte
ich bin	daß ich sei oder: daß ich wäre
ich war ich bin gewesen	daß ich gewesen sei oder: daß ich gewesen wäre

Daß sich gerade der Indikativ des Imperfekts jetzt so häufig findet, wo ein Konjunktiv des Perfekts oder des Plusquamperfekts hingehört, zeigt deutlich, daß man einen richtigen Konjunktiv in abhängigen Sätzen zu bilden vollständig verlernt hat.

Die consecutio temporum

Daß ich sei oder: daß ich wäre! Oder — was heißt das? Ist es gleichgiltig, welches von beiden gesetzt wird? oder richtet sich das nach dem Tempus des regierenden Hauptsatzes? Mit andern Worten: giebt es nicht auch im Deutschen etwas ähnliches wie eine consecutio temporum, die vorschreibt, daß auf die Gegenwart im Hauptsatze auch die Gegenwart im Nebensatze, auf die Vergangenheit im Hauptsatze auch die Vergangenheit im Nebensatze folgen müsse?

Gegeben hat es sie, aber es giebt sie nicht mehr, wenigstens längst nicht mehr in der alten Strenge. Das Altdeutsche hat allerdings seine strenge conse-

gleichen sucht. Aber der thatsächliche Zustand ist jetzt so.

Glücklicherweise hat diese Willkür doch gewisse Grenzen, und daß von diesen Grenzen die wenigsten eine Ahnung haben, ist nun wieder einer der traurigsten Beweise von der herrschenden Unwissenheit wie von der immer mehr fortschreitenden Abstumpfung unsers Sprachgefühls.

Der unerkennbare Konjunktiv

Die eine Grenze liegt in der Sprachform unsrer Konjunktive. Der Konjunktiv des Präsens hat nämlich im Deutschen nur zwei (oder drei) Formen, in denen er sich vom Indikativ des Präsens unterscheidet: die zweite und die dritte Person des Singular (und allenfalls die zweite Person im Plural); in allen übrigen Formen stimmen beide überein. Nur das Zeitwort sein macht eine Ausnahme, es hat einen durchgeführten Konjunktiv des Präsens: ich sei, du seist, er sei u. s. w. Die Formen nun, in denen der Konjunktiv als Konjunktiv nicht erkennbar ist, weil er sich vom Indikativ nicht unterscheidet, haben natürlich nur theoretischen Wert, sie stehen als Füllsel in der Grammatik (um das Konjugationsschema vollzumachen), aber praktische Bedeutung haben sie nicht, im Satzbau müssen sie alle durch den Konjunktiv des Imperfekts ersetzt werden. Das geschieht denn auch in der lebendigen Sprache ganz regelmäßig, so regelmäßig, daß es geradezu ein Unsinn ist, wenn unsre Grammatiken lehren: Conj. praes.: ich trage, du tragest, er trage, wir tragen, ihr traget, sie tragen. Solche Sprachgespenster sollten gar nicht in der Grammatik stehen, es sollte einfach gelehrt werden: Conj. praes.: ich trüge, du tragest, er trage, wir trügen, ihr trüget, sie trügen. Dieser Gebrauch steht seit alter Zeit so fest, daß er selbst dann gilt, wenn das regierende Verbum in der Gegenwart steht, also — gegen die consecutio temporum. Unsre guten Schriftsteller haben

ihn denn auch stets aufs genaueste beobachtet. Nicht selten springen sie in einer längern indirekten Rede scheinbar willkürlich zwischen dem Konjunktiv des Präsens und dem des Imperfekts hin und her; sieht man aber genauer zu, so sieht man, daß das Imperfekt immer nur dazu dient, den Konjunktiv als solchen erkennbar zu machen — ganz wie in der lebendigen Sprache. Nun unterscheidet sich zwar der Konjunktiv des Imperfekts, zu dem man seine Zuflucht nimmt, bisweilen auch nicht von dem Indikativ des Imperfekts. Sowie er aber in der abhängigen Rede zwischen erkennbaren Konjunktiven der Gegenwart und abwechselnd mit ihnen erscheint, wird er nie als Indikativ gefühlt, im Gegenteil, er ist da das einzige Mittel, das Konjunktivgefühl aufrecht zu erhalten. Ganz dasselbe gilt natürlich von dem Konjunktiv des Perfekts und des Plusquamperfekts; der erste ist, abgesehen von den zwei erkennbaren Formen: *du habest gesagt, er habe gesagt*, für die lebendige Sprache so gut wie nicht vorhanden, er muß überall durch den des Plusquamperfekts ersetzt werden: *ich hätte gesagt, wir hätten gesagt* u. s. w.

Nun vergleiche man wieder damit die klägliche Hilflosigkeit unsrer Papiersprache! Da wird geschrieben: es ist eine Lüge, wenn man *behauptet*, daß wir die Juden nur *angreifen*, weil sie Juden sind. Es muß unbedingt heißen: *angriffen*, denn es muß der Konjunktiv stehen, und das Präsens *angreifen* wird nicht als Konjunktiv gefühlt. In folgenden falschen Beispielen mag das richtige immer gleich in Klammern danebengesetzt werden: es ist ein Irrtum, wenn behauptet wird, daß sich die Ziele hieraus von selbst *ergeben* (*ergäben!*) — wie oft wird geklagt, daß die Diener des Staates und der Kirche von der Universität nicht die genügende Vorbildung für ihren Beruf *mitbringen* (*mitbrächten!*) — wir hören fortwährend die Klage, daß unsre Dichter keine so volkstümlich ansprechenden Dinge an den Tag *bringen* (*brächten!*) wie die französischen — von dem Gedanken, daß in Loth-

ringen ähnliche Verhältnisse vorliegen (vorlägen!) wie in Posen, muß ganz abgesehen werden — es giebt noch Leute, die ernstlich der Meinung sind, daß die Nationalliberalen 1866 das deutsche Reich haben (hätten!) begründen helfen — es wird mir vorgeworfen, daß ich die ursprüngliche Reihenfolge ohne hinreichenden Grund verlassen habe*) (hätte!) — H. Grimm geht von der Voraussetzung aus, daß ich den Unterricht in der neuern Kunstgeschichte an der Berliner Universität bekrittelt habe (hätte!) — der Verfasser ist der Meinung, das Verbrechen müsse als gesellschaftliche Erscheinung betrachtet und bekämpft werden, zu seiner Ergründung müssen (müßten!) die reichen Ergebnisse der Gesellschaftswissenschaft berücksichtigt werden — man behauptet, daß die Lehren des Talmud veraltet seien und nicht mehr befolgt werden (würden!) — in dem Gutachten wird darauf hingewiesen, daß die Erhebungen sehr wenig brauchbare Anhaltepunkte bieten (böten!) — es geschah dies auf das Drängen einheimischer Wähler, die vorstellten, daß Protestprogramme in den Dörfern nicht mehr ziehen (zögen!) — durch die Städte und Dörfer eilte die Schreckenskunde, daß Haufen französischer Freischärler den Rhein überschritten haben (hätten!) und sich sengend und brennend über das Land ergießen (ergössen!) — ich hatte ihm bei der letzten Besprechung gesagt, ich begreife (begriffe!) sehr wohl, daß unser Verhältnis nicht wieder angeknüpft werden könne u. s. w.

Die Verfasser aller dieser Sätze haben ohne Zweifel die redliche Absicht gehabt, einen Konjunktiv hinzuschreiben. Aber sie haben alle jenes Papiergespenst erwischt, das in der Schulgrammatik, um das Kästchen der Konjugationstabelle zu füllen, als Konjunktiv des Präsens oder des Perfekts figurirt, aber keiner ist.

Ganz entsetzlich zu lesen sind gegenwärtig Zeitungs-

---

*) Habe wäre ja ein Eingeständnis, daß der Vorwurf berechtigt sei, denn es kann eben nur als Indikativ gefühlt werden!

berichte über „stattgefundne“ Versammlungen und die dabei „stattgefundnen“ Debatten. Was die Redner da gesagt haben, erscheint ja meist in indirekter Rede. Aber von Anfang bis zu Ende wird alles mechanisch in den Konjunktiv des Präsens gesetzt. Da aber mindestens fünfzig Prozent dieser Konjunktive gar nicht als solche gefühlt werden können, so taumeln nun die Berichte unausgesetzt zwischen Konjunktiv und Indikativ hin und her — es ist fürchterlich! Auch Protokolle werden jetzt zum größten Teil so abgefaßt.

Der Konjunktiv der Nichtwirklichkeit

Eine zweite, ebenso unüberschreitbare Grenze findet die modische Neigung, den Konjunktiv des Präsens mechanisch überall vorzuziehen, in einer gewissen Bedeutung des Konjunktivs der Vergangenheit. Der Indikativ drückt Thatsachen aus, der Konjunktiv gedachtes, im allgemeinen gleichviel, ob diesem gedachten die Thatsachen entsprechen oder nicht. Es giebt aber noch einen dritten Fall. Es kann etwas als gedachtes hingestellt, zugleich aber aufs bestimmteste angedeutet werden, daß diesem gedachten die Thatsachen nicht entsprechen. Diese Aufgabe kann aber nur der Konjunktiv der Vergangenheit erfüllen. Das bekannteste Beispiel dafür und eins, das niemand falsch bildet, sind die sogenannten irrealen Bedingungssätze oder die Bedingungssätze der Nichtwirklichkeit. Jedermann sagt und schreibt richtig: wenn ich Geld hätte, käme ich, oder: wenn ich Geld gehabt hätte, wäre ich gekommen. Der Sinn ist in dem ersten Falle: ich habe aber keins, im zweiten: ich habe aber keins gehabt; mit andern Worten: das Geldhaben sowohl wie die Folge davon, das Kommen, wird in beiden Fällen als nichtwirklich, als „irreal“ hingestellt. Die Sprache verfährt sehr ausdrucksvoll dabei. Sie rückt den Gedanken nicht bloß aus dem Bereiche der Wirklichkeit (den der Indikativ ausdrücken würde), sondern

außerdem auch noch in eine größere Zeitferne: eine irreale Bedingung in der Gegenwart wird durch das Imperfekt (wenn ich hätte), eine irreale Bedingung in der Vergangenheit durch das Plusquamperfekt (wenn ich gehabt hätte) ausgedrückt. Ein Schwanken im Tempus des Konjunktivs ist hier völlig ausgeschlossen; Imperfekt und Plusquamperfekt sind in solchen Sätzen ganz unerläßlich.

Aber diese Sätze bildet ja jeder richtig, wenn er auch vielleicht nie drüber nachgedacht hat, warum er sie so bildet. Die Bedingungssätze sind aber nun keineswegs die einzigen Nebensätze, die irrealen Sinn haben können. Etwas sehr gewöhnliches sind auch Relativsätze, Inhaltssätze, Folgesätze und namentlich Vergleichungssätze mit irrealem Sinn. In allen diesen Sätzen verfährt die lebendige Sprache genau so, wie in den irrealen Bedingungssätzen, jedermann bildet sie in der Unterhaltung ganz richtig, ohne sich einen Augenblick zu besinnen; aber — der Papiermensch getraut sie sich wieder nicht hinzuschreiben, er stutzt, zweifelt, wird irre, schreibt schließlich — den Indikativ (!), und so begegnen einem denn täglich auch solche Sätze, wie: ich kenne keine zweite Fachzeitschrift auf diesem Gebiete, die so allen Ansprüchen entgegenkommt (käme!) — es dürfte heute kein Physiker zu ermitteln sein, der an die Möglichkeit eines absolut leeren Raumes glaubt (glaubte!) — bei Shakespeare selbst findet sich kein Wort, das auf eine solche Anschauung seines Helden deutet (deutete!) — die höhere Stufe, die ihn befähigt (befähigte!), mit voller Beherrschung der Mittel selbst zu lehren, hat er noch nicht erreicht — ich habe noch keinen gekannt, der das behauptet hat (hätte!) — es fehlte bisher an einem Buche, das dem Laien verständlich war (gewesen wäre!) und zugleich auf der Höhe der Wissenschaft stand (gestanden hätte!) — nie hat er etwas gethan, was mit seiner Unterthanenpflicht in Widerspruch stand (gestanden hätte!) — es giebt keinen, der die Entwicklung der politischen Verhältnisse kennt

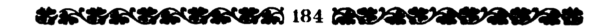
[illegible]

was nicht der Fall war, z. B.: er geht mit dem Gelde um, als ob er (was nicht der Fall ist) ein reicher Mann wäre. Auch diese Sätze werden in der lebendigen Sprache wie alle andern irrealen Nebensätze behandelt, d. h. in der Gegenwart stehen sie im Konjunktiv des Imperfekts, in der Vergangenheit im Konjunktiv des Plusquamperfekts. Auf dem Papier aber ist auch hier jetzt Verwirrung eingerissen. Daß sich jemand so weit verirrte, solche Sätze in den Indikativ zu setzen, kommt allerdings selten vor.*) Wohl aber drängt sich der Konjunktiv des Präsens und des Perfekts, der nun einmal jetzt der feine Modekonjunktiv ist, immer häufiger auch in diese Sätze, wo er schlechterdings nicht hingehört; man schreibt z. B. er thut, als habe er schon damals diese Absicht gehabt. Es muß unbedingt heißen: als hätte er.

Soll kein Urteil darüber angedeutet werden, ob der in dem Vergleichungssatze stehende Gedanke wirklich oder nicht wirklich sei, so kann (nach einem Präsens im Hauptsatze) der Konjunktiv des Präsens natürlich auch im Nebensatze stehen, z. B. es will mir scheinen, als ob er geflissentlich die Augen dagegen verschließe — es gewinnt den Anschein, als wolle der Verfasser das sittliche Gefühl des Zuschauers absichtlich verletzen — ich habe die Empfindung, als ob ihm die Welt zuweilen doch recht verzerrt erschienen sei.

---

*) Unsre Romanschreiberinnen bringen freilich auch das zuwege; sie schreiben: Es war, als ob seit dem Einzuge der verwitweten Tochter ein umheimlicher Druck auf dem ganzen Hause lag. In einem Liede von H. Allmers, Feldeinsamkeit, das Brahms komponirt hat, heißt es: die schönen, weißen Wolken ziehn dahin — durchs tiefe Blau wie schöne, stille Träume; — mir ist, als ob ich längst gestorben bin (!) — und ziehe (!) selig mit durch ewge Räume. Das bringt man doch beim Singen kaum über die Lippen. — Natürlich kann ein Vergleich auch als wirklich hingestellt werden, z. B. wir hörten ein Geräusch, wie wenn in regelmäßigen Zwischenräumen ein großer Wassertropfen auf ein Bret fällt, d. h. wie man es zu hören pflegt, wenn ein Wassertropfen fällt. Solche Sätze verlangen selbstverständlich den Indikativ.



Würde

Wieviel zu der herrschenden Unsicherheit im Gebrauche der Modi die beliebte Unsitte beiträgt, die Hilfszeitwörter wegzulassen, ist schon bemerkt worden (vgl. S. 169). Nicht nur die Schule sollte aufs strengste darauf halten, sondern auch jeder Einzelne sollte sich selbst beim Schreiben so weit in Zucht nehmen, daß gerade da, wo ein Zweifel über den Modus entstehen kann, das bequeme Auskunftsmittel verschmäht würde, das Hilfszeitwort zu unterdrücken, der Gedanke stets reinlich und bestimmt zu Ende gedacht würde.

Für den Konjunktiv des Imperfekts und seinen richtigen Gebrauch ist insbesondre noch der Umstand verhängnisvoll geworden, daß man ihn in gewissen Fällen durch würde mit dem Infinitiv umschreiben kann (ich würde bringen statt: ich brächte). Diese Möglichkeit hat nicht nur dazu geführt, daß sich von gewissen Zeitwörtern viele kaum noch einen wirklichen Konjunktiv des Imperfekts zu bilden getrauen, daß sie sich überall da, wo sie zweifeln (vgl. S. 75), mit dem kläglichen würde behelfen, anstatt sich die Kenntnis der richtigen Form zu verschaffen, sondern sie richtet neuerdings auch eine ganz bedenkliche Verwirrung im Satzbau an. Die Umschreibung der Konjunktivbildung durch würde ist nämlich in gutem Schriftdeutsch aufs strengste beschränkt auf die Hauptsätze und gewisse Nebensätze; schlechterdings ausgenommen davon sind alle Bedingungs-, Vergleichungs- und Wunschsätze. Bei diesen drei Satzarten hilft alles nichts, da muß man Farbe bekennen, da muß man eben den Konjunktiv bilden können, da muß man wissen, ob es stünde oder stände, kennte oder kännte heißt.

Da verbreitet sich nun neuerdings aus der niedrigen Umgangssprache Süddeutschlands und namentlich Österreichs immer mehr die Unsitte, auch in Bedingungs-, Vergleichungs- und Wunschsätzen den Konjunktiv durch würde zu umschreiben. Man schreibt:

von großer Bedeutung wäre es, wenn sich der Leserkreis des Blattes vermehren würde (vermehrte!) — weniger Sauberkeit und Regelmäßigkeit wäre dichterisch wertvoller, wenn sich eine starke Natur eine glühende Leidenschaft, ein hoher Sinn offenbaren würden (offenbarten!) — der Stil seiner Abhandlung wird oft so hoch, als wenn er über Goethe schreiben würde (schriebe!) — hat die Kochstunde geschlagen, so muß das Feuer flackern, als ob es auf Kommando gehen würde (ginge!) — wenn man diese Arbeit eines Spezialisten auf therapeutischem Gebiete durchstudirt, so bekommt man den Eindruck, als wenn man das Urteil eines Richters lesen würde (läse!), der in eigner Sache entscheidet — wenn nur wenigstens künstlerische Form ihre Darstellung adeln würde (adelte!) — der Ernst des militärischen Lebens läßt es sich ab und zu gefallen, daß das Blümlein Humor an ihm emporwuchert, ohne daß sich dadurch das feste Gefüge der Disziplin lockern würde (lockerte!)

Ein wahres Wunder, daß wir den Kehrreim bei Mirza Schaffy und Rubinstein: ach, wenn es doch immer so bliebe! nicht längst verschönert haben zu: ach, wenn es doch immer so bleiben würde! ein wahres Wunder, daß wir das alte Volkslied: wenn ich ein Vöglein wär und auch zwei Flüglein hätt! noch nicht umgestaltet haben zu: wenn ich ein Veeglein sain wirde und auch zwei Flieglein hoben wirde!

Absichtssätze und abhängige Fragesätze

Auch Sätze, die einen Zweck oder eine Absicht bezeichnen, die das Objekt eines Begriffs wie hoffen, fürchten, wollen, wünschen, verlangen, erlauben, verbieten, verdienen angeben, werden ebenso wie abhängige Fragesätze nur dann, wenn der Hauptsatz in der Vergangenheit steht, jetzt noch regelmäßig in den Konjunktiv gesetzt. Nach einem Hauptsatz in der Gegenwart hat sich der Indikativ leider

auch das Gebiet dieser Nebensätze mehr und mehr erobert. Man sagt und schreibt fast allgemein: ich sage dir das, damit du es weißt und dich darnach richten kannst — der Vater hofft, daß du ihm keine Schande machen wirst — § 10 verlangt, daß man von einem Wohnungswechsel sofort Anzeige macht — es wäre interessant zu wissen, was Goethe mit dieser Bezeichnung gemeint hat. Der Konjunktiv würde jetzt in allen diesen Sätzen, in schlichter Prosa wenigstens, beinahe einen Beigeschmack von Ziererei haben. Abhängige Fragesätze insbesondre werden nur dann noch in den Konjunktiv gesetzt, wenn wirklich ein Begriff wie fragen, wissen wollen, zweifeln, streiten vorausgeht: die Frage, ob der Angeklagte den beleidigenden Sinn eines Schimpfwortes erkannt habe, wird meist leicht zu bejahen sein — man sollte sich fragen, ob man nicht selbst die Mißstände zum Teil verschuldet habe, die man beklagt — nicht darum handelt sichs in der Politik, ob eine Bewegung revolutionär sei, sondern ob sie eine innere Berechtigung habe. Zu schreiben, wie es der und jener im Übereifer thut: wie weit das Gebiet sei, das K. bearbeitet, zeigen seine Bücher — ältere Zuhörer, die mehr oder weniger schon wissen, wovon die Rede sei — sehen wir, wie auf dem Gebiete der neuern Kunstgeschichte auf den Universitäten gearbeitet werde — macht entschieden den Eindruck der Ziererei.

Der Infinitiv. Zu und um zu

Auch beim Infinitiv werden jetzt mannichfache Fehler gemacht. Vor allem reißt immer größere Verwirrung in dem Gebrauche von zu und um zu ein, und zwar so, daß sich um zu immer häufiger an Stellen drängt, wo nur zu hingehört. Der Infinitiv mit um zu darf nirgends anders stehen, als wo eine Absicht ausgedrückt werden soll, z. B.: er trank ein Glas Wein, um sich zu erwärmen. Zu mit dem Infinitiv dagegen dient zur Begriffsergänzung

von vorausgehenden Hauptwörtern, wie Art und Weise, Mittel, Macht, Gelegenheit, Lust, Versuch, und den sinnverwandten Zeitwörtern, also auch imstande sein, genug sein, genügen, hinreichen u. a. Bei einer solchen Begriffsergänzung kann nie von einer Absicht die Rede sein. Dennoch werden gedankenloserweise namentlich Mittel, Gelegenheit, genug sein u. a. jetzt immer häufiger mit um zu verbunden. Man schreibt: Es wurde eine günstige Gelegenheit benutzt, um sich einen Weg durch die Feinde zu bahnen — hierin sehen wir das beste Mittel, um einem Mißbrauch der Staatssteuer vorzubeugen — es ist kein Versuch gemacht worden, um ihn für dieses Mißgeschick zu entschädigen — als er endlich Kraft und Lust fühlte, um sich an monumentalen Aufgaben zu versuchen — Rußland ist stark genug, um einen Teil seiner Juden zu verjagen — das Kind war entwickelt genug, um das volle Maß seiner Qualen zu empfinden — diese Meinungsverschiedenheiten sind nicht wichtig genug, um den Leser damit zu behelligen — es kommt drauf an, daß man selber Geist genug hat, um den Geist des Dichters zu verstehen — er hatte das nötige Geld, um durch Reisen seinen Wissensdurst zu befriedigen u. s. w. In allen diesen Beispielen ist das um durchaus sinnwidrig und falsch.

Ein ebenso garstiger Fehler aber ist es, auf das Adverbium so einen Infinitiv mit um zu folgen zu lassen, z. B. die Verhältnisse haben sich so weit geordnet, um der Nation eine andre Haltung zu ermöglichen — Aristoteles sagt, daß eine Stadt so gebaut sein müsse, um die Menschen zugleich sicher und glücklich zu machen — behauptet jemand, daß der Zucker so belastet sei, um weitere Lasten nicht zu ertragen — die Anschauung, daß nur der Philolog in den Sinn eines Litteraturwerkes so vollkommen eindringe, um ihm die gebührende Stelle in der Litteratur eines Volkes anzuweisen u. s. w. An so kann sich schlechterdings nur ein Folgesatz mit

daß anschließen: die Verhältnisse haben sich so weit geändert, daß sie der Nation eine andre Haltung ermöglichen. In einigen der angeführten Beispiele mag wohl das Bestreben, nicht zwei Sätze hintereinander mit daß anzufangen, zu dem Fehler verleitet haben; dem läßt sich aber doch viel besser dadurch aus dem Wege gehen, daß man den ersten Satz, den Inhaltsatz, ohne daß bildet, wie es die lebendige Sprache ohnehin meist thut: behauptet jemand, der Zucker sei so belastet, daß u. s. w.

Oft wird die Regel gegeben, daß eine Absicht nur dann durch den Infinitiv mit um zu an den Hauptsatz angeschlossen werden dürfe, wenn das Subjekt, das zu dem Infinitiv hinzuzudenken ist, dasselbe sei wie im Hauptsatz. Diese Regel würde aber dem Gebrauche des Infinitivs mit um zu doch gar zu enge Fesseln anlegen. Richtig ist nur so viel, daß man bei dieser Konstruktion vorsichtig sein muß, weil es allerdings am nächsten liegt, das Subjekt des Hauptsatzes zum Infinitiv wieder hinzuzudenken und weil dann oft ein unbeabsichtigter komischer Sinn entstehen kann. Aber es ist gar nichts einzuwenden gegen Sätze wie: die Kurfürstin ließ den Hofprediger rufen, um sie mit den Tröstungen der Religion zu erquicken — der achteckige Aufbau soll wegfallen, um Turm und Schiff in größern Einklang zu bringen.

Vorsichtig muß man auch mit einer andern Anwendung des Infinitivs mit um zu sein, die manche sehr lieben, nämlich der, eine Schicksalsbestimmung, ein Verhängnis in die Form einer Absicht zu kleiden, z. B.: der Herzog kehrte nach F. zurück, um es nie wieder zu verlassen. Der Sinn ist: es war ihm vom Schicksal bestimmt, es nie wieder zu verlassen, während seine Absicht vielleicht war, es noch recht oft wieder zu verlassen; man könnte diesen Gebrauch das ironische um zu nennen. Aber auch dabei entsteht sehr oft ein lächerlicher Sinn, z. B. er schloß sich der Emin-Pascha-Expedition an, um ein trauriges Ende dabei zu finden — täglich wird

eine Masse von Konzert- und Theaterberichten geschrieben, um schnell wieder vergessen zu werden — vor etwa dreißig Jahren sind die Niersteiner Quellen versiegt, um erst neuerdings wieder hervorzubrechen. Die klugen Quellen die! möchte man da sagen.

Das Partizipium. Die stattgefundne Versammlung

Partizipia hat unsre Sprache nur zwei: ein aktives in der Gegenwart (ein beißender Hund, d. i. ein Hund, der beißt), und ein passives in der Vergangenheit (ein gebissener Hund, d. i. ein Hund, der gebissen worden ist). Für die Gegenwart fehlt es an einem passiven, für die Vergangenheit an einem aktiven Partizipium; weder ein Hund, der gebissen wird, noch ein Hund, der gebissen hat, kann durch ein Partizip ausgedrückt werden.*) Nur wirkliche Passiva von transitiven Zeitwörtern und im Aktivum solche Intransitiva, die sich zur Bildung der Vergangenheit des Hilfszeitwortes sein bedienen, können ein Partizipium der Vergangenheit bilden.

Die Volkssprache hat sich nun freilich immer über diesen Mangel hinwegzuhelfen gesucht, indem sie frischweg das Partizipium der Gegenwart auch im passiven, das der Vergangenheit auch im aktiven Sinne verwandte. So sagte man im vorigen und noch im Anfange dieses Jahrhunderts ganz gewöhnlich: zu einer vorhabenden Reise, zu seinem vorhabenden neuen Bau, sein vor dem Thore besitzendes Haus, laut der in Händen habenden Urkunde, die Briefe des sich von meiner unterhabenden Kompanie selbst entleibten (!) Unter-

*) Nur bei einzelnen Verben bedeutet das passive Partizipium die Gegenwart, z. B. das von mir bewohnte Haus (d. i. das Haus, das von mir bewohnt wird). Eine Anzeige also, wie folgende: die von dem verstorbenen Rentier Sch. bewohnte Wohnung ist zu Ostern anderweit zu vermieten — kann einem ganz gruselig machen; hier muß es natürlich heißen: die bewohnt gewesene.

offiziers u. s. w. Aber diesen Fehler hat doch der Unterricht nach und nach beseitigt. Es kommt sehr selten vor, daß man in einer Zeitung noch heute einen Satz liest, wie: er hatte nichts eiligeres zu thun, als ihm eine in der Hand haltende Flasche an den Kopf zu werfen. Umso mehr hat der andre Fehler in neuerer Zeit um sich gegriffen.

Auch er ist freilich alt, und einzelne Beispiele davon sind so in der Sprache eingebürgert, daß sie gar nicht mehr als falsch empfunden werden; man braucht nur an Verbindungen zu denken, wie: ein geschworner Bote, ein abgesagter Feind, ein gedienter Soldat, ein gelernter Kellner, ein studirter Mann, ein erfahrner Arzt, ein verdienter Schulmann, ein verschwiegner Beamter. Alle diese Partizipien haben aktive Bedeutung, auch der abgesagte Feind, der natürlich ein Feind ist, der einer Person oder Sache abgesagt, ihr gleichsam die Absage geschickt hat; aber diese Partizipien werden eben kaum noch als Partizipien gefühlt, man fühlt und behandelt sie wie Adjektiva. Ganz unerträglich sind dagegen: die den Fürstensohn befallne Krankheit, das den Lokomotivenführer betroffne Unglück, die zwischen den Parteien gewaltete Uneinigkeit, eine im vorigen Jahrhundert obgeschwebte Rechtssache u. s. w. Ebenso unerträglich aber sind die stattgehabte und die stattgefundne Versammlung. Vor dreißig oder vierzig Jahren schämte man sich noch, wenn einem so etwas in die Feder laufen wollte; jetzt schreibt es jeder mit der größten Dreistigkeit hin, als ob es gar nichts schöneres gäbe. Je massenhafter die beiden Zeitwörter statthaben und stattfinden — namentlich das zweite — ohnehin in unsrer Amts- und Zeitungssprache gebraucht werden, je lebendiger man sie also als Zeitwörter und zwar als aktive, mit einem Objekt verbundne Zeitwörter (Statt finden, d. h. Platz finden) fühlt, desto greulicher sind für jeden Menschen, der sich noch etwas Sprachgefühl bewahrt hat, diese fortwährenden stattgefundnen Versammlungen, Beratungen, Verhand-

lungen, Abstimmungen, Wahlen, Prüfungen, Untersuchungen, Audienzen, Feuersbrünste u. s. w.*)

Sie sind aber doch so kurz und bequem, soll man denn immer Nebensätze bilden? Nein, das soll man nicht; aber man soll ein klein wenig nachdenken, sich in dem Reichtum unsrer Sprache umsehen und schreiben: die veranstaltete Feier, die abgehaltne Versammlung, die vorgenommene Abstimmung, die angestellte Untersuchung, die bewilligte Audienz, die ausgebrochne Feuersbrunst u. s. w., oder man soll, was in tausend und abertausend Fällen das gescheiteste ist, das müssige Partizipium ganz weglassen. Die stattgefundne Untersuchung ergab — ja kann denn auch eine Untersuchung, die nicht stattgefunden hat, etwas ergeben? ist es nicht genug, zu schreiben: die Untersuchung ergab? In R. ereignete sich kürzlich bei einer stattgehabten Feuersbrunst das Unglück — ja kann sich denn auch ein Unglück ereignen bei einer Feuersbrunst, die nicht stattgehabt hat? ist das stattgehabt nicht ein ganz gedankenloser, überflüssiger Zusatz? Über den stattgefundnen Wechsel im Ministerium sind unsre Leser bereits unterrichtet — können denn die Leser auch unterrichtet sein über einen Wechsel, der nicht stattgefunden hat?

Nicht viel besser als stattgefunden sind gestanden und bestanden in Verbindung mit Substantiven: der bei diesem Meister in Arbeit gestandne Geselle — der seit langer Zeit hier bestandne Saatmarkt. Freilich sagt man in Süddeutschland: er ist gestanden; aber so wenig dies in die gute Schriftsprache gehört, so wenig auch der in Arbeit gestandne Geselle. Daß das ehemals bestandne Verhältnis und das früher bestandne Hinder-

---

*) Wundern muß man sich, daß man verhältnismäßig selten von stattzufindenden Versammlungen liest, die doch genau so richtig wären wie die stattgefundnen. Gegen diese sträubt sich aber doch auch ein stumpfes Sprachgefühl. Nur in Bibliotheksbekanntmachungen liest man gelegentlich von demnächst stattzufindenden Revisionen.

nis falsch sind, ist zweifellos, denn eine Sache hat bestanden, aber sie ist es nicht. Fast unglaublich klingt es, daß es jetzt Schulräte giebt, die nicht bloß von bestandnen Prüfungen, sondern auch von bestandnen Kandidaten reden! Da darf man sich freilich nicht mehr über die Zeitungsschreiber und die untern Beamten wundern.*)

Das sich ereignete Unglück

Aus dem bisherigen ergiebt sich schon von selbst, warum man auch nicht sagen darf: das sich gebildete Blatt. Alle reflexiven Zeitwörter brauchen in der Vergangenheit das Hilfszeitwort haben, können also kein Partizipium der Vergangenheit bilden. Falsch sind daher alle Verbindungen wie: der sich ereignete Jagdunfall, die sich bewährte Geistesbildung, der von hier sich entfernte Korrektor, der kürzlich hier sich niedergelassene Münchner Bildhauer, die am 9. August sich angefangne Woche, das sich irrtümlich eingeschlichne Wort, das ehemals so weit sich ausgebreitete Lehrsystem, ein in der Mauerritze sich eingenisteter Brombeerstrauch. Ein Partizipium wäre hier nur möglich, wenn man sagen wollte: der sich eingenistet habende Brombeerstrauch, eine Verbindung, die natürlich aus dem Regen in die Traufe führte. Es bleibt in solchen Fällen nichts weiter übrig, als einen Relativsatz zu bilden: ein Brombeerstrauch, der sich in der Mauerritze eingenistet hatte.

*) Vor einiger Zeit hatte ich an mehrere hundert Personen eine Zuschrift abzufassen, auf die ebenso viel hundert teils ablehnende, teils zustimmende Antworten eingingen. Ich beauftragte einen Schreiber mit der Durchsicht und Ordnung der eingelaufnen Antworten. Als er fertig war, legte er mir zwei Mappen vor, und auf der einen stand: abgelehnte Schreiben, auf der andern: angenommene Schreiben. Ich fragte ihn, was das heißen sollte? Nun, das hier, sagte er, sind die Schreiben, die angenommen haben, und das hier die, die abgelehnt haben. Thatsache!

Partizipium statt eines Hauptsatzes

Wie es oft geschieht, daß ein Gedanke, der eigentlich durch einen Hauptsatz ausgedrückt werden müßte, unlogischerweise in einen Relativsatz gebracht wird (vergl. S. 162), so packt man bisweilen auch einen Hauptgedanken in ein Partizipium und schreibt: die neue Auflage hat zugleich die von dem Verfasser getreulich benutzte Gelegenheit gegeben, manches nachzutragen. In dem Augenblicke, wo sich dem Verfasser die Gelegenheit bot, manches nachzutragen, war sie doch noch keine benutzte Gelegenheit, sondern das wurde sie erst hinterher. Es muß also heißen: die neue Auflage hat zugleich Gelegenheit gegeben, manches nachzutragen, und diese hat denn auch der Verfasser getreulich benutzt.

Schlimmer freilich ist es noch, wenn, wie es in Zeitungsberichten jetzt hundertfach geschieht, ein unflektirtes Partizipium statt eines Hauptsatzes gesetzt wird: im Jahre 1850 in den Generalstab zurücktretend (getreten!), wurde B. 1858 zum persönlichen Adjutanten des Prinzen Friedrich Karl ernannt. Bei der Reorganisation im Jahre 1860 mit dem Befehl über das 41. Regiment betraut, vertauschte er 1863 diesen Wirkungskreis mit dem des Chefs u. s. w. Während sich in dem Beispiel von der benutzten Gelegenheit das Partizip durch eine Art von Schnelldenkerei erklärt — der Verfasser hat es gleichsam nicht erwarten können, das zu sagen, was er sagen wollte —, handelt sichs hier nur um einen äußerst plumpen Versuch, Abwechslung in den Satzbau zu bringen. Die beiden Partizipien zurücktretend und betraut enthalten schlechterdings keinen Nebengedanken, sondern stehen völlig auf einer Stufe mit ernannt werden und vertauschen.

Das unflektirte Partizipium

Größer als bei dem mit um zu angeschlossenen Infinitiv ist bei einem unflektirten Partizip die Gefahr

eines Mißverständnisses, wenn das Partizip an ein andres Wort im Satze als an das Subjekt angelehnt wird; das nächstliegende wird es auch hier immer sein, es auf das Subjekt des Hauptsatzes zu beziehen. Entschieden schlecht, wenn auch noch so beliebt, sind Verbindungen, wie folgende: kaum heimgekehrt, wandte sich die engherzigste Philisterei gegen ihn — im Begriff (nämlich seiend), mit Dampf das Weite zu suchen, ward man ihrer auf dem Bahnhofe habhaft — verzweiflungsvoll umherblickend, schlotterten dem Angeredeten die Kniee.*) Besonders beliebt ist es jetzt, das Partizip anschließend in dieser Weise zu verbinden, so daß man immer eine Zeit lang im Satze suchen muß, worauf es sich eigentlich beziehen soll, z. B. schon in Ingolstadt hatte er sich, anschließend an seine astronomischen Arbeiten, optischen Studien gewidmet. Das anschließend soll hier auf Studien gehen: er schloß die optischen Studien an seine astronomischen Arbeiten an. Ebenso schlimm: anschließend an diese allgemeine Einführung dürfte es zweckmäßig sein, einmal das Gebiet der Einzelheiten zu übersehen. Noch schlimmer ist es, wie es auch oft geschieht, vor den Hauptsatz ein absolutes Partizip zu schieben, für das man sich überhaupt vergebens nach einem Begriff im Hauptsatze umsieht, auf den es bezogen werden könnte, z. B.: wiederholt lächelnd und lebhaft grüßend fuhr das Kriegsschiff vorüber. Die beiden Partizipia sollen sich auf den Kaiser beziehen! Aber es braucht gar kein so lächerlicher Sinn zu entstehen wie hier, auch so beliebte Partizipia wie: dies vorausgesetzt, dies vorausgeschickt, dies zugegeben u. ähnl., sind dem Geiste unsrer Sprache durchaus zuwider. Ja man kann noch weiter gehen und sagen:

---

*) Der Verfasser dieses Satzes könnte sich allerdings auch die Kniee umherblickend gedacht haben. Bei unsern Romanschreibern ist alles möglich. Erzählt doch ein andrer, daß eine junge Dame einen ihr erwiesenen Ritterdienst „mit einem lächelnden Schlage ihrer kleinen Hand“ belohnt habe.

das unflektirte Partizip überhaupt, wenigstens das der Gegenwart (dies bemerkend), wird für unsre Sprache immer etwas fremdartiges behalten. In kleinen Nebensätzen (als oder während ich dies bemerkte) behält der Ausdruck Fluß und Geschmeidigkeit, während er in solchen Partizipien immer wie halb erstarrt erscheint.

Das Attribut

Unter den mannichfachen Erweiterungen, die ein Satzglied erfahren kann, stehen obenan das Attribut und die Apposition.

Ein Attribut kann zu einem Hauptwort in vierfacher Gestalt treten: als Adjektivum (ein schöner Tod), als abhängiger Genetiv (der Tod des Kriegers), in Form einer adverbiellen Bestimmung (der Tod fürs Vaterland), endlich auch als Bestimmungswort einer Zusammensetzung (der Heldentod). Welche von diesen vier Arten zu wählen ist, kommt natürlich auf den Sinn an; manchmal kann man zwei mit einander vertauschen, aber durchaus nicht immer. Auf wenigen Gebieten unsrer Sprache herrscht aber jetzt eine so grauenvolle Verwirrung wie auf dem der Attributbildung; hier quirlt jetzt thatsächlich alles durch einander.

Fachbildung oder fachliche Bildung?

Da hat zunächst in geradezu beängstigender Weise in neuerer Zeit der Unsinn zugenommen, statt des Bestimmungswortes einer Zusammensetzung ein Adjektivum zu setzen, also z. B. statt Fachbildung zu sagen: fachliche Bildung. Der Unsinn hat in kurzer Zeit so riesige Fortschritte gemacht, wie sie sich wieder nur daraus erklären lassen, daß diese Ausdrucksweise jetzt für eine besondre Schönheit und Feinheit gehalten wird. Früher sprach man von Staatsvermögen, Gesellschaftsordnung, Rechtsverhältnis, Kriegsereignissen, Junkerregiment, Handwerkstraditionen, Geschäfts-

verkehr, Sonntagsarbeit, Gewerbeschulen, Bergbauinteressen, Fachausdrücken, Berufsbildung, Amtspflichten, Schöpferkraft, Gedankeninhalt, Sprachfehlern, Lautgesetzen, Textbeilagen, Klangwirkungen, Gesangsvorträgen, Frauenchören, Turnübungen, Studentenaufführungen, Farbenstimmung, Figurenschmuck, Winterlandschaft, Abendbeleuchtung, Nachtgespenstern, Regentagen, Landaufenthalt, Gartenanlagen, Nachbargrundstücken, Elternhaus u. s. w. Jetzt redet man nur noch von staatlichem Vermögen, gesellschaftlicher Ordnung, rechtlichem Verhältnis, kriegerischen Ereignissen, junkerlichem Regiment, handwerklichen Traditionen, geschäftlichem Verkehr, sonntäglicher Arbeit, gewerblichen Schulen, bergbaulichen Interessen, fachlichen Ausdrücken, beruflicher Bildung, amtlichen Pflichten, schöpferischer Kraft, gedanklichem Inhalt, sprachlichen Fehlern, lautlichen Gesetzen, textlichen Beilagen, klanglichen Wirkungen, gesanglichen Vorträgen, weiblichen (!) Chören, turnerischen Übungen, studentischen Aufführungen, farblicher Stimmung, figürlichem Schmuck, winterlicher Landschaft, abendlicher Beleuchtung, nächtlichen Gespenstern, regnerischen Tagen, ländlichem Aufenthalt, gärtnerischen Anlagen, nachbarlichen Grundstücken, elterlichem Hause u. s. w. Aber auch da, wo man früher den Genetiv eines Hauptwortes oder eine Präposition mit einem Hauptwort oder — ein ganz einfaches Wort gesetzt hätte, drängen sich jetzt überall diese sinnlosen Adjektiva ein; man redet von kronprinzlichen Kindern, behördlicher Genehmigung, erziehlichen Aufgaben, gedanklicher Großartigkeit, gegnerischen Vorschlägen, zeichnerischen Mitteln, einer buchhändlerischen Verkehrsordnung, stecherischer Technik, neusprachlichem (lichem!) Unterricht, gemischtchörigen Quartetten, stimmlicher Begabung, textlichem Inhalt, baulicher Umgestaltung, seelsorgerischer Thätigkeit, wo man früher Kinder

des Kronprinzen, Genehmigung der Behörden, Aufgaben der Erziehung, Großartigkeit der Gedanken, Vorschläge des Gegners, Mittel der Zeichnung, Verkehrsordnung des Buchhandels, Technik des Stechers, Unterricht in den neuern Sprachen, Quartetten für gemischten Chor, Stimme, Text, Umbau, Seelsorge sagte. Ein Choralbuch wurde früher zum Hausgebrauch herausgegeben, jetzt zum häuslichen Gebrauch; eine Bildersammlung hatte früher Wert für die Kostümkunde oder Kunstwert oder Altertumswert, jetzt kostümlichen (!), künstlerischen oder altertümlichen (!) Wert. Die Sprachwissenschaft sprach früher von dem Lautleben der Sprache und vom Lautwandel, jetzt nur noch von dem lautlichen Leben und dem lautlichen (!) Wandel; die Ärzte sprachen sonst von Herztönen des Kindes und von Gewebsveränderungen, unsre heutigen medizinischen Journalisten schwatzen von kindlichen (!) Herztönen*) und geweblichen (!) Veränderungen. Auch Fremdwörter werden mit in die alberne Modeströmung hineingezogen; schon heißt es nicht mehr: Stilübungen, Religionsfreiheit, Kulturfortschritt, Maschinenbetrieb, Kolonieleitung, Theaterfragen, Solo-, Chor- und Orchesterkräfte, sondern: stilistische Übungen, religiöse Freiheit, kultureller Fortschritt (scheußlich!), maschineller Betrieb (scheußlich!), koloniale Leitung, solistische, choristische und orchestrale Kräfte. Auch von Alpenflora wird nicht mehr gesprochen, sondern nur noch von alpiner (!) Flora. Wie lange wirds dauern, so reden wir auch von den freiheitlichen Kriegen, statt von den Freiheitskriegen, und erzählen wir von dem abendlichen Brote, das wir in sommerlichen Hosen in einer alpinen Hütte genossen haben!

---

*) Es handelt sich um Beobachtungen an dem noch ungebornen Kinde!

Was soll die Neuerung? Soll sie der Kürze dienen? Einige der angeführten Beispiele scheinen dafür zu sprechen. Aber die Mehrzahl spricht doch dagegen; eher könnte man meinen, sie solle den Ausdruck verbreitern, ein Bestreben, das sich ja auch in vielen andern Spracherscheinungen jetzt verrät. Man fragt vergebens nach einem vernünftigen Grunde, durch den sich diese plötzlich erwachte Vorliebe für alle möglichen und unmöglichen Adjektivbildungen erklären ließe; es ist nichts als eine dumme Mode. Wenn so etwas einmal in der Luft liegt, so steckt es heute hier, morgen da an; ob das neugeschaffne nötig, richtig, schön sei, darnach fragt niemand, wenns nur neu ist! Um der Neuheit willen schlägt man sogar gelegentlich den entgegengesetzten Weg ein. Hätte man bisher Silberhochzeit gesagt, so kann man zehn gegen eins wetten, daß sich über kurz oder lang Narren finden würden, die von nun an silberne Hochzeit sagten; da es aber bis jetzt silberne Hochzeit geheißen hat, so finden sich natürlich nun Narren, die gerade deshalb jetzt von Silberhochzeit schwatzen. In einer kürzlich erschienenen Lebensbeschreibung Bismarcks ist gleich das erste Kapitel überschrieben: unter dem Zeichen des Eisenkreuzes. Also aus dem geschichtlichen eisernen Kreuze, das doch für jeden heilig und unantastbar sein sollte, wird ein Eisenkreuz gemacht — aus bloßer Neuerungssucht!

Die Adjektiva auf lich bedeuten eine Ähnlichkeit; lich ist ursprünglich dasselbe wie Leiche, es bedeutet den Leib, die Gestalt. Königlich ist, was die Gestalt, die Art oder das Wesen eines Königs hat. Will man das mit den kronprinzlichen Kindern sagen? Gewiß nicht. Man meint doch die Kinder des Kronprinzen, und nicht bloß kronprinzenartige Kinder. Was kann eine Arbeit sonntägliches haben? ein Unterricht fachliches? eine Wirkung farbliches? ein Haus elterliches? ein Herzton kindliches? eine Frage theatralisches? Gemeint ist doch wirklich die Arbeit am Sonntage, der Unterricht in einem Fache,

die Wirkung der Farben, das Haus der Eltern u. s. w.*) Adjektiva auf isch werden vielfach von Wörtern gebildet, die einen schlimmen Sinn haben; man denke an sklavisch, bübisch, diebisch, buhlerisch, gleisnerisch, verführerisch, verbrecherisch. Es mag das Zufall sein, aber man unterscheidet auch weibisch von weiblich, kindisch von kindlich, herrisch von herrlich, launisch von launig, abgöttisch von göttlich, und immer liegt der schlimme Sinn in der Bildung auf isch. Hat man alles Gefühl hierfür verloren, daß man gärtnerisch, zeichnerisch, stecherisch bildet? Und denkt man gar nicht daran, daß studentische Aufführung auch noch etwas andres bedeuten kann als eine von Studenten veranstaltete Theateraufführung, nämlich studentisches Betragen, und zwar im schlimmen Sinne? Und umgekehrt: fühlt man gar nicht, daß bei der silbernen und der goldnen Hochzeit das silbern und golden nur ein schönes Gleichnis ist, wie beim silbernen und goldnen Zeitalter? und daß dieses Gleichnis durch Silberhochzeit sofort zerstört und die Vorstellung in plumper Weise auf das Silber gelenkt wird, das das Jubelpaar in Gestalt von Bechern, Tafelaufsätzen u. dgl. als Geschenk erwartet? Oder wollen wir in Zukunft auch vom Goldzeitalter reden? Und endlich: hat man denn gar kein Ohr für den häßlichen Klang vieler dieser neugeschaffnen Adjektiva (fachlich, beruflich, farblich, klanglich, stimmlich, prinzlich, erziehlich)?

Hie und da glaubt man wohl einen Grund für die Neubildung zu entdecken. Der Chordirektor, der zuerst von einem Terzett für weibliche Stimmen, anstatt von einem Terzett für Frauenstimmen gesprochen hat, hatte sich wahrscheinlich überlegt, daß

---

*) Daher gehört auch die Behandlung dieses Fehlers nicht, wie man auf den ersten Blick meinen könnte, in die Wortbildungslehre, sondern sie gehört wirklich in die Satzlehre. Der Fehler liegt nicht in der Adjektivbildung als solcher — an sich sind die Adjektiva ja richtig gebildet —, sondern in der unlogischen Anwendung.

unter den Sängerinnen auch junge Mädchen sein könnten. Und der Ratsgärtner, der seiner Behörde zuerst einen Plan zu gärtnerischen Anlagen am Theater vorlegte, hatte sich wohl gesagt, daß ein eigentlicher Garten, d. h. eine von einem Zaun oder Geländer umschlossene Anpflanzung nicht geschaffen werden solle. Aber bedeutet denn Frau, wo sichs um die bloße Gegenüberstellung der Geschlechter handelt, nicht auch das Mädchen mit? Kann sich wirklich ein junges Mädchen beleidigt fühlen, wenn es eingeladen wird, einen Frauenchor mitzusingen?*) Und können denn nicht Gartenanlagen auch Anlagen sein, wie sie in einem Garten sind? müssen sie immer in einem Garten sein? Gärtnerische Anlagen möchte man einem Jungen wünschen, der Lust hätte, Gärtner zu werden, wiewohl es auch dann noch besser wäre, wenn er Anlagen zum Gärtner hätte. Nun vollends von gärtnerischen Arbeiten zu reden statt von Gartenarbeiten ist doch die reine Narrheit.

Erstaufführung

Ein Gegenstück zu dem fachlichen Unterricht bilden manche schöne neumodische Zusammensetzungen, mit denen man sich jetzt spreizt, wie: Fremdsprache, Fremdkörper, Falschstück (ein gefälschter Kassenschein!), Neuauflage oder Neuerscheinung, Erstaufführung, Jüngstvergangenheit und Einzelpersönlichkeit, Höchstmaß, Höchstpreis, Höchstgehalt und Höchstbezug, Mindestmaß, Mindestpreis, Mindest-

*) Zu welcher Geschmacklosigkeit sich manche Leute verirren vor lauter Angst, mißverstanden zu werden, dafür noch ein Beispiel. Ein Zeichenlehrer wollte einen Unterrichtskursus für Damen ankündigen. Aber das Wort Damen wollte er als Fremdwort nicht gebrauchen, Frauen auch nicht, denn dann wären am Ende die Mädchen ausgeblieben, auf die ers ganz besonders abgesehen hatte, Frauen und Mädchen aber auch nicht, denn dann wären vielleicht Schulmädchen mitgekommen, die er nicht haben wollte. Was kündigte er also an? Zeichenunterricht für erwachsene Personen weiblichen Geschlechts!

gehalt und Mindestbezug. Hier leimt man also einen Adjektivstamm vor das Hauptwort, statt zu sagen, wie einem der Schnabel gewachsen ist: fremder Körper, neue Auflage, erste Aufführung, höchstes Maß u. s. w.

Worin liegt das abgeschmackte solcher Zusammensetzungen? giebt es nicht längst, ja zum Teil schon seit sehr alter Zeit ähnliche Wörter, an denen kein Mensch Anstoß nimmt? Gewiß giebt es die, sogar in großer Masse. Man denke nur an: Fremdwort Edelstein, Schwerspath, Neumond, Weißwein, Süßwasser, Buntfeuer, Kurzwaaren, Hartgummi, Trockenplatte, Glatteis, Rotkehlchen, Grünschnabel, Freischule, Vollmacht, Halbbruder, Breitkopf, Rothschild, Warmbrunn und viele andre. Was ist aber das eigentümliche dieser Zusammensetzungen? Es sind Fachausdrücke oder Kunstausdrücke aus irgend einem Gebiete des geistigen Lebens, aus dem Handel, aus irgend einem Gewerbe, einer Kunst, einer Wissenschaft, aus der Rechtspflege, der Verwaltung u. s. w., oder es sind — Namen.*) Nun stecken aber dem Deutschen zwei Narrheiten tief im Blute: erstens sich womöglich immer auf irgend ein Fach hinauszuspielen, mit Fachausdrücken um sich zu werfen, jeden Quark anscheinend zum Fachausdruck zu stempeln; zweitens sich immer den Anschein zu geben, als ob er die Fachausdrücke aller Fächer und folglich auch die Fächer selbst verstünde.**) Wenn es

---

*) Auch sie hat es übrigens nicht immer gegeben. Noch im siebzehnten Jahrhundert erteilte, wer mit seinem halben Bruder im Streite lag, einem Anwalt volle Macht, den Prozeß zu führen, noch 1820 wurde auf der Leipziger Messe nur von kurzen Waren gesprochen.

**) Wie stolz ist der Student der Kunstgeschichte, wenn er zum erstenmale Cinquecento sagen kann, oder michelangelesk oder lionardesk! Ein angehender Leutnant wird nie anders sagen als ich gehe auf Kriegsschule oder ich komme von Kriegsschule; wenn er den Artikel dazusetzte, würde er sich ja ganz zivilistenhaft vorkommen. Sowie das aber sein guter Freund, der Handlungsdiener X., ein einzigesmal gehört hat, sagt er natürlich auch: mein Freund Z. geht nächstens auf Kriegsschule. Und doch setzt er sich weder auf Stuhl, noch klettert er auf Baum.

ein paar Buchhändlern beliebt, plötzlich von Neuauflagen zu reden, so denkt der junge Privatdozent: aha! Neuauflage — schöner neuer terminus des Buchhandels, will ich mir merken und bei nächster Gelegenheit anbringen. Der Professor der Augenheilkunde nennt vielleicht ein Eisensplitterchen, das einem ins Auge geflogen ist, einen Fremdkörper. Da läßt es nun der Eitelkeit des Geschichtsprofessors keine Ruhe, er muß doch zeigen, daß er das auch weiß, und so erzählt er denn bei der nächsten Gelegenheit: die Germanen waren ein Fremdkörper im römischen Reiche. Ei wie gelehrt das klingt! So bilden sich denn auch die gewerbsmäßigen Theaterschreiber ein, mit Erstaufführung den Begriff der ersten Aufführung aus der harmlosen Alltagssprache in die vornehme Region der Fachbegriffe gehoben zu haben. Natürlich näselt es der Ladenjüngling mit, denn er möchte doch auch gern so „fachlich" gebildet erscheinen, wie der Theaterschreiber.

Weimarlose und Neapelmotive

Noch überboten freilich an Geschmacklosigkeit werden Zusammensetzungen wie Erstaufführung durch die Roheit, mit der man jetzt Eigennamen (Ortsnamen ebenso wie Personennamen) vor ein Hauptwort leimt, anstatt eine Adjektivform aus den Namen zu bilden.

Die Herkunft einer Sache wurde sonst nie anders bezeichnet als durch ein von einem Städte- oder Ländernamen gebildetes Adjektiv oder durch den Genetiv der Mehrzahl des davon abgeleiteten Einwohnernamens oder durch eine Präposition mit dem Namen, z. B.: Sizilische Märchen, Bengalisches Feuer, Kölnisches Wasser, Berliner Weißbier, Emser Krähnchen, Dessauer Marsch, Motiv aus Capri u. s. w. Jetzt redet man aber von Japanwaren, Smyrnateppichen, Olympiametopen, Neapelmotiven und Weimarlosen! Wenn nun solche Zusammenleimungen auch zu ent-

schuldigen sein mögen bei Namen, von denen man sich keine rechte Adjektivform zu bilden getraut, wie Bordeauxwein, Jamaikarum, Havannazigarren, Angoraziege, Chesterkäse, Panamahut, Suezkanal, so wäre doch schon eine Bildung wie Maltakartoffeln leicht zu vermeiden, denn niemand spricht von einem Maltakreuz oder Maltarittern. Auch das Seltersser Wasser, wie man es noch richtig nannte, als es aufkam, hätte man getrost beibehalten können und nicht in Selterswasser (oder gar Selterwasser! es ist nach der nassauischen Stadt Selters genannt) umtaufen sollen. Aber ganz unerträglich sind doch die angeführten Neubildungen, denn das Adjektivum japanisch (oder meinetwegen japanesisch!) ist doch wohl allbekannt, jeder Archäolog oder Kunsthistoriker kennt auch das Adjektivum olympisch, und auch von Weimar wird man sich doch wohl noch ein Adjektivum zu bilden getrauen? Und warum nicht: Smyrnaer Teppiche? Sagt man doch: Geraer Kleiderstoffe. Warum nicht: Motive aus Neapel? Japanwaren, Neapelmotive, Weimarlose — wer verfällt nur auf so etwas! Man denke sich, daß jemand Braunschweiglose oder Italienwaren zum Kauf anbieten oder von Romruinen reden wollte! Die Italienreisenden haben wir freilich auch, wie die Schweizreisenden und die Afrikareisenden. Schön sind die auch nicht, aber man läßt sie sich immer noch eher gefallen; der Ortsname bezeichnet da nicht (subjektiv) den Ursprung, die Herkunft, sondern (objektiv) das Land, auf das sich die Thätigkeit des Reisenden bezieht. Im allgemeinen aber kann doch das Bestimmungswort eines zusammengesetzten Wortes immer nur ein Appellativum, kein Eigenname sein. Man kann von Eisenwaren, Wandteppichen, Sandsteinmetopen, Fluß- und Waldmotiven, Lotterie- und Ausstellungslosen reden, aber nicht von Japanwaren, Smyrnateppichen, Olympiametopen, Neapelmotiven und Weimarlosen. Das ist nicht mehr gesprochen, es ist gestammelt.

Genau so verhält sichs aber mit den jetzt immer massenhafter auftauchenden Zusammensetzungen mit Personennamen. Auch Personennamen können schlechterdings nur dann das Bestimmungswort einer Zusammensetzung bilden, wenn sich der Begriff des zweiten Wortes mehr in äußerer, loserer Weise (objektiv) auf die Person bezieht, aber nicht, wenn (subjektiv) das Eigentum der Person, die Herkunft von ihr oder dergl. bezeichnet werden soll; dies kann immer nur durch den Genetiv oder ein von dem Namen gebildetes Adjektivum geschehen. Die Schillerhäuser also läßt man sich gefallen, denn damit meint man nicht Schillers Häuser, die ihm etwa gehört hätten, sondern nur Häuser, in denen er einmal gewohnt, verkehrt, gedichtet hat. Auch die Goetheforschung und die Goethegesellschaft sind richtige Zusammensetzungen, sie bezeichnen die Forschung, die sich auf Goethe bezieht, die Gesellschaft, deren Thätigkeit sich auf Goethe erstreckt. Weniger gut sind schon die Goethedenkmäler, denn sie beziehen sich doch nicht bloß auf Goethe, sie stellen ihn wirklich dar; noch in den dreißiger und vierziger Jahren hätte sich niemand so auszudrücken gewagt, da sprach man in Leipzig nur von Gellerts Denkmal, von Bachs Denkmal. Wohin kommen wir damit? Sind die Goethedenkmäler richtig, dann sind es auch die Goethebildnisse, dann ist es auch der Cäsarkopf, die Bismarckbüste, die Goethebiographie. Nun aber das Goethehaus auf dem Hirschgraben in Frankfurt und die Goetheausgabe — da meint man doch wirklich ganz subjektiv Goethes Haus und eine Ausgabe von Goethes Werken! Ist das auch noch richtig, dann kommen wir schließlich zu den Goetheeltern und den Goethegedichten; von Goethefreunden und Shakespearedramen wird ja bereits gestammelt, auch von Mozartopern und Dürerfenstern, von Rembrandtschülern und Pilotyschülern,

auch vom Lenznachlaß und von Schwindbriefen (dem Nachlaß des Dichters Lenz und Briefen des Malers Schwind), von einer Bürgerausgabe und von Kellerfreunden (womit nicht etwa eine Ausgabe für bürgerliche Kreise und eine Trinkergesellschaft gemeint sind, sondern eine Ausgabe von Bürgers Gedichten und Freunde Gottfried Kellers), von einem Schopenhauerregister (Register zu Schopenhauers Werken) und einer Böttgerperiode (der Zeit Böttgers in der Geschichte des Porzellans), von dem Hähnelwerk (den Arbeiten des Bildhauers Hähnel) und von der kürzlich neu gefundnen Aristotelesschrift. Auf der Grillparzerausstellung in Wien war sogar „der Schlüssel zum Grillparzersarg" zu sehen, und in Leipzig gab es vor kurzem Sarasatekonzerte! Das wird genügen. Alle diese Zusammensetzungen zeugen von einer Zerrüttung des Denkens, die kaum noch ärger werden kann. Man kann von Kunstfreunden und Musikfreunden reden, von Zinnsärgen und Marmorsärgen, von Klavierkonzerten und Violinkonzerten, aber nicht von Lessingfreunden, Grillparzersärgen und Sarasatekonzerten.

Bei Wörtern wie Stiftung, Stipendium, Legat, Institut, Verein u. ähnl. beraubt man sich überdies eines feinen Unterschiedes, indem man überall mechanisch Personennamen vorleimt. Eine Schumannstiftung kann nur eine Stiftung sein, die zu Ehren eines gewissen Schumann, etwa von seinen Freunden bei einer Geburtstags- oder Jubelfeier, durch eine Geldsammlung gegründet worden ist. Hat aber Schumann die Stiftung selbst gemacht durch eine Geldspende oder ein Vermächtnis, so kann sie nur Schumanns oder die Schumannische Stiftung heißen. Dieser Unterschied ist noch bis vor ganz kurzer Zeit streng beobachtet worden. Heute wird überall nur noch geleimt. In Leipzig giebt es einen Lisztverein — das ist richtig —, aber auch einen Riedelverein — das ist falsch, denn Riedel war der Gründer und viele Jahre auch der Leiter des Vereins; der Verein kann also nur der Riedel-

sche heißen, wie man ihn denn auch bis vor kurzem genannt hat. Die Leipziger Entbindungsschule hat, solange sie besteht, das Triersche Institut geheißen — ganz richtig, denn sie ist von einem Professor Trier gestiftet worden. Der jetzige Leiter hat sie wahrhaftig zum Trierinstitut verschönert! Da mögen sich nur auch die Frankfurter beeilen, ihr weltberühmtes Städelsches Institut in Städelinstitut umzutaufen.

Den Gipfel der Sinnlosigkeit erreichen solche Zusammenleimungen, wenn der zweite Teil ein Verbalsubstantivum ist, gebildet von einem transitiven Verbum. Derartige Zusammensetzungen können überhaupt nicht mit Personennamen, sondern nur mit einem nomen appellativum gebildet werden, sie bezeichnen nicht eine einzelne, bestimmte Handlung, sondern eine Gattung von Handlungen, nicht Personen, deren Thätigkeit sich auf einen Einzelnen, sondern wiederum nur auf eine Gattung bezieht. Man kann wohl von Majestätsbeleidigung reden, aber nicht von Bismarckbeleidigung, sondern nur von einer Beleidigung Bismarcks. Ebenso kann man wohl von Bücherliebhabern sprechen, aber nicht von Wagnerverehrern, sondern nur von Verehrern Wagners. Ein Wagnerverehrer — das könnte doch nur ein Kerl sein, der gewerbsmäßig jeden „verehrt," der Wagner heißt. Wer das nicht fühlt, der stammle weiter, dem ist eben nicht zu helfen.*)

Herr Lammers-Bremen

Eine andre Abgeschmacktheit, auf die leider nicht bloß Zeitungsschreiber, sondern auch Leute, denen

*) Überhaupt kann man nicht, um eine nähere Bestimmung zu schaffen, mechanisch alles mit allem zusammensetzen; es kommt doch sehr auf Sinn und Bedeutung der beiden Glieder an. Bei dem Worte Verein z. B. liebt der Gedanke an die Personen, die den Verein bilden, so nahe, daß es mindestens sehr kühn erscheint, eine Gesellschaft von Schlittschuhläufern einen Eisverein, eine Vereinigung von Förstern einen Forstverein zu nennen. Noch gewagter ist es, daß sich die deutschen Papierhändler zu einem Papierverein zusammengethan haben. Mit demselben Recht und demselben guten Geschmack könnten sich die Fleischerinnungen in Zukunft Wurstvereine nennen.

man in Sprachdingen etwas Geschmack zutrauen sollte, jetzt ganz versessen sind, ist die Unsitte, an einen Personennamen den Wohnort der Person mit Bindestrichen anzuhängen, statt ihn durch die Präposition in oder aus damit zu verbinden. Es ist das wieder ein Pröbchen unsers schönen Papierdeutsch. Der Bindestrich ist doch nur fürs Auge da, aussprechen kann man ihn doch nicht. Wenn also die Zeitungen drucken: Herr Lammers-Bremen, so lautet das, was man liest: Herr Lammers Bremen. Das ist aber auch keine Sprache mehr, sondern bloßes Gestammel. Den Anfang dazu haben Leute wie Schulze-Delitzsch, Braun-Wiesbaden u. a. gemacht. Das waren nun ihrer Zeit gefeierte Parlamentsgrößen, und wer möchte das nicht auch gern sein! Wenn sich nun im Sommer Gevatter Schneider und Handschuhmacher zu den üblichen Wanderversammlungen aufmachen und dort schöne Reden halten, so wollen sie natürlich auch die Parlamentarier spielen und dann im Zeitungsbericht mit so einem schönen zusammengesetzten Namen erscheinen, da wollen sie nicht bloß Müller und Meyer heißen, sondern Herr Müller-Rumpelskirchen und Herr Meyer-Cunnewalde — das klingt so aristokratisch, so ganz wie Bismarck-Schönhausen, es könnte im freiherrlichen Taschenbuche stehen; man hats ja auch den geographischen Adel genannt. Der Unsinn geht schon so weit, daß man sogar schreibt: Direktor Wirth-Plötzensee bei Berlin. Was ist denn nun bei Berlin? Direktor Wirth-Plötzensee? Oder Plötzensee?

Nicht genug wundern kann man sich, wie Lehrer, deutsche Lehrer, eine solche Abgeschmacktheit mitmachen können! Aber auch wenn in pädagogischen Zeitschriften über Lehrerversammlungen berichtét wird, wo doch kein Zweifel sein kann, daß die Berichte nicht von gewerbsmäßigen Berichterstattern, sondern von Lehrern selbst geschrieben sind, die an den „stattgehabten“ oder „stattgefundnen“ Verhandlungen teilgenommen haben, kann man immer lesen, was Herr

Schick-Mannheim, Herr Debbe-Bremen und Herr Mörle-Gera alles weises gesagt haben.

Die Sammlung Göschen

Während das Vorleimen von Eigennamen (Japanwaren) wahrscheinlich unter dem Einflusse des Englischen um sich gegriffen hat (vergl. Indiahouse u. ähnl.), beruhen andre Verirrungen unsrer Attributbildung wieder auf Nachäfferei des Französischen, vor allem der abscheuliche, immer ärger werdende Unfug, Personen- oder Ortsnamen unflektirt und ohne alle Verbindung hinter ein Hauptwort zu stellen, das eine Sache bezeichnet, als ob die Sache diesen Personen- oder Ortsnamen führte, z. B. das Hotel Hauffe, der Konkurs Schmidt, die Stadtbibliothek Zürich (statt: Hauffes Hotel, der Schmidtsche Konkurs, die Züricher Stadtbibliothek). Die Anfänge dieses Mißbrauchs liegen allerdings weiter zurück, man braucht nur an Ausdrücke zu denken, wie: Universität Leipzig, Zirkus Renz, Café Bauer; aber einen ganz beängstigenden Umfang hat er doch auch erst in der neuesten Zeit angenommen. In wirklich deutschgedachter attributiver Form bekommt man einen Eigennamen kaum noch zu hören; alles plärrt, die Franzosen nachäffend (librairie Quantin, chocolat Suchard u. ähnl.), von dem Antrag Rickert, dem Fall Fusangel, der Affäre Lindau, dem Ministerium Gladstone, dem Kabinet Salisbury, dem System Jäger, der Galerie Schack, dem Papyrus Ebers, der Kollektion Spemann und der Sammlung Göschen, von Cacao Rüger, der Villa Meyer, der Passage Ledig, dem Pensionat Neumann, der Direktion Stägemann, dem Saale Blüthner, dem Konzert Friedheim, der Soiree Buchmayer, der Bibliothek Simson und der Versteigerung Krabbe, von dem Magistrat Osnabrück, der Staatsanwaltschaft Halle, der Fürstenschule Grimma, der Gewerbeausstellung Leipzig,

dem Schreberverein Gohlis, dem Bundesschießen Erfurt u. s. w. Sogar der Bauer redet schon nicht mehr von der Zwenkauer Mühle, sondern von der Mühle Zwenkau, und der Dorfpastor kommt sich natürlich nun auch noch einmal so vornehm vor, wenn er nicht mehr im Pfarrhaus zu Ebeleben, sondern im Pfarrhaus Ebeleben wohnt. In Leipzig zeigt man bereits Löwenbräu München an, aber auch Gose Nickau. Was ist Nickau? ist es der Ort, wo dieser edle Trank gebraut wird, oder heißt der Brauer so? Wer kanns wissen! Ja so weit geht der Unsinn, daß man ein Haus in Leipzig, nicht etwa im übertragnen Sinne ein Geschäftshaus, eine kaufmännische Firma, nein, das aus Steinen gebaute, an der Straße stehende Haus, das Haus Starke nennt!

Da kämpfen wir nun für Beseitigung der unnützen Fremdwörter in unsrer Sprache, aber sind denn nicht solche Fremdwendungen viel schlimmer als alle Fremdwörter? Das Fremdwort entstellt doch die Sprache nur äußerlich; wirft man es aus dem Satze hinaus und setzt das deutsche Wort dafür ein, so kann der Satz im übrigen meist unverändert bleiben. Aber die Nachahmung von syntaktischen Erscheinungen aus fremden Sprachen, noch dazu von Erscheinungen, die die Sprache in so heruntergekommenem Zustande zeigen, wie dieses gemeine Aneinanderleimen — leimen ist noch zuviel gesagt, Aneinanderschieben! — von Wörtern, fälscht doch das Wesen unsrer Sprache und zerstört geradezu ihren Organismus. Es ist eine Schmach, wie wir uns hier an ihr versündigen!

Die Familie Nachfolger

Ebenso abscheulich ist aber noch ein andrer Unfug, der auch auf bloße Nachäfferei des Französischen zurückzuführen ist. Der französische Geschäftsstil hat nicht bloß die Sitte, père, fils und frères, sondern auch die Unsitte, successeur einfach hinter den Per-

sonennamen zu setzen und zu schreiben Mucquard successeur, das soll heißen: Mucquards Nachfolger! Es wird also da eine Apposition gebildet, wo logischerweise ein Attribut stehen müßte.

Auch das haben unsre Kaufleute und Gewerbtreibenden anfangs vereinzelt, bald aber immer massenhafter nachgemacht, und gegenwärtig wimmelt es bereits in unsrer Geschäftswelt von Firmen, die alle aussehen, als ob ihre Inhaber den Familiennamen Nachfolger und dabei die seltsamsten Vornamen führten, wie: C. F. Kahnt Nachfolger, Gustav Unger Nachfolger, Friedrich August Dietze Nachfolger, Johann Jakob Huth Nachfolger, ja sogar Gebrüder Hinzelmann Nachfolger und Dorothea Weise Nachfolger. In einer großen Stadt findet man kaum eine Straße mehr, wo nicht Mitglieder dieser weitverzweigten Familie säßen. Auch daraus ist eine richtige dumm Mode geworden. Während früher ein Geschäft, wenn es den Inhaber wechselte, die alte Firma stets unverändert beibehielt — es giebt ja Firmen in Leipzig, die noch heute genau so heißen wie vor hundert Jahren! —, ist jetzt ein Geschäft manchmal kaum zwei, drei Jahre alt, und schon prangt der „Nachfolger“ auf der Firma. Manchen will ja nun die Dummheit nicht recht in den Kopf; man sieht das an der ganz verschiednen Art und Weise, wie sie sich quälen, sie hinzuschreiben. Die meisten schreiben allerdings dreist: Ferdinand Schmidt Nachfolger. Andre schreiben aber auch mit Komma: Ferdinand Schmidt, Nachfolger, was zwischen einem Schuster und einem Fleischer gerade so aussieht, als ob die Geschäftsthätigkeit dieses Biedermanns im Nachfolgen bestünde, andre gar mit Punkt: Ferdinand Schmidt. Nachfolger, andre ganz klein, als ob sie sich ein bischen schämten: Ferdinand Schmidt Nachfolger, noch andre endlich in zwei Zeilen:

Ferdinand Schmidt
Nachfolger.

Nur auf das einzig vernünftige: Ferdinand Schmidts Nachfolger, wenn denn durchaus genachfolgert sein muß, verfällt keiner.

Namentlich auch im deutschen Buchhandel hat das fruchtbare Geschlecht der Nachfolger neuerdings eine Masse von Vertretern. Einer der wenigen, die den Mut gehabt haben, der französischen Mode zum Trotz dem gesunden Menschenverstande die Ehre zu geben, ist der Verleger der Gartenlaube: Ernst Keils Nachfolger. Das tollste, was geleistet worden ist, ist wohl der Verlag der Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger; das soll heißen: Verlag des Nachfolgers der Cottaischen Buchhandlung! Man greift sich unwillkürlich an den Kopf, wenn man das liest, um zu sehen, ob etwa irgendwo eine Schraube locker geworden sei. In solchem Deutsch nennt sich jetzt die Buchhandlung, in der einst die Werke Schillers und Goethes erschienen sind!

Die gelben Fieberanfälle

Viel ist schon gespottet worden über Attributbildungen wie: der musikalische Instrumentenmacher, der vierstöckige Hausbesitzer, der wilde Schweinskopf, die reitende Artilleriekaserne, die geprüfte Lehrerinnenanstalt, die durchlöcherte Stuhlsitzfabrik, der geräucherte Fischladen, das adlige Fräuleinstift, die verheiratete Inspektorwohnung und ähnliche, wo ein Attribut zu einem zusammengesetzten Worte gestellt ist, während es sich doch nur auf das Bestimmungswort der Zusammensetzung bezieht. Dennoch wagen sich immer wieder Verbindungen dieser Art hervor; erst vor kurzem haben die gelben Fieberanfälle die Runde durch die gesamte deutsche Tagespresse gemacht. Ganz großartig ist eine Erfindung aus den allerletzten Wochen: das einjährig-freiwillige Berechtigungswesen! Da bezieht sich das Attribut weder auf Wesen, noch auf Berechtigung, sondern sogar auf einen dritten, hinzuzudenkenden Begriff: Dienst.

Derartige Verbindungen werden nur dann erträglich, wenn es möglich ist, sie durch doppelte Zusammensetzung zu dreigliedrigen Wörtern zu gestalten, wie: Armesünderglocke, Liebfrauenmilch, Altweibersommer, Sauregurkenzeit u. dergl.

Nicht besser, eher schlimmer werden natürlich solche Fälle, wenn das Attribut, statt durch ein Eigenschaftswort, durch einen Genetiv oder eine Präposition mit einem Hauptworte gebildet wird, wie der Doktortitel der Philosophie, eine Sterngruppe dritter Größe, eine Zuckerfabrik aus Rüben, zahllose Erinnerungszeichen an Preußens Herrscherhaus, Erinnerungsblätter an das Enzianerfest, der Verpackungstag nach Österreich, 100 Stück Kinderhemden von 2 bis 14 Jahren u. ähnl.

Die teilweise Erneuerung

Mit erschreckender Schnelligkeit hat sich endlich noch ein Fehler in der Attributbildung verbreitet, der einen Menschen von feinerem Sprachgefühl fast zur Verzweiflung bringen kann, der Fehler, die mit weise zusammengesetzten Adverbia als Adjektiva zu behandeln und mit Hauptwörtern zu verbinden. Man schreibt jetzt frischweg, als ob es ganz so in Ordnung wäre: die teilweise Erneuerung, die ausnahmsweise Erlaubnis, die zwangsweise Versteigerung, die bruchstückweise Veröffentlichung, die heftweise Ausgabe, die stückweise Bezahlung, die auszugsweise Abschrift, die pfennigweisen Ersparnisse, die vergleichsweise Erledigung, die leihweise oder schenkungsweise Überlassung, der glasweise Ausschank, die probeweise Anstellung, die reihenweise Aufstellung, die versuchsweise Aufhebung, die abwechslungsweise Verteilung u. s. w.

Es wird einem ganz griechisch zu Mute, wenn man dergleichen liest. Die griechische Sprache ist imstande, das zwischen Artikel und Hauptwort tretende Attribut auch durch ein Adverbium oder einen

adverbiellen Ausdruck zu bilden.*) Im Griechischen kann man sagen: das jetzt Geschlecht (τὸ νῦν γένος) für: das jetzige Geschlecht, der heute Tag (ἡ τήμερον ἡμέρα) für: der heutige Tag, der jedesmal König (ὁ ἀεὶ βασιλεύς) für: der jedesmalige König, die augenblicklich Lust (ἡ παραυτίκα ἡδονή) für: die augenblickliche Lust, die dazwischen Zeit (ὁ μεταξὺ χρόνος) für: die dazwischenliegende Zeit, der zurück Weg (ἡ πάλιν ὁδός) für: der zurückführende Weg, die allzusehr Freiheit (ἡ ἄγαν ἐλευθερία) für: die allzugroße Freiheit. Mit unsern Adverbien auf weise lassen sich im Griechischen namentlich gewisse mit der Präposition κατά und dem Akkusativ gebildete Ausdrücke vergleichen, wie: κατὰ μικρόν (stückweise), κατ᾽ ἐνιαυτόν (jahrweise, alljährlich), καθ᾽ ἡμέραν (tageweise), καθ᾽ ἕνα (einer auf einmal), z. B. ἡ καθ᾽ ἡμέραν τροφή, die tageweise Nahrung, im Deutschen aber sind derartige Verbindungen ganz unmöglich. Dem, der sie gebraucht, fällt es nun auch gar nicht ein, in einer Verbindung, wie: die schrittweise Vervollkommnung das schrittweise etwa als Adverbium aufzufassen, er meint, er schreibe wirklich ein Adjektivum hin, er deklinirt ja auch: ein teilweiser Erlaß. Das ist aber eben die Verirrung. Die mit weise zusammengesetzten Wörter sind schlechterdings keine Adjektiva, sondern es sind Adverbia, die aus Genetiven entstanden sind. Man sagte zunächst: glücklicher Weise, thörichter Weise, verkehrter Weise, wie man auch sagte: gewisser Maßen (die Maße hieß es ursprünglich). Dann dachte man nicht mehr an den Genetiv, sondern wagte auch andre Zusammensetzungen (versuchsweise ist eigentlich: nach oder auf Versuchs Weise), und nun bildet man sich gar ein, vielleicht verführt durch den Gleichklang mit weise (sapiens), diese Zusammensetzungen wären

*) Die englische in einzelnen Fällen, wie: the now king, the then ministry, the above rule, the above heading, die aber auch nicht von allen englischen Grammatikern gebilligt werden.

Adjektiva. Nein, man kann wohl etwas teilweise erneuern, ausnahmsweise erlauben, zwangsweise versteigern, bruchstückweise veröffentlichen, man kann sich schrittweise vervollkommnen, aber die schrittweise Vervollkommnung ist eine Verirrung des Sprachgefühls, die nicht um ein Haar besser ist, als das entzweie Glas oder der extrae Teller oder die bisweilen im Scherz gebildeten Ausdrücke, in denen man Präpositionen wie Adjektiva behandelt: ein durcher Käse, eine zue Droschke, ein auses Heft (statt: ein ausgeschriebenes).

Mancher wird sagen: daß ein Adverbium zum Adjektivum wird, ist doch kein Unglück, es ist auch sonst geschehen. Mit ungefähr ist es ebenso gegangen. Erst sagte man: ich kann mir das ungefähr vorstellen, dann wagte man auch: ich habe davon eine ungefähre Vorstellung. Andre werden einwenden: dieser Mißbrauch (wenn es einer ist) schafft doch eine unleugbare Bequemlichkeit, wo soll man denn einen Ersatz dafür hernehmen? Früher sagte man: die partielle Renovation, die fragmentarische Publikation — Fremdwörter soll man auch nicht mehr brauchen, nun sagen wir: die teilweise Erneuerung, die bruchstückweise Veröffentlichung, und da ist es wieder nicht recht. Das sind hinfällige Einwände. Wer sich der adverbiellen Natur dieser Zusammensetzungen bewußt geblieben ist — und solche Menschen wird es doch wohl noch geben dürfen? —, oder wer sie sich wieder zum Bewußtsein gebracht hat, was gar nicht schwer ist, der bringt Ausdrücke wie: teilweise Erneuerung weder über die Lippen noch aus der Feder. Einige dieser Verbindungen sind ja bloßer Sprachschwulst oder Ungeschick: für schenkungsweise Überlassung eines Bauplatzes genügt doch wahrlich Schenkung, und statt: die teilweise Veröffentlichung der Briefe kann man ja sagen: die Veröffentlichung eines Teiles der Briefe. Alle aber lassen sich vermeiden, wenn man sich nur von der

Manier freihält oder wieder freimacht, in der unsre ganze Schriftsprache jetzt tief drin steckt, der häßlichen Manier, den Hauptsinn eines Satzes immer durch ein Substantivum, statt durch das Verbum auszudrücken. Wir müssen wieder Verba schreiben lernen, wir müssen vor allen Dingen einen Satz wieder mit dem Verbum anfangen lernen, was sich heute kaum noch jemand getraut, dann wird so mancher andre Unrat auch wieder verschwinden. Statt zu schreiben: es wurde eine Resolution angenommen, die die zeitweise Aufhebung der Kornzölle verlangte — schreibe man doch wie früher: die verlangte, die Kornzölle zeitweise aufzuheben, statt: ihre teilweise Begründung mag diese Gleichgiltigkeit darin finden, schreibe man: begründet mag diese Gleichgiltigkeit teilweise darin sein — und alles ist in bester Ordnung.

Der tiefer denkende, der Tieferdenkende oder der tiefer Denkende?

Ein Gegenstück zu der schrittweisen Vervollkommnung, das nun freilich durch eine ganz andre Sprachdummheit entsteht, bilden Verbindungen wie: das einzig Richtige, der tiefer Denkende, der mittellos Verstorbene, der mit ihm Redende u. dergl. Da liegt der Fehler nicht im Ausdruck, sondern — in der Orthographie, nämlich in den thörichten großen Anfangsbuchstaben, mit denen man ganz allgemein die Adjektiva und Partizipia solcher Verbindungen schreibt und druckt.

Gewöhnlich wird ja gelehrt, daß Adjektiva und Partizipia, wenn sie kein Hauptwort bei sich haben, selber zu Hauptwörtern würden und dann mit großen Anfangsbuchstaben zu schreiben seien, also: die Grünen und die Blauen, alle Gebildeten. Das läßt sich hören. Nun geht man aber weiter. Man schreibt und druckt solche Adjektiva und Partizipia auch dann groß, wenn zu dem Adjektiv ein Adverbium oder ein abhängiges Hauptwort, zu dem Par-

tizip ein Prädikat, eine adverbielle Bestimmung oder ebenfalls ein abhängiges Hauptwort tritt, also: so Schönes, längst Bekanntes, etwas ungemein Elastisches, der minder Arme, alles bloß Technische, das eigentlich Theatralische, das künstlerisch Wertvolle, ein unglücklich Liebender, kein billig Denkender, das wahrhaft Seiende, der früh Dahingeschiedne, die mäßig Begüterten, der ergebenst Unterzeichnete, der sehnlichst Erwartete, der wahrhaft Gebildete, das glücklich Erreichte, das früher Versäumte, das anderwärts besser Dargestellte — das dem Vaterlande Ersprießliche, die dem Gemetzel Entgangnen, die Medizin Studirenden — der beschaulich Angelegte, der gefesselt Daliegende, der unschuldig Hingerichtete, das als richtig Erkannte — die zu ihm Geflüchteten, die vom Leben Abgeschiedenen, die bei der Schaffung des Denkmals Beteiligten, die an der Aufführung Mitwirkenden, die auf die Eröffnung der Kasse Wartenden — ja sogar: die von ihm zu Befördernden, das auf Grund des schon Vorhandnen noch zu Erreichende u. s. w.

Ist denn das richtig? können in solchen Verbindungen die Adjektiva und Partizipia wirklich als Substantiva aufgefaßt werden? Ein klein wenig Nachdenken genügt doch, zu zeigen, daß das ganz unmöglich ist. Die Regel von den großen Anfangsbuchstaben auf solche Fälle angewandt, ist ein geradezu beschämendes Zeichen von der gedankenlosen, äußerlichen, mechanischen Art, wie in unserm Sprachunterricht bisweilen verfahren wird. Wenn ich sage: der frühere Geliebte, so ist das Partizip wirklich zum Substantivum geworden; sage ich aber: der früher geliebte, so kann doch von einer Substantivirung nicht die Rede sein. Welchen Sinn hat es nun aber, Wörter äußerlich, für das Auge, zu Hauptwörtern zu stempeln, die schlechterdings nicht als Hauptwörter gefühlt werden können? Diese Fälle sollten im Gegenteil dazu benutzt werden, den Unter-

schied zwischen einem zum Substantiv gewordnen und einem Partizip gebliebnen Partizipium im Unterrichte klar zu machen! Wäre es richtig, zu schreiben: alles bisher Erforschte, alle vernünftig Denkenden, die im Elsaß Reisenden, die zwei Jahre lang Verbündeten, die zur Feier von Kaisers Geburtstag Versammelten, die durch die Überschwemmung Beschädigten, die auf preußischen Universitäten Studirenden, der wegen einer geringfügigen Übertretung Angeklagte, wäre es möglich, alle diese Partizipia als Substantiva zu fühlen — und nur darauf kann es doch ankommen! —, dann müßte man auch sagen können: alle bisher Forscher, alle vernünftig Denker, die im Elsaß Reise, die zwei Jahre lang Verbindung, die zur Feier von Kaisers Geburtstag Versammlung, der durch die Überschwemmung Schade, die auf preußischen Universitäten Studenten, die wegen einer geringfügigen Übertretung Anklage. Wollte man hier wirklich eine Substantivirung annehmen und äußerlich vornehmen, so könnte das logischerweise doch nur so geschehen, daß man die ganze Bekleidung mitsubstantivirte und schriebe: die Wirklichoderangeblichminderbegabten, jeder Tieferindiegoethestudieneingedrungne. So verfährt man ja wirklich bei kurzen Zusätzen, wie: die Leichtverwundeten, der Frühverstorbene, die Fernerstehenden.

Nun könnte man sagen: gut, wir wollen da, wo Adjektiva und Partizipia allein stehen, sie mit großen Anfangsbuchstaben schreiben; treten sie mit adverbiellen Zusätzen auf, so mögen sie mit dem kleinen Buchstaben zufrieden sein. Was soll aber dann geschehen, wenn, was doch häufig vorkommt, beide Fälle mit einander verbunden erscheinen, z. B.: das unbedeutende, in der Eile hingeworfne — etwas selbstverständliches, mit Händen greifbares — etwas großes, der ganzen Menschheit ersprießliches — eine nach dem pikanten, noch nicht dagewesenen haschende Phantasie — mit Verzicht auf das verlorne und zu unsrer Sicherheit

unbedingt notwendige? Soll man da abwechseln? das eine klein, das andre groß schreiben?

Das vernünftigste wäre es ohne Zweifel, man beschränkte die großen Anfangsbuchstaben überhaupt auf die wirklichen Substantiva und schriebe alles übrige klein. Aber zu schreiben: das durch redlichen Fleiß Gewonnene und sich und andern einzureden, Gewonnene sei hier ein Substantivum, ist doch geradezu ein Verbrechen an der Logik. Aber auch das schrittweise Gewonnene ist unter allen Umständen falsch. Denn wäre Gewonnene ein Hauptwort, dann könnte schrittweise nur ein Eigenschaftswort sein, und das ist es nicht; ist aber schrittweise ein Adverbium, dann kann Gewonnene nur eine Verbalform sein, und das ist es ebenfalls nicht, sowie man es mit G schreibt.

Die Apposition

Eine Regel, die schon der Quintaner lernt, lautet: eine Apposition muß stets in demselben Kasus stehen, wie das Hauptwort, zu dem sie tritt. Das ist so selbstverständlich, daß es ein Kind begreifen kann, und darum gehört es eben zu den Regeln, die schon auf der untersten Stufe, wo der Unterricht in der Satzlehre kaum begonnen hat, behandelt werden. Nun sehe man sich einmal um, wie geschrieben wird! Da heißt es: das Gastspiel des Herrn Ravelli, erster Tenor an der Scala in Mailand — der Verfasser der Sylvia, ein Buch, das wir leider nicht kennen — es gilt das namentlich von dem mitteldeutschen Hofbau, die verbreitetste aller deutschen Bauarten — der First ist mit freistehenden Figuren, Petrus und die vier Evangelisten, geschmückt — das Grab war gut unterhalten, mit Reseda und Monatsrosen, die Lieblingsblumen der Verstorbenen. Solchen Verbindungen begegnet man täglich; mag der Genetiv, der Dativ oder der Akkusativ vorausgehen, gleichviel, die Apposition wird in den Nominativ gesetzt. Sie wird

behandelt wie eine Parenthese, als ob sie gar nicht zum Satzgefüge gehörte, sondern als ob sie der schreibende „beiseite“ spräche oder in den Bart murmelte.

Auch dieser Fehler dankt seinen Ursprung, wie so vieles in unsrer Sprache, der Nachäfferei des Französischen. Nicht daß das streng logische Französisch eines solchen Unsinns fähig wäre, zu einem Hauptwort im Genetiv eine Apposition im Nominativ zu setzen, bewahre! Wenn der Franzose schreibt: le faîte est orné de statues, St. Pierre et les quatre évangélistes, so empfindet er natürlich les évangélistes so gut von de abhängig wie das vorhergehende. Der Deutsche aber, der ein bischen Französisch gelernt hat, sieht nur die unflektirte Form, bildet sich ein, das sei ein Nominativ, und plumpst nun überall hinter des und dem und den mit seinem dummen der drein. Es ist wie ein Schlag ins Gesicht, ein solcher Nominativ als Genosse und Begleiter eines casus obliquus.

Auch wenn die Apposition mit als angeschlossen wird, muß sie unbedingt in demselben Kasus stehen wie das Wort, zu dem sie tritt, z. B.: ein Portal mit zwei gefesselten Türken als Schildhaltern (nicht Schildhalter!). Nur wenn sie sich an das besitzanzeigende Adjektivum anschließt, also eigentlich im Genetiv stehen müßte, nimmt man sich allgemein die Freiheit, zu sagen: mein Beruf als Lehrer.

Der Buchtitelfehler

Ein besonders häufiges Beispiel einer fehlerhaften Apposition findet sich auf Buchtiteln. Gewiß auf der Hälfte aller Buchtitel wird zum Verfassernamen, der ja stets hinter von, also im Dativ steht, das Amt oder der Beruf des Verfassers im Nominativ hinzugesetzt! Namentlich die zahlreichen jungen Herren, die sich an deutschen Universitäten in der ehrwürdigen Stellung von Privatdozenten befinden, haben entweder die Quintanerregel über die Apposition

vollständig verschwitzt, oder sie haben keine Ahnung davon, daß Dozent nach der schwachen Deklination flektirt werden muß, nicht des Dozent, dem Dozent, sondern des Dozenten, dem Dozenten. In derselben Lage scheint sich die gesamte deutsche Architektenwelt dem Worte Architekt gegenüber zu befinden. Aber auch in andern Kreisen steht der Fehler in üppigster Blüte. Es wird nicht nur geschrieben: von Gustav Schönermark, Architekt — von Fritz Hommel, Privatdozent an der Universität München — von Lothar Abel, Architekt, Privatdozent an der Hochschule für Bodenkultur u. s. w., sondern auch: von C. W. Schneider, Reichstagsabgeordneter — von H. Brehmer, dirigirender Arzt — von F. Kobeker, kaiserl. russischer Geheimrat — von W. Brinkmann, Geheimer Sanitätsrat — von Dr. Leonhard Wolff, städtischer Musikdirektor — von E. R. Edler von Kutas — von J. Hartmann, königl. preußischer Generalleutnant z. D. — von Dr. Friedrich Harms, weiland ordentlicher Professor an der Universität Berlin — von L. Schmidt, korrespondirendes Mitglied des Vereins u. s. w. Mitunter sind die Verfasser so vorsichtig, das Wort, auf das es ankommt, abzukürzen, z. B. von Heinrich Oberländer, königl. Schauspieler. Namentlich der ordentl. und der außerordentl. Professor gebraucht gern diese Vorsicht und überläßt es dem Leser, sich die Abkürzung nach Belieben zu ordentlichem oder ordentlicher zu ergänzen. Die meisten Leser ergänzen aber sicherlich falsch. Hat zum Überfluß noch der Name des Druckers oder des Verlegers eine Apposition, so kann es vorkommen, daß auf einem Buchtitel der Fehler zweimal steht, oben beim Verfassernamen und unten noch einmal am Fuße: Druck von C. A. Starke, königlicher Hoflieferant!

Aber auch in andern Fällen, nicht bloß bei Angabe eines Buchverfassers, wird der Fehler oft begangen. Man schreibt auch: Erinnerungen an Botho von Hülsen, Generalintendant der königlichen Schauspiele. Auf Briefadressen muß man lesen: Herrn

Dr. Müller, Vorsitzender des Vereins u. s. w. Es ist als ob solche Appositionen, die Amt, Titel, Beruf angeben, zusammen mit dem Personennamen als eine Art von Versteinerungen betrachtet würden. Daß von den Dativ, an den Akkusativ regiert, dafür scheint hier alles Bewußtsein geschwunden zu sein. Erst kommt die Präposition, dann der Name, und dann, unflektirt und, wie es scheint, unflektirbar, der Wortlaut der — Visitenkarte.

Frl. Mimi Schulz, Tochter u. s. w.

Es kommt aber zu dieser einen Nachäfferei des Französischen bei der Apposition noch eine zweite, nämlich die, den Artikel wegzulassen und zu schreiben: Regetellus, Sohn des Präfekten Crescentius. In gutem Schriftdeutsch ist das nur dann erlaubt, wenn die Apposition Amt oder Titel bezeichnet, und auch da eigentlich nur in Unterschriften, wenn man selbst seinen Namen und Titel hinschreibt, z. B.: Hugo Licht, Direktor des städtischen Bauamts. Schreibt ein andrer davon, so ist gar kein Grund, den Artikel wegzulassen; dann muß es heißen: Herr Hugo Licht, der Direktor des städtischen Bauamts. Ganz unerträglich aber ist es, wenn der Artikel bei Verwandtschaftsbegriffen fehlt, und doch kann man das jetzt ebenso häufig in Geschichtswerken wie in — Verlobungsanzeigen lesen. Der Litterarhistoriker schreibt: die Bekanntschaft mit Körner, Vater des Dichters Theodor Körner — und der Reserveleutnant und Gymnasialoberlehrer Schmidt zeigt an, daß er sich mit Fräulein Mimi Schulz, Tochter des Herrn Kommerzienrat Schulz, verlobt habe. Das ist schlechterdings kein Deutsch. Hat der Herr Kommerzienrat mehrere Töchter, so muß es unbedingt heißen: einer Tochter; hat er nur die eine, so muß es heißen: der Tochter. Und wenn der Geschichtschreiber nicht wüßte, oder wenn es überhaupt unbekannt wäre, ob die Fürstin, von der er erzählt, eine oder mehrere Töchter gehabt hat, so müßte es immer heißen: eine

Tochter, denn eine Tochter war es auf jeden Fall, wenn sie die einzige war, aber auch wenn sie Schwestern hatte.

Ebenso falsch ist es natürlich, zu schreiben: der Vorwärts, Organ der sozialdemokratischen Partei. Hat die Partei mehrere „Organe," so muß es heißen: ein Organ; hat sie nur dies eine, ist dieses ihr anerkannt amtliches „Organ," so muß es heißen: das Organ. Organ allein könnte höchstens (in dem zweiten Falle) unter dem Titelkopfe der Zeitung stehen.

In einer Zeit wie der unsrigen

Keine eigentliche Apposition liegt vor, wenn man sagt: in einer Zeit, wie der unsrigen. Vielmehr hat hier ein kurzer Nebensatz, und zwar ein Vergleichungssatz (wie die unsrige ist), sein Zeitwort eingebüßt, und das übrigbleibende Subjekt ist dann unwillkürlich zu dem vorhergehenden Dativ gezogen, „attrahirt" worden. Manche wollen von dieser Attraktion nichts wissen; sie ist aber so natürlich und liegt so nahe, daß es sehr pedantisch wäre, sie anzufechten. Gegen Verbindungen wie: in einem Buche wie dem vorliegenden, oder: es bedarf eines Reaktionsstoffes wie des Natriums — ist nicht das geringste einzuwenden; im Gegenteil, es klingt gesucht und hart, wenn jemand schreibt: solche kleinere Sammlungen wurden dann in Werken wie die (!) Weingartner Handschrift vereinigt.

G. Fischer, Buchbinderei

Eine Geschmacklosigkeit, die sich in der Sprache unsrer Geschäftsleute neuerdings mit großer Schnelligkeit verbreitet hat, besteht darin, zu einem Personen(!)-namen eine Sache (!) als Apposition zu setzen, z. B. Gustav Fischer, Buchbinderei. Es ist das ein Gegenstück zur „Familie Nachfolger"; auch hier wird eine Apposition gebraucht, wo ein Attribut verlangt

wird. Früher sagte man vernünftigerweise: Gustav Fischer, Buchbinder, und wer zu verstehen geben wollte, daß er sein Geschäft nicht allein, sondern mit einer Anzahl von Gesellen betreibe (jetzt heißt es vornehmer: Gehilfen, obwohl ein Geselle von damals viel mehr zu bedeuten hatte als so ein moderner Gehilfe!), sagte: Gustav Fischers Buchbinderei oder Buchbinderei von Gustav Fischer. Die Dummheit, einen Menschen eine Buchbinderei zu nennen, ist unsrer Zeit vorbehalten geblieben.

Zum Teil ist dieser Unsinn wieder die Folge der Prahlsucht unsrer Geschäftsleute; es will niemand mehr Gärtner oder Brauer, Tischler oder Buchbinder sein, sondern nur noch Gärtnereibesitzer, Brauereibesitzer, Tischlereibesitzer, Buchbindereibesitzer — immer großartig! Da darf natürlich die Buchbinderei auch in der Firma nicht fehlen. Zum andern Teil ist er aber doch auch wieder eine Folge der Verwilderung unsers Sprachgefühls.

Die Pronomina. Der erstere und der letztere

Recht vorsichtig und — sparsam sollte man in dem Gebrauche der persönlichen Fürwörter sein. Wer schreibt, der weiß ja, wen er mit einem er oder ihn meint; der Leser aber versteht oft falsch, weil mehr als ein Hauptwort vorhergegangen ist, auf das sich das Fürwort beziehen kann, sucht dann nach dem richtigen Worte und wird so in ärgerlicher Weise aufgehalten. Wo ein Mißverständnis möglich ist, ist es deshalb immer besser, statt des Fürwortes das Hauptwort, das man meint, wieder einzusetzen, besonders dann, wenn im vorhergehenden zwei Hauptwörter einander gegenübergestellt worden sind. Leider verdirbt auch hier wieder viel der thörichte Aberglaube, daß es unschön sei, kurz hinter einander mehreremal dasselbe Wort zu brauchen.

Man nehme folgende Sätze: schon in Goethe, ja schon in dem musikliebenden Luther findet sich das

unbestimmte Vorgefühl einer solchen Entwicklung; Goethe hatte bekanntlich bis zu seinem vierzigsten Jahre die ernstliche Absicht, sich der bildenden Kunst zu widmen, und die Hauptthat Luthers, die Bibelübersetzung, ist eine wesentlich künstlerische That.

Das sind gewiß ein paar gute, tadellose Sätze, so klar, übersichtlich und wohlklingend, wie man sie nur wünschen kann. Da kommt nun der Papiermensch drüber und sagt: entsetzlich! da steht ja zweimal hinter einander Goethe und zweimal hinter einander Luther! Jedes zweite mal ist vom Übel, also weg damit! Es muß heißen: der eine und der andre, oder: jener und dieser, oder — und das ist nun das allerbeliebteste —: ersterer und letzterer. Also: schon in Goethe, ja schon in dem musikliebenden Luther findet sich das unbestimmte Vorgefühl einer solchen Entwicklung; ersterer hatte bekanntlich bis zu seinem vierzigsten Jahre die ernstliche Absicht, sich der bildenden Kunst zu widmen; und die Hauptthat des letztern, die Bibelübersetzung, war eine wesentlich künstlerische That. Nun hat die Papierseele Ruhe.

Über die häßliche Komparativbildung ersterer und letzterer ist schon S. 154 bei den Relativsätzen gesprochen worden. Wie häßlich ist aber erst — dort wie hier — die Anwendung! Das angeführte Beispiel ist ja verhältnismäßig einfach, und nachdem es vorher mit Wiederholung der Namen gebildet worden ist, sieht man leicht, worauf sich ersterer und letzterer beziehen soll. Aber welche Qualen kann dem Leser in tausend andern Fällen ein solches ersterer und letzterer, dieser und jener bereiten! Man hat ja, wenn man harmlos vor sich hinliest, keine Ahnung davon, daß sich der schreibende gewisse Wörter gleichsam heimlich numerirt, um hinterher plötzlich vom Leser zu verlangen, daß er sie sich auch numerirt und — mit der Nummer gemerkt habe. Auf einmal kommt nun solch ein verteufeltes ersterer. Ja wer war denn der erstere? Hastig fliegt das Auge zurück und irrt in den letzten zwei, drei Zeilen um-

her, um darnach zu suchen. *Ersterer* — halt, da steht er: Luther! Also: Luther hatte bekanntlich bis zu seinem vierzigsten Jahre die ernstliche Absicht, sich der bildenden Kunst zu widmen. Unsinn! der andre muß es gewesen sein, also noch einmal suchen! Richtig, hier steht er: Goethe! Aber Luther war doch früher da als Goethe, wie kann denn Goethe der „erstere“ sein? Ja, der Zeit nach war Luther früher, aber hier in dem gedruckten Satz auf dem Papiere war Goethe der „erstere,“ und aufs Papier kommts an. Also: Goethe hatte bekanntlich die ernstliche Absicht — Gott sei Dank, jetzt sind wir endlich wieder im Fahrwasser. Zum Glück vollzieht sich ja in Wirklichkeit dieses geistige Hinundhergestoßenwerden etwas schneller; aber angenehm ist es nie, und doch, wie oft muß mans über sich ergehen lassen!

Hier noch ein paar weitere Beispiele: der Gelehrte ist seinem Wesen nach international, der Künstler national; darauf gründet sich die Überlegenheit des *letztern* über den *erstern* — unerfahrne Kinder und geübte Diplomaten haben das oft blitzartige Durchschauen von Menschen und Charakteren mit einander gemein, aber freilich aus verschiednen Gründen: *jene* besitzen noch den Blick für das Ganze, *diese* schon den für die Einzelheiten des menschlichen Seelenlebens — wie Rafael in der Form, ist Rembrandt in der Farbe nichts weniger als naturwahr; *dieser* hat seinen selbständigen und im gewissen Sinne unnatürlichen Stil gerade so gut wie *jener*; und insofern Rembrandt in seinen Bildern sogar eine noch intensivere persönliche Handschrift zeigt als Rafael, hat der *erstere* noch mehr Stil als der *letztere* — dieser Umschwung ist wieder durch den Egoismus bewirkt worden, nur daß es diesmal nicht der des Gebers, sondern der des Nehmers war; *jener* hat in *diesem* seinen Meister gefunden, *letzterer* das Werk würdig fortgesetzt. Alle solche Sätze sind eine Qual für den Leser. Wer ist *dieser*, wer ist *jener*, wer ist *letzterer*? *Dieser* und *jener* sollen Geber und Nehmer sein, aber in

welcher Reihenfolge? Dieser soll sich auf den näherstehenden, jener sich auf den fernerstehenden beziehen, letzterer bezieht man unwillkürlich zunächst auf Meister, es ist aber wieder der Nehmer gemeint. Ist es denn da nicht tausendmal gescheiter, zu schreiben: dieser Umschwung ist wieder durch den Egoismus bewirkt worden, nur daß es diesmal nicht der des Gebers, sondern der des Nehmers war; der Geber hat im Nehmer seinen Meister gefunden, der Nehmer hat das Werk würdig fortgesetzt? Das ist sofort verständlich, und alles ängstliche Umkehren und Suchen fällt weg.

Ein ganz besondrer Mißbrauch wird aber nun noch mit letzterer allein getrieben. Viele sind jetzt so verliebt in dieses schöne Wort, daß sie es ganz gedankenlos (für dieser!) auch da brauchen, wo gar keine Gegenüberstellung von zweien vorhergegangen ist; sie weisen damit einfach auf das zuletzt im Satze genannte Hauptwort zurück, z. B.: das Preisgericht hat seinen Spruch gethan, letzterer greift jedoch der Entscheidung nicht vor — das Pepton wird aus bestem Fleisch dargestellt, sodaß letzteres bereits in löslicher Form dem Magen zugeführt wird — Krüge, Teller und Schüsseln bilden das Material, dem die dichterischen Ergüsse anvertraut werden; sind letztere aber elegischer Natur, so finden wir sie auf Grabsteinen und Votivtafeln — in der offiziösen Sprache schreibt man erst dann von gestörten Beziehungen, wenn der Krieg vor der Thür steht, und daß letzteres nicht der Fall sei, glauben wir gern — je weiter entwickelt die Kultur eines Volkes ist, desto empfindlicher ist letzteres gegen gewaltsame Eingriffe — die Genossen, die ohne Kündigung die Arbeit eingestellt hatten und letztere nicht sofort wieder aufnahmen — der Unterzeichnete fühlt sich verpflichtet, eine Jubiläumsschrift abzufassen; letztere soll eine Geschichte der Schule enthalten u. s. w. Wenn diese Gedankenlosigkeit weitere Fortschritte macht, so kommen wir am Ende noch dahin, daß es in lateinisch-deutschen Wörterbüchern heißen muß: hic. haec, hoc: letzterer,

letztere, letzteres (ebenso wie qui, quae, quod: welch letzterer, welch letztere, welch letzteres).

Der obige

Geistesverwandt mit letzterer und auch ein Pröbchen von echtestem Papierdeutsch ist der obige oder auch der oben genannte, oben erwähnte, oben angeführte (der obige Fall, das obige Beispiel). Woran denkt man denn dabei? Doch immer wieder nur an das, was geschrieben oder gedruckt steht, aber nicht an die lebendige Sprache. Die Sprache verläuft in der Zeit, da giebt es aber kein oben und unten, sondern nur ein früher und später, ein vorhin und nachher, da kann man nur von einem vorigen oder vorhin angeführten Beispiel sprechen. Wie lächerlich also, wenn ein Gelehrter einen Vortrag abliest und dabei immer von obigen Fällen oder oben angeführten Beispielen redet; wie lächerlich, wenn man den Vortrag dann gedruckt liest, sich solch ein obiges Beispiel noch einmal vergegenwärtigen möchte und nach längerm Suchen findet, daß es gar kein obiges, sondern ein untiges Beispiel ist, insofern es nämlich auf der vorhergehenden Seite oder gar drei, vier Blätter weiter vorn auf einer der untersten Zeilen erwähnt war! Thut nichts, der richtige Papiermensch denkt sich seine Darstellung stets als eine endlos hohe Zeilensäule, und alles früher erwähnte ist für ihn obig.

Derselbe, dieselbe, dasselbe

Zu den entsetzlichsten Erscheinungen unsrer Schriftsprache gehört der alles Maß übersteigende Mißbrauch, der mit dem Fürwort derselbe, dieselbe, dasselbe getrieben wird. An der Unnatur und Steifbeinigkeit unsers ganzen schriftlichen Ausdrucks trägt dieses Wort die Hälfte aller Schuld. Könnte man unsrer Schriftsprache diesen Bleiklumpen abnehmen, schon dadurch allein würde sie Flügel zu bekommen scheinen. Der Mißbrauch dieses Für-

worts gehört zu den Hauptkennzeichen jener Sprache, von der nun schon so manches Beispiel hier angeführt worden ist, und die man neuerdings so treffend als papiernen Stil bezeichnet hat.

Unter hundert Fällen, wo heute derselbe geschrieben wird, sind keine fünf, wo das Wort in seiner wirklichen Bedeutung (idem, le même, the same) stünde. In der lebendigen Sprache wird es zwar in seiner wirklichen Bedeutung täglich tausendmal gebraucht, auf dem Papier aber fast gar nicht mehr; da wird es stets ersetzt durch ebenderselbe oder einundderselbe oder der nämliche oder gar — der gleiche! Daß zur Gleichheit mindestens zwei gehören, daran denkt man nicht. Man schreibt solchen Unsinn, wie: in dem gleichen Verlage ist erschienen! Zwar so wunderbaren Sätzen wie: Wagner hat dieselben Quellen benutzt wie Goethe, aber in engerm Anschluß an dieselben (wo erst eosdem, dann eos gemeint ist) begegnet man selten. In fünfundneunzig unter hundert Fällen aber ist derselbe, dieselbe, dasselbe nichts weiter als er, sie, es oder dieser, diese, dieses. Und das ist das greulichste an dem an sich schon greulichen Mißbrauch, daß dabei auch noch der Unterschied zwischen er und dieser ganz verwischt wird.

Für das persönliche Fürwort steht derselbe z. B. in folgenden Sätzen (man kann in wenigen Minuten in jedem Buche und jeder Zeitung die Beispiele schockweise sammeln): wir brauchten das nur dann zu wissen, wenn die Welt erst noch geschaffen werden sollte; dieselbe ist aber bereits fertig — der Hauptsitz der Rosenkultur ist der Südfuß des Hämus, doch zieht sich dieselbe auch in das Mittelgebirge hinan — durch Höhe der Gebäude suchte man zu ersetzen, was denselben an Breite und Tiefe abging — was Erich Schmidt gegen die Glaubwürdigkeit Brettschneiders ins Feld führt, reicht nicht aus, dieselbe zu erschüttern — der Fall muß allgemeines Aufsehen erregt haben, da derselbe eine Bürgerstochter aus guter Familie betraf — neuerdings hat man ver-

sucht, den Reim durch die Alliteration zu verdrängen; Jordan hat dieselbe eingeführt, und R. Wagner hat dieselbe in freier Weise verwendet — ich hatte mir gleich anfangs ein Brunnenglas gekauft, aber dasselbe blieb jungfräulich — die Gemeinde war allerdings Besitzer des Bodens, derselbe wurde aber nicht gemeinschaftlich bearbeitet — das Manuskript lag halbvergessen in einem Schubfache, bis mir die Anregung wurde, dasselbe einer Zeitung zu überlassen — Versuche, den Verein zu verfolgen, werden demselben nur neues Wachstum verleihen — der Inhaber hat die Karte stets bei sich zu führen und darf dieselbe an andre Personen nicht weitergeben u. s. w. Kein vernünftiger Mensch spricht so; jeder braucht, um ein eben dagewesenes Hauptwort zu ersetzen, in der lebendigen Sprache das einfache persönliche Fürwort.

In folgenden Sätzen wäre dieser das richtige: der Rauch reflektirt das eindringende Licht, wodurch dasselbe dem Auge hellleuchtend erscheint — der Wildbach trat aus und wälzte große Schuttmassen in die Limmat; dadurch wurde dieselbe in ihrem Laufe gehemmt — in Königsberg ließ Lenz seine Ode auf Kant drucken, als derselbe die Professorwürde erlangte — in jeder Küche stand früher ein viereckiges Kästchen aus Blech; dasselbe enthielt vier Gegenstände, unter anderm eine Masse, die man Zunder hieß; dieselbe war hergestellt aus u. s. w. — es finden sich in der Schrift bisweilen originelle Kombinationen; dieselben sind aber doch völlig wertlos — man muß auf dem Boden der gegebnen Verhältnisse bleiben und dieselben so gestalten, daß u. s. w. — freilich gehört Anlagekapital dazu, dasselbe verzinst sich aber gut — für die lokale Feier sind entsprechende Festlichkeiten in Aussicht genommen; denselben werden geistliche Festlichkeiten vorausgehen u. s. w.

Ein Zeitungsschreiber kann heutzutage nicht eine Mitteilung von zwei Zeilen machen ohne dieses unsinnige derselbe! Erst wenn das drinsteht, dann

hat die Sache die nötige Wichtigkeit. Vorige Nacht 11 Uhr kam Graf R. von Berlin hier an; derselbe reiste 11 Uhr 50 Minuten weiter nach München. Daß man nur ja nicht etwa denke, es sei ein andrer weiter gereist! o bewahre, es war derselbe! Ach, und wenn nun erst die schöne Inversion dazu kommt (der Verdacht lenkte sich sofort auf den wegen Nachlässigkeit bekannten Hausmann, und wurde derselbe in einem Bodenraum erhängt aufgefunden), und wenn gar die Inversion nur zu dem Zwecke angewandt wird, um auch das herrliche derselbe anbringen zu können (die Zigarren erheben sich weit über das gewöhnliche Niveau, und gehören dieselben zu den besten u. s. w.), oder wenn sich zu derselbe noch ein daselbst, dortselbst, hierselbst oder woselbst gesellt (denn da, dort, hier und wo kennt der Zeitungsschreiber auch nicht, das ist ihm viel zu simpel), dann schwillt die stolze Reporterbrust, er weiß, daß er dem großen Gedanken den edelsten Ausdruck verliehen hat! Zur Resolution sprach bei Beginn der Sitzung der Abgeordnete T.; derselbe erklärte sich gegen dieselbe — er kaufte vor der Stadt ein Stück Land, umzäunte dasselbe und errichtete daselbst ein Gartenhaus — gestern Abend ist der Herr Justizminister hierselbst eingetroffen und im Hotel S. abgestiegen. Derselbe begab sich heute morgen nach dem Amtsgerichtsgebäude, nahm dasselbe eingehend in Augenschein und wohnte verschiednen Verhandlungen daselbst bei — die Färbung der Kreuzotter ist nicht bestimmt anzugeben, da dieselbe bei einunddemselben (!) Individuum (!) wechselt und nach der Häutung meistens heller erscheint als vor derselben — das sind die wahren Muster von Zeitungssätzen.

Ein bekanntes Geschichtchen erzählt, daß der Lehrer in der Stunde gefragt habe: wie viel Elemente giebt es, und wie heißen sie? und der Schüler geantwortet habe: es giebt vier Elemente, und ich heiße Müller. Das war die Folge davon, daß sich der Lehrer so gewöhnlich ausgedrückt hatte! Warum

hatte er nicht vornehm gefragt, wie unsre Zeitungsschreiber: und wie heißen dieselben!

Die Krone der Papiersprache ist es, wenn, wie es tausendfach geschieht, sie beide in einem Satze unmittelbar neben einander stehen, die herrlichen Papierpronomina: derselbe (statt: er) und welcher (statt: der)! Zum Verständnis des Parzival ist es nötig, die beiden Sagenkreise, welche demselben (die ihm!) zu Grunde liegen, kennen zu lernen — in Hyrtls Hause befindet sich der fragliche Schädel [Mozarts], und der Besitzer, welcher denselben (der ihn!) der Stadt Salzburg vermacht hat, zweifelt nicht an der Echtheit desselben — Reiskes Briefe kamen in die Universitätsbibliothek zu Leiden; es sind aufrichtige Verehrer gewesen, welche dieselben (die sie!) jener Bibliothek schenkten, und sie werden in derselben als ein Schatz geachtet — das erwähnte Statut und die Bulle, welche dasselbe (die es!) sanktionirt hatte — bezeichnend für den Geschmack der Direktion und die Zumutungen, welche dieselbe (die sie!) an das Publikum zu stellen wagt — die farbige Aufnahme des Fensters verdanken wir Herrn E., welcher dasselbe (der es!) restaurirt hat — wer spricht so? Kein Mensch! Aber sowie der Deutsche die Feder in die Tinte taucht, fährt ihm der Registrator oder Kanzlist in die Glieder. In einem Ehrenbürgerbriefe zu schreiben: wir ernennen Herrn X. wegen der großen Verdienste, die er sich um unsre Stadt erworben hat u. s. w. — das wäre ja im höchsten Grade würdelos, so spricht man wohl, aber so schreibt man doch nicht! Wir ernennen Herrn X. in Anbetracht der großen Verdienste, welche derselbe um unsre Stadt sich erworben hat u. s. w. — so klingts großartig, feierlich, erhaben! Kaiser Friedrich soll als Kronprinz 1859 zu einer Deputation gesagt haben: wenn Gott meinen Sohn am Leben erhält, so wird es unsre schönste Aufgabe sein, denselben in den Gesinnungen und Gefühlen zu erziehen, welche mich an das Vaterland ketten. Man kann drauf schwören, daß er nicht

so gesagt hat, sondern: ihn in den Gesinnungen und Gefühlen zu erziehen, die mich an das Vaterland ketten. Aber der Zeitungsschreiber hat das natürlich erst aus dem menschlichen ins papierne übersetzen müssen.

Darin, daraus, daran, darauf u. s. w.

Aber es sind ja nicht bloß die Fürwörter er und dieser, die durch den unsinnigen Mißbrauch verdrängt und vermengt werden; er — wollte sagen „derselbe" frißt noch weiter, viel weiter. In der lebendigen Sprache haben wir die leichten, zierlichen Adverbia: darin, daraus, daran, darauf, damit, dabei, darum, dafür u. s. w.; jeder braucht sie hundertmal des Tags. Aber sowie einer die Feder ergreift — wehe den armen! Dann heißt es: in demselben, aus demselben, an demselben, auf demselben, mit demselben, bei demselben u. s. w. — auch in dieser Gestalt storcht das langbeinige Ungetüm überall durch die Sätze. Das Denkmal will alles prunkvolle vermeiden, nur das allgemein menschliche soll in demselben (darin!) betont werden — die Russen haben nun einmal die Rolle des Störenfrieds und scheinen sich in derselben (darin!) sehr wohl zu fühlen — so sehr ich in diesem Punkte mit dem Verfasser einverstanden bin, so entschieden muß ich die Forderungen bekämpfen, die er aus demselben (daraus!) ableitet — sie betrachteten sich als die alleinigen Eigentümer des Landes und gestanden andern keinen Anteil an demselben (daran!) zu — obgleich durch den Regen der Abmarsch des Festzuges verspätet und die Beteiligung an demselben (daran!) beeinträchtigt wurde — im Jahre 1560 wurde der Turm erhöht und eine Wohnung auf demselben (darauf!) erbaut — die Wiesen waren wieder getrocknet, und bald entwickelte sich auf denselben (darauf!) ein üppiger Graswuchs — der Import von Haaren war so groß, daß Colbert eine starke Steuer auf den-

selben (darauf!) zu legen beschloß — der Boden war überall von so wunderbarer Beschaffenheit, daß sich kaum die fruchtbarsten Gegenden Deutschlands mit demselben (damit!) vergleichen ließen — der Holzbau ist ein viel zu überwundener Standpunkt, als daß es der Mühe lohnte, sich in der Praxis mit demselben (damit!) zu befassen — die Erziehung des Knaben ruhte ausschließlich in den Händen der Mutter, da sich der Vater, der sich viel auf Reisen befand, nicht um dieselbe (darum!) kümmern konnte — hier bedarf es des Glaubens an die gute Sache und der Begeisterung für dieselbe (dafür!) — keinem kann dieses Studium erlassen werden, wohl aber bereitet sich für dasselbe (dafür!) ein neuer Maßstab vor — dieser Gedanke wurde am Mainzer Hofe lebhaft erwogen, der Kurfürst war ganz von demselben (davon!) erfüllt — die Fürstin wünschte lebhaft, das Bild zu besitzen, aber Angelika konnte sich von demselben (davon!) nicht trennen — in der Mitte des Schrankes hängt ein mächtiges, reich verziertes Schwert, neben demselben (daneben!) rechts und links zwei kleinere Schwerter — in diesen Graben fließt eine bedeutende Wassermenge, deshalb ist auch ein Steg über denselben (darüber!) gelegt — die Presse ist noch nicht einig, ob sie den Vorfall bedauern oder sich über denselben (darüber!) freuen soll — das Partizip steht hier absolut, ein Komma hinter demselben (dahinter!) würde nur irre führen u. s. w. Anders wird gar nicht geschrieben, es ist ein Jammer, ein wahrer Jammer!

Nach einem weit verbreiteten Aberglauben sollen sich die Adverbia darin, darauf, dafür u. s. w. immer nur auf eine Handlung, ein Zeitwort, einen ganzen Satz, aber nie auf ein Hauptwort beziehen können. Es sei also zwar richtig, zu antworten: ich kann mich nicht darauf besinnen — wenn gefragt worden sei: besinnst du dich, was du mir damals versprochen hast? aber nicht wenn die Frage gelautet habe: besinnst du dich auf den Ausdruck, den du damals gebraucht hast? Die angeführten

Beispiele werden diesen Aberglauben in seiner ganzen Lächerlichkeit gezeigt haben. Die lebendige Sprache setzt diese Adverbia überall statt der Präposition in Verbindung mit einem persönlichen Fürwort. Nur auf Personen können sie sich nicht beziehen, da muß das persönliche Fürwort stehen. Es giebt zwar Fälle, wo das Adverbium auch bei Sachen etwas ungewöhnlich klingt, z. B.: wer die hiesigen Universitätsverhältnisse und mein Verhalten dazu nicht kennt; aber das liegt doch nur daran, daß uns das dumme derselbe so oft vor die Augen gebracht wird, daß uns das einfache und natürliche schließlich befremdet. Und was hindert denn, auch hier das persönliche Fürwort zu brauchen? Warum sagt man nicht: die hiesigen Universitätsverhältnisse und mein Verhalten zu ihnen? Bei ohne bleibt sowieso nie etwas andres übrig, denn ein Adverbium darohne giebt es nicht, obwohl man es zu bilden versucht hat. Auch bei dem Neutrum es entsteht eine Schwierigkeit. Sie wollte sich durch das Geld Vorteile verschaffen, auf die sie ohne dasselbe nicht rechnen konnte — hier ist doch wohl dasselbe ganz unvermeidlich? Soll man schreiben: ohne es? Jakob Grimm hätte es gethan, er schrieb so, er wollte, daß es nicht anders behandelt würde, als ihn und sie, und einige wenige sind ihm darin gefolgt. Es klingt aber doch gar zu seltsam, denn in der ganzen deutschen Sprache ist es sonst tonlos, und hier müßte es betont werden.

Bisweilen erscheinen in einem Satze zwei gleichklingende persönliche Fürwörter unmittelbar hinter einander, z. B. sie als Femininum und als Plural. Handlungen dieser Art suchte die Gewerbeordnung zu unterdrücken, indem sie sie verbot. Etwas schrecklicheres ist ja für die Augen des Papiermenschen gar nicht denkbar. Da muß es doch unbedingt heißen: indem sie dieselben verbot? Nein, selbst da nicht, denn man spricht nicht so, man spricht frischweg sie sie, und was gesprochen und gehört nicht mißfällt, kann doch auch geschrieben oder gedruckt keinen Anstoß erregen! Wenn sich in der Schulklasse ein paar

Mädchen gezankt haben, zwei einer dritten ein Buch genommen haben, der Lehrer Frieden stiftet und dann fragt: habt ihr ihr ihr Buch wiedergegeben? so ist das doch noch schlimmer. Aber wird der Lehrer etwa deshalb fragen: habt ihr derselben ihr Buch wiedergegeben?

Der abhängige Genetiv endlich (desselben und derselben) kann überall durch sein und ihr ersetzt werden, denn daß diese nur im reflexiven Sinne gebraucht werden könnten, ist doch auch wieder nur Aberglaube.*) Als die Kaiserin das Schloß besichtigt und die Schönheit desselben bewundert hatte — warum nicht: seine Schönheit? Die Sammlung ist so zeitgemäß, daß zur Rechtfertigung derselben kein Wort zu verlieren ist — warum nicht: zu ihrer Rechtfertigung? Freilich würden einige Geschäfte dann eingehen, da die ganze Bedeutung derselben darin beruht u. s. w. — warum nicht: ihre ganze Bedeutung? Auch wer sich tief in die Eigentümlichkeiten der spanischen Dichtung versenkt hat und von der lebhaften Bewunderung für die Vorzüge derselben durchdrungen ist — warum nicht: für ihre Vorzüge? Wo ein Mißverständnis entstehen könnte, da schreibe man dessen und deren, z. B.: es muß dem Biographen nachgerühmt werden, daß er bei aller Liebe zu seinem Helden doch nicht blind für dessen Schwäche ist. Aber nur nicht desselben! In den allermeisten Fällen aber — man achte nur drauf und versuche es! — kann man den schleppenden Genetiv einfach streichen, ohne daß der Gedanke dadurch auch nur im geringsten an Deutlichkeit verlöre. Nicht auf den Stoff kommt es an, sondern auf die Behandlung desselben — über die Aufgaben waren alle einig, nur schlugen sie zur Lösung derselben verschiedne Wege ein — die Erklärung des Parteitages fand so viel Beifall, daß sich die Führer

*) Beim Übersetzen aus dem Lateinischen z. B. müßte streng darauf gehalten werden, daß kein ejus und eorum mit desselben und derselben übersetzt wird!

desselben ermutigt sahen — Gregor klagte, daß sie die Kirche zerstört und das Material derselben zum Bau ihrer Häuser verwendet hätten — zu den Unregelmäßigkeiten in der äußern Anlage unsrer Dörfer kommt noch die Unregelmäßigkeit im innern Aufbau derselben — ich habe die Fachausdrücke des Deutschen und des Französischen mit einander verglichen und habe gefunden, daß die Mehrzahl derselben übereinstimmt — nachdem die Gäste das Gasthaus verlassen hatten und die Wirtin desselben die Thür verschlossen hatte — man streiche die Genetive: ist irgendwo das geringste Mißverständnis möglich?

Derjenige, diejenige, dasjenige

Noch in anderm Sinne als derselbe ist das schöne Kanzleiwort derjenige ein Papierpronomen: es ist eigens für die Papiersprache erfunden. Derjenige ist im sechzehnten Jahrhundert aus einem vorhergegangnen der jene entstanden, wie das (zum Glück wieder verschwundne) derselbige aus derselbe. Es hat keinen andern Zweck und keine andre Aufgabe, als das betonte, lange der der lebendigen Sprache, wie es vor Relativsätzen und vor abhängigen Genetiven steht, auf dem Papiere zu ersetzen. Den Ton und die Länge kann man ja weder schreiben noch drucken, man müßte denn gerade dēr drucken wollen; also hilft man sich, so gut man kann. Der eine läßt das der sperren (wie auch ein, wenn es so viel heißen soll wie ein einziger), ein andrer greift zu jener, wie es in Österreich beliebt ist, in der Regel aber schreibt und druckt man derjenige. Wenn man spricht, sagt man: als er endlich den Weg einschlug, der zum Ziele führen mußte; aber drucken läßt man: als er endlich denjenigen Weg einschlug, welcher zum Ziele führen mußte.

Am großartigsten wirkt derjenige, wenn es allein steht, ohne Hauptwort, z. B.: selbst diejenigen, welche die Schaffung eines allgemeinen bürgerlichen

Gesetzbuches nicht ganz ablehnen — kein Scharfsinn hätte eine bessere Lösung finden können, als diejenige, welche die Verhältnisse zuletzt aufzwangen. In der lebendigen Sprache sagt man zwar: selbst die, die die Schaffung eines Gesetzbuches nicht ganz ablehnen — eine bessere Lösung, als die, die die Verhältnisse zuletzt aufzwangen. Aber das ist ja wieder das Schreckgespenst des Papiermenschen: nicht zwei-, nein dreimal hinter einander dasselbe Wort! Wirklich? dasselbe Wort? Dreimal hinter einander dieselben drei Buchstaben: d — i — e; aber wer seine Ohren aufmacht, der hört doch drei ganz verschiedne Wörter: dieh, die di — drei Wörter von ganz verschiedner Länge, und hinter dem ersten eine Pause. Das kann man doch nicht häßlich nennen, es ist ja die reine Musik, es hüpft und springt. Nun höre man dagegen das Schleppen und Schleichen und Schlurfen: diejenigen, welche die!

Nun vollends, daß man in der lebendigen Sprache in tausend und abertausend Fällen statt derjenige, welcher das einfache wer braucht — also drei Laute statt fünf Silben! — das ist dem Papiermenschen völlig unbekannt. Er wäre imstande, das Sprichwort: wer Pech angreift, besudelt sich — oder den Kinderspruch: wer meine Gans gestohlen hat, der ist ein Dieb — oder den Goethischen Vers: nur wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide — zu verwandeln in: derjenige, welcher Pech angreift — derjenige, welcher meine Gans gestohlen hat — nur derjenige, welcher die Sehnsucht kennt u. s. w.

Leider liegt hier einmal der Fall vor, daß eine Erscheinung der Papiersprache sogar in die lebendige Sprache eingedrungen ist, was doch gewiß selten geschieht. Aktenmenschen und Gewohnheitsredner bringen es fertig, in einer Stunde dreißigmal derjenige, welcher zu sagen. Selbst in der Unterhaltung der „Gebildeten“ kann mans schon hören; sie haben es eben zu oft in der Zeitung gelesen. Aber die lebendige Sprache des Volkes kennt es nicht; wenn es der Mann aus dem Volke in den Mund nimmt, so thut

er es nur -- ironisch, um sich drüber lustig zu machen, er spricht es gleichsam nur mit Gänsefüßchen. Also du bist derjenige, welcher? fragt er höhnisch, oder er sagt: fällt mir gar nicht ein; wenn ein Unglück passirt, dann bin ich derjenige, welcher (nämlich: blechen muß) und zitirt damit gleichsam spöttisch das Gesetzbuch oder die Polizeiverordnung, worin er die beiden Papierwörter auf jeder Seite gelesen hat. Und darin liegt ein gewisser Trost. Hoffentlich kommt noch einmal ein Geschlecht, dem das derjenige, welcher genau so lächerlich geworden ist, wie unsern Vorfahren schon das sintemal und alldieweil und ähnliche Herrlichkeiten der Gesetz- und Verordnungssprache.

Jener, jene, jenes

Der Wiener braucht statt derjenige vor Relativsätzen, namentlich aber vor einem abhängigen Genetiv jener. Das halten manche deutschen Schriftsteller jetzt offenbar auch für eine besondre Schönheit und machen es mit. Der Österreicher schreibt: diese Vorlesungen haben nur einen bedingten Wert für jenen, der selber Einsicht genug hat, Dichterwerke ohne Beihilfe zu verstehen. In gutem Schriftdeutsch wird aber jener nur in die Ferne weisend gebraucht, mit einem bald stärkern, bald schwächern rhetorischen Beigeschmack: wenn ich an jene schöne Zeit zurückdenke u. s. w.

Ganz unausstehlich für deutsche Ohren ist das Wienerische jener vor einem abhängigen Genetiv, z. B.: der Orden der Dominikaner und jener der Franziskaner — wir hoffen, daß sich die Ausstellung ebenso erfolgreich erweisen werde, wie jene von 1873 — obgleich die Gesamtzahl ihrer Kräfte jener des Feindes bedeutend nachstand — ein Ecce homo trägt das Monogramm Ludwig Krugs, eine Madonna jenes des Marcantonio Raimondi — so auffallend erschien dem Tacitus die Art des deutschen Anbaues gegenüber jener der romanischen Völker — größere

Gebäude, wie Kirchen und Seminare, dürfen für die Gesellschaft Jesu nur mit Erlaubnis des Generals, kleinere mit jener des Provinzials errichtet werden — unter den Dienstkrankheiten der Bahnbeamten nehmen jene der Verdauungsorgane den breitesten Raum ein u. s. w. In allen diesen Fällen würde die deutsche Amts- und Zeitungssprache derjenige setzen, was natürlich genau so häßlich ist, wie das österreichische jener. Die gute Schriftsprache kennt vor solchen Genetiven nur das sogenannte Determinativ, den betonten Artikel der, die, das: der Orden der Dominikaner und der der Franziskaner.

Personenverwechslung beim Fürwort

In Bekanntmachungen begegnet man nicht selten einer Vermengung der ersten und der dritten Person beim persönlichen Fürwort. Da schreibt ein Bücherverleiher: die von mir entliehenen Bücher bittet baldigst zurückzugeben Paul Schulze; oder zwei frohe Elternpaare melden: die Verlobung unsrer Kinder Max und Gertrud beehren sich hiermit ergebenst anzuzeigen u. s. w. Aus solchen Bekanntmachungen erfährt man weder, wem die Bücher, noch wem die Kinder angehören; auf keinen Fall den Unterzeichnern, denn diese stehen in der dritten Person.

Zur Kasuslehre. Ich versichre dir oder dich?

Verhältnismäßig wenig Verstöße werden gegen die Kasuslehre begangen; im allgemeinen herrscht eine erfreuliche Sicherheit darüber, welchen Kasus ein Zeitwort oder ein Eigenschaftswort zu sich zu nehmen hat. Bei einer kleinen Anzahl von Zeitwörtern schwankt aber doch der Sprachgebrauch, der eine verbindet sie mit dem Dativ, der andre mit dem Akkusativ. Es sind das namentlich die Zeitwörter heißen, lassen, lehren, angehen, dünken, kosten und nachahmen.

Mit der berüchtigten gemeinen Verwechslung von mir und mich hat dieses Schwanken nichts zu thun,

sondern es hängt meist damit zusammen, daß in den Begriff dieser Verba sinnverwandte Zeitwörter hineinspielen, die teils mit dem Dativ, teils mit dem Akkusativ verbunden werden. Aber nur in den seltensten Fällen hat das Schwanken eine Berechtigung. Bei nachahmen handelt sichs gar nicht um ein bloßes Schwanken, sondern um zwei ganz verschiedne Bedeutungen des Wortes; es ist ein großer Unterschied, ob man sagt: ich ahme dich nach, oder: ich ahme dir nach. Mit dem Akkusativ bedeutet es nachmachen (dich), mit dem Dativ nachstreben (dir). Wenn Schüler dem Lehrer nachahmen, so kann das sehr lobenswert sein; wenn sie den Lehrer nachahmen, so kann ihnen das unter Umständen eine Stunde Karzer eintragen. Schwer ist es, bei kosten eine Entscheidung zu treffen; kosten ist ein Lehnwort, entstanden aus dem lateinischen constare. Die Verbindung constat mihi ist aber gar nicht maßgebend, denn kosten ist ursprünglich im Sinne von aufwenden machen gebraucht worden. Der Akkusativ überwiegt denn auch in der guten Schriftsprache. Bei allen übrigen der genannten Verba hat der Dativ überhaupt keine Berechtigung. Sätze wie: laß mir das einmal sehen — das geht dir nichts an u. ähnl. gehören nur der niedrigsten Volkssprache an. Heißen verträgt den Dativ der Person nur ausnahmsweise: wer hat dir das geheißen? Im allgemeinen verlangt es, wie lehren, unbedingt den Akkusativ der Person. Aber gerade für lehren und heißen hat die ganze Frage schon seit längerer Zeit mehr einen akademischen Charakter, denn in der lebendigen Sprache werden diese Wörter überhaupt kaum noch in solcher Verbindung gebraucht.*)

Ganz lächerlich ist die Unsicherheit und der Streit darüber, ob es heißen müsse: ich versichre dir

*) In Leipzig braucht das Volk lehren mit einem Akkusativ der Person fast gar nicht mehr, sondern nur lernen; man sagt nicht bloß: wo hast du das gelernt? sondern auch: wer hat dir das gelernt?

oder: ich versichre dich. Unzweifelhaft ist versichern ein transitives Zeitwort; man versichert sein Leben, seinen Hausrat, seine Ernte. Man kann zur Not auch sagen: ich versichre dich meiner Freundschaft, wiewohl das schon gesucht klingt und der geläufigern reflexiven Verbindung: ich versichre mich deiner Person — künstlich nachgebildet zu sein scheint. Aber zu sagen: ich versichre dich, daß ich nichts davon gewußt habe — und das für richtig zu halten oder gar zu verteidigen, kann doch nur einem grammatischen Sophisten einfallen oder einem Menschen, der wirklich — mir und mich nicht unterscheiden kann. Wenn auf versichern ein Inhaltsatz mit daß folgt, so ist eben der Inhalt dieses Satzes das Objekt der Versicherung; diese Versicherung aber gebe ich nicht dich, sondern ich gebe sie dir. Versichern tritt dann vollständig in eine Reihe mit beteuern, erklären, sagen, melden, berichten,*) mitteilen, also lauter Verben, die mit dem Dativ der Person und einem Objekt der Sache verbunden werden. Passiv fällt es gar niemand ein, zu sagen: ich bin versichert worden, daß, sondern jeder sagt: mir ist versichert worden, daß. Also ist auch aktiv das einzig richtige: ich versichre dir, daß ich nichts davon gewußt habe. Wenn das falsche namentlich in Kreisen, die für vornehm gelten möchten, jetzt mit einer gewissen Absichtlichkeit gebraucht wird (auch in neuern Romanen), so ist das, wie andres auch, eine Modedummheit, durch die sich der gesunde Menschenverstand und ein natürliches Sprachgefühl nicht werden irre machen lassen.

Voller Menschen

Das Adjektivum voll verbindet wohl jeder richtig mit dem Genetiv oder, je nachdem, mit der Prä-

*) Berichten hatte in der ältern Sprache auch den Akkusativ der Person bei sich, aber nie mit nachfolgendem Inhaltsatze, sondern immer nur mit einem Genetiv der Sache. Das einzige sinnverwandte Zeitwort, das mit einem Akkusativ der Person und einem Inhaltsatze verbunden werden kann, ist das verhältnismäßig junge benachrichtigen.

position von, z. B.: die Straßen waren voll geputzter Menschen — er war deines Lobes voll — das ganze Haus war voll von Altertümern und Merkwürdigkeiten. Daneben ist noch üblich, das Substantiv gänzlich unflektirt zu voll zu setzen: voll Blut, voll Rauch, voll Zorn, voll Liebe, voll Verlangen u. s. w. Das ist eigentlich ein Fehler, aber wieder einer, der nicht mehr als solcher gefühlt wird. Wenn man voll Liebe sagte, so meinte man natürlich den Genetiv. Da dieser aber beim Femininum nicht erkennbar war, so verdunkelte sich allmählich das Gefühl dafür, und so ging er auch bei männlichen und sächlichen Substantiven verloren. Genau in derselben Weise sind ja Verbindungen entstanden, wie: ein Stück Brot, ein Glas Wein.

Nun aber voller — wie stehts damit? Im Volksmunde ist es ja ganz gäng und gäbe, auch unsre besten Schriftsteller haben es stets geschrieben, aber heute getraut man sichs doch nicht mehr so recht, weil man so gelehrt geworden ist, daß man immer über die Sprache grübelt, ob man wohl auch so sagen dürfe oder nicht, aber nicht gelehrt genug, die Zweifel wieder zu bannen. Der Junge steckt voller Schnurren — der Baum hängt voller Kirschen — der Kerl ist voller Neid — die Kirche war voller Menschen — darf man denn so schreiben? Gewiß darf mans; jedermann, hoch und niedrig, spricht ja so, warum soll mans nur nicht schreiben dürfen?

Wie die Konstruktion zu erklären sei, ist freilich unsicher. Das voller sieht aus wie ein Genetiv des Feminins oder des Plurals. In der That hat man auch die Verbindung so zu erklären gesucht, daß man annahm, voll sei zunächst von den nachfolgenden Genetiven des Feminins oder des Plurals ergriffen (attrahirt), und nachdem das Gefühl dafür verloren gegangen sei, dann auch vor dem männlichen und dem sächlichen Singular gebraucht worden. Nach einer andern Meinung wäre es aus voll der entstanden. Neuerdings ist behauptet worden, es sei

ein erstarrter alter männlicher Nominativ, der sich noch aus der Zeit erhalten habe, wo das Adjektivum im Prädikat (und als hinter dem Substantiv stehendes Attribut) noch flektirt wurde, also ein Baum *voller Früchte* sei eigentlich ein *früchtevoller* Baum. Mag die Bildung entstanden sein, wie sie will, jedenfalls hat sie nichts niedriges oder gemeines, im Gegenteil etwas sehr trauliches und anheimelndes und ist der guten Schriftsprache durchaus würdig.

Zahlwörter

Die wenigen Verstöße, die gegen den richtigen Gebrauch der Zahlwörter begangen werden, gehören fast nur der Formenlehre an.*) Verschiedne Geschmacklosigkeiten muß die arme *eins* über sich ergehen lassen. Statt: der *hunderterste* wird neuerdings geschrieben: der *hundertundeinte* (!), statt: der *erste* wird von solchen, die auf jede Modedummheit hineinfallen, bei Handlungen jetzt nur noch der *erstmalige* gesagt: die *erstmalige* Zusammenkunft der deutschen Architekten in Leipzig fand 1842 statt**), und bei Gliederungen, die mit *erstens*, *zweitens*, *drittens* oder mit *erstens*, *sodann*, *ferner*, *endlich* eingeleitet werden, halten es viele für eine besondre Feinheit das erste Glied mit — *einmal* (!) zu beginnen: die Fortsetzung der Reise verbot sich aus verschiednen Gründen, *einmal* wegen der vorgerückten Jahreszeit, *sodann* u. s. w. Diese letzte Wunderlichkeit ist freilich ziemlich alt und findet sich auch bei den besten Schriftstellern; eine Wunderlichkeit bleibt es aber doch. Thöricht ist es, von *ersten Schriftstellern* oder Künstlern zu reden, wie es unsre Buchhändler jetzt immer thun; die Ordinalzahl verlangt den bestimmten Artikel.

---

*) Ein bekanntes Unterhaltungsblatt druckt seit Jahrzehnten beharrlich *sechszig* und *siebenzig*, obgleich man doch in ganz Deutschland *sechzig* und *siebzig* sagt.

**) Wollen wir vielleicht auch weiter zählen: die *zweitmalige*, die *drittmalige*, die *viertmalige*?

Die Präpositionen. Anläßlich, gelegentlich u. s. w.

Nun aber die Präpositionen — das ist wieder ein Gebiet, auf dem sich eine Unmasse von Geschmacklosigkeiten und Fehlern breit macht. Da sind zunächst diese häßlichen Geschöpfe selbst, unsre heutigen Modepräpositionen!

Als Präpositionen gebrauchte man früher eine Menge kleiner Wörtchen, die aus zwei, drei, vier Buchstaben bestanden. In unsern Grammatiken findet man sie auch noch jetzt verzeichnet, dieses lustige kleine Gesindel: in, an, zu, aus, von, auf, mit, bei, vor, nach, durch u. s. w.; in unserm heutigen Amts- und Zeitungsdeutsch aber fristen sie nur noch ein kümmerliches Dasein, da sind sie verdrängt und werden immer mehr verdrängt durch schwerfällige schleppende Ungetüme, wie: behufs, betreffs, zwecks, seitens, mittelst, vermittelst, bezüglich, hinsichtlich, rücksichtlich, einschließlich, ausschließlich, anläßlich, gelegentlich, inhaltlich, antwortlich, abzüglich, zuzüglich, vorbehältlich u. s. w. Wie lange wirds dauern, so wird in unsern Grammatiken der Abschnitt über die Präpositionen vollständig umgestaltet werden müssen; diese Ungetüme werden als unsre eigentlichen Präpositionen verzeichnet, die alten, wirklichen Präpositionen in — die Sprachgeschichte verwiesen werden müssen.

Früher wurde einer mit einem Messer gestochen und dann mit einer Droschke ins Krankenhaus gebracht; so wird auch heute noch gesprochen. In der Zeitung geschieht es aber nur noch vermittelst eines Messers und vermittelst einer Droschke. Ein herrliches Wort, dieses vermittelst! Dem Anschein nach eine Superlativbildung, aber wovon? Ein Adjektivum vermittel giebt es nicht, nur ein Zeitwort vermitteln. Daran denkt aber doch niemand bei vermittelst. Offenbar ist das Wort in schauderhafter Weise verdorben aus mittels, dem Genetiv

von Mittel, der in ähnlicher Weise zur Präposition gepreßt worden ist wie behufs und betreffs, zu denen sich neuerdings noch zwecks, mangels und namens gesellt haben — lauter herrliche Erfindungen.*) Das Zwischenglied wäre dann mittelst, das es ja auch giebt; fürstliche Personen reisen stets mittelst Extrazuges, und ein „Etablissement," das früher mit oder durch Gas erleuchtet wurde, wird jetzt natürlich mittelst Elektrizität erleuchtet, Handelsartikel, die früher mit Maschinen hergestellt wurden, sind jetzt nur noch mittelst Maschinen zu gewinnen.

Daß zu unter anderm auch den Zweck bezeichnen kann, ist dem Beamten und dem Zeitungsschreiber gänzlich unbekannt. Früher verstand mans sehr gut, wenn einer sagte: er ist der Polizeibehörde zur Einsperrung überwiesen worden — die Nummern sind zur Registrirung beigefügt worden; jetzt heißt es nur noch: behufs oder noch lieber zwecks Einsperrung, zwecks (oder zum Zwecke) der Registrirung, zwecks Feststellung der Krankenkassenbeiträge, zwecks Stellungnahme zum Judenschutzverein u. s. w. Behufs Bildung einer Berufsgenossenschaft — behufs Wahrung des Prestiges der italienischen Flagge — ein Bündnis Englands mit Rußland zwecks Niederhaltung Deutschlands — die Schülerinnen sollen zwecks Schonung ihrer Augen acht Tage vom Unterrichte dispensirt werden und dann zwecks erneuter Untersuchung sich wieder in der Schule einfinden — so hufft und zweckeckst es durch die Spalten der Zeitungen.

Einen Brief fing man früher an: auf dein Schreiben vom 17. teile ich dir mit —; jetzt heißt es

---

*) Früher hieß es: im Namen des Königs, aus Mangel an genügendem Angebot, jetzt nur noch namens des Königs — mangels genügenden Angebots. Hört man denn nicht den häßlichen Gleichklang, der ganz unnötigerweise durch die Häufung der Genetiv-s entsteht? Manche Leute sind ganz vernarrt in diese Genetive; liest man doch schon: anfangs (!) Oktober — eingangs (!) der sächsischen Schweiz u. Ähnl.

nur noch: antwortlich oder in Beantwortung oder in Erwiederung deines Schreibens. Früher verstand es jedermann, wenn man sagte: nach Paragraph 5, nach den Bestimmungen der Bauordnung, das Volk spricht auch heute noch so; in den Bekanntmachungen der Behörden aber heißt es nur: in Gemäßheit von Paragraph 5, inhaltlich der Bestimmungen der Bauordnung. Also statt einer einsilbigen Präposition, nach, ein so fürchterliches Wort wie Gemäßheit, flankirt von zwei Präpositionen, in und von! Eine Festschrift erschien früher zum Geburtstag eines Gelehrten, beim Jubiläum eines Rektors, zur Enthüllung eines Denkmals, jetzt nur noch aus Anlaß oder anläßlich des Geburtstages, gelegentlich des Jubiläums, bei Gelegenheit der Enthüllung. Beim Auftreten der Influenza hat sich gezeigt — in den Verhandlungen über den Entwurf wurde bemerkt — auf der Weltausstellung in Sydney traten diese Bestrebungen zuerst hervor — versteht das niemand mehr? Es scheint nicht so, denn jetzt heißt es: gelegentlich des Auftretens der Influenza — gelegentlich der über den Entwurf gepflogenen (!) Verhandlungen — bei Gelegenheit der Weltausstellung in Sydney. Für wegen wird nur noch aus Anlaß gesagt: der Botschafter X. hat sich aus Anlaß einer ernsten Erkrankung seiner Gemahlin nach B. begeben. Für über heißt es nur noch betreffs oder bezüglich: das letzte Wort betreffs der Expedition ist noch nicht gesprochen — die Mitteilung der Theaterdirektion bezüglich der Neueinstudirung des Don Juan war verfrüht. Früher verstand mans, wenn gesagt wurde: mit der heutigen Versammlung sind in diesem Jahre zehn Versammlungen gewesen, ohne die heutige neun; jetzt muß geschrieben werden: einschließlich der heutigen Versammlung, ausschließlich der heutigen Versammlung. Unsre Kaufleute reden sogar davon, was eine Ware zu stehen komme abzüglich der Transportkosten oder zuzüglich der Fracht, statt: mit den Transportkosten und ohne die Fracht, was man

doch auch verstehen würde. Ein Betrüger ist mit 10000 Mark entflohen — ist das nicht deutlich? Der Zeitungsschreiber sagt: unter Mitnahme von 10000 Mark! Endlich: mit Zuhilfenahme von, auf Grund von, unter Zugrundelegung von, was sind auch diese Wendungen anders als breitspurige Umschreibungen einfacher Präpositionen, zu denen man greift, weil man die Kraft und Wirkung der Präpositionen nicht mehr fühlt oder nicht mehr fühlen will? Ohne Zuhilfenahme von fremdem Material — was heißt das anders, als: ohne fremdes Material? Ist es nötig, daß in Bekanntmachungen einer Behörde geschrieben wird, daß ein gewisser Unternehmer eine Kaution in Höhe von 1000 Mark zu erlegen habe, daß eine Straße neu gepflastert werden solle in ihrer Ausdehnung von der Straße A bis zur Straße B? Sind wir wirklich so schwachsinnig geworden, daß wir eine Kaution von 1000 Mark nicht mehr verstehen, uns bei dem einfachen von — bis keine Strecke mehr vorstellen können? Muß das alles besonders ausgequetscht werden?

Seitens

Der größte Greuel aber auf dem Gebiete unsers ganzen heutigen Präpositionengebrauchs ist wohl das Wort seitens; es ist wieder zu einer wahren Krankheit am Leibe unsrer Sprache geworden. Zunächst ist es schon eine schauderhafte Bildung. In den vierziger und fünfziger Jahren schrieben die Beamten und die Zeitungsschreiber beim passiven Verbum mit Vorliebe von Seiten statt des einfachen von (ebenso auf Seiten statt bei). Das war natürlich unnötiger Schwulst, aber es war doch wenigstens richtig, ja man konnte sich sogar über den guten, alten schwachen Dativ Seiten freuen, den sich heute niemand mehr zu bilden getrauen würde. Mit der Zeit wurde aber doch selbst den Kanzlei- und Zeitungsmenschen dieses ewige von Seiten zu viel. Statt nun das einzig vernünftige zu thun und wieder zu dem ein-

fachen von zurückzukehren, ließ man das von weg und sagte nur noch seiten. Aber das dauerte auch nur kurze Zeit. Kaum war die Neubildung fertig, so wurde sie einer abermaligen Umbildung unterzogen, man hängte gedankenlos, verführt durch Genetive wie behufs, betreffs, ein gänzlich unorganisches s an den alten Dativ,*) und so entstand nun dieses Jammerbild einer Präposition, das heute das Leib- und Lieblingswort der gesamten deutschen Amts- und Zeitungssprache ist. So wie man eine Zeitung in die Hand nimmt, das erste Wort, das einem in die Augen fällt, ist: seitens. Die kleinen Pfennignotizen der Lokalreporter fangen gewöhnlich gleich damit an; wenn nicht, dann stehts gewiß auf der zweiten oder dritten Zeile. Da es die Zeitungssprache immer mehr verlernt, einen Vorfall, ein Ereignis im Aktivum mitzuteilen, da sie mit Vorliebe im Passivum erzählt, sodaß das Objekt zum grammatischen Subjekt und das logische Subjekt zum äußerlichen Agens wird, von beim Passivum ihr aber gänzlich unbekannt geworden ist, so kann sie thatsächlich nicht die kleinste Mitteilung mehr machen ohne seitens. Die Regierung, der Bundesrat, das Ministerium, der Magistrat, die Polizeidirektion, das Stadtverordnetenkollegium — sie alle thun nichts mehr, sondern alles wird gethan, alles geschieht, erfolgt, findet statt seitens der Regierung, seitens des Bundesrats, seitens des Ministeriums, seitens des Magistrats, seitens der Polizeidirektion u. s. w. Dem fortschrittlichen Kandidaten konnte seitens der Gegner nichts nachgesagt werden — die Maschinen können seitens der Interessenten jederzeit besichtigt werden — gegen solche Unart muß endlich einmal mit Ernst vorgegangen werden, seitens der Schule, seitens der Polizei, aber auch seitens des Publi-

---

*) Ein solches s drängt sich gar zu gern ein, man denke an öfters, nirgends, zusehends, durchgehends u. s. w.; in Leipzig sagt man sogar obs für ob: obs du kommst, meintswegen u. ähnl.

tums — anders wird gar nicht mehr geschrieben. Aber selbst bei aktiven Verben heißt es: zahlreiche Klagen sind seitens (!) einflußreicher Personen eingelaufen — seitens des Herrn Polizeipräsidenten ist uns nachstehende Bekanntmachung zugegangen — seitens der Kurie hat man sich noch nicht schlüssig gemacht u. s. w. In manchen Zeitungsspalten kann man das Wort fünfzehn, zwanzigmal finden, es kann einem ganz schlimm dabei werden. Aber auch der Theaterkritiker schreibt: es liegt darin etwas verletzendes, auch wenn dies weder seitens des Dichters, noch seitens der Darsteller beabsichtigt sein sollte; das Stück wurde seitens des Publikums einstimmig abgelehnt. Für den garstigen Gleichklang, der entsteht, wenn hinter seitens nun immer wieder Genetive auf s kommen, für dieses unaufhörliche Gezisch hat der Papiermensch kein Ohr. Wenn er ja einmal abwechseln will, auf das einfache, vernünftige von oder gar auf das Aktivum verfällt er ganz gewiß nicht; dann schreibt er lieber: englischerseits, staatlicherseits, kirchlicherseits, päpstlicherseits, ministeriellerseits oder: regierungsseitig, prinzipalseitig u. s. w.; die Gehilfenschaft hatte die Frage in ein Gleis gebracht, an dem sich prinzipalseitig nichts aussetzen ließ! Einzelne Tierärzte machen darauf aufmerksam — die Gegner der Juden behaupten — pfui, wie simpel! Der Zeitungsschreiber sagt: tierärztlicherseits wird darauf aufmerksam gemacht — antisemitischerseits (— ◡ ◡ — ◡ ◡ —) wird behauptet. So klingt es großartig!

Damit ist aber der Wirkungskreis des garstigen Wortes noch nicht erschöpft; es kommt noch schlimmer. Seitens wird nämlich nicht nur mit Verben, sondern auch mit Substantiven verbunden. Da schreibt man: die Beiträge zur Unfallversicherung seitens der Arbeitsherren — die Vorführung eines Spritzenzuges seitens des Branddirektors — der Übergang über die Parthe seitens der Nordarmee — die allgemeine Benutzung der Lebensversicherung seitens

der ärmern Klassen — ein Ruf zum Streit seitens des Herrn Windthorst — ein Opfer von 3000 Mark seitens der Stadt — die Besitznahme dieses Küstengebietes am Mittelmeere seitens der Franzosen — die Unsitte des Trampelns im Theater seitens der Studenten — der schädigende Einfluß der Verletzung der Glaubenspflichten seitens eines Kirchenmitgliedes — das Dementi der Nachricht von der Audienz des Herrn H. beim Kaiser seitens der Konservativen Korrespondenz — Zeitungen wie Bücher sind jetzt voll von solchen Verbindungen! Ja, wie soll man sie denn aber vermeiden? in allen diesen Beispielen ist doch ohne seitens gar nicht auszukommen? Nun, wie sind denn unsre Vorfahren ohne das schöne Wort ausgekommen? Entweder durch vernünftige Wortstellung: die Beiträge der Arbeitsherren zur Unfallversicherung — der Übergang der Nordarmee über die Parthe — ein Streitruf des Herrn Windthorst — ein Opfer der Stadt von 3000 Mark; oder indem man die Präposition durch benutzte: die Vorführung eines Spritzenzuges durch den Branddirektor (was freilich auch nicht schön, aber doch immer noch erträglicher ist als seitens), oder endlich, und das ist das vernünftigste, dadurch, daß man Nebensätze bildete, anstatt, wie es jetzt geschieht, die Nebensätze immer in Substantiva zusammenzuquetschen. Zu einem Zeitwort kann man ein halbes Dutzend nähere Bestimmungen setzen, da hat man immer freie Bahn und kommt leicht vorwärts; sowie man aber das flüssige Zeitwort in das starre Hauptwort verwandelt, verrammelt man sich selbst den Weg, und dann werden solche Angstverbindungen fertig, wie: der redliche Erwerb der Kleidungsstücke seitens des Angeklagten ließ sich zum Glück nachweisen (statt: daß er sie redlich erworben hatte). In den angeführten Beispielen braucht man nur zu sagen: wenn ein Kirchenmitglied die Glaubenspflichten verletzt — wenn die ärmern Klassen die Lebensversicherung allgemein benutzen wollten u. s. w., und man ist aus aller Verlegenheit.

Nun aber das tollste. Diese Angstverbindungen

von Substantiven mit seitens sind den Leuten durch den massenhaften Gebrauch schon so geläufig geworden, ja man ist so vernarrt in das Wort, daß man es auch da anwendet, wo gar keine Nötigung dazu vorliegt, daß man geradezu — den Genetiv damit umschreibt! Man sagt nicht mehr: der Besuch des Publikums, die Anregung des Vorstandes, eine Erklärung des Wirts, die freiwillige Pflichterfüllung eines Einzelnen, sondern: der Besuch seitens des Publikums, die Anregung seitens des Vorstandes, eine Erklärung seitens des Wirts, die freiwillige Pflichterfüllung seitens eines Einzelnen. Massenhaft laufen einem jetzt solche Beispiele über den Weg; man braucht nur zuzugreifen: ich wollte damit etwaigen Einreden seitens der Gegner vorbeugen — den glänzenden Erfolg, den der Verfasser dem ausgezeichneten Vortrage seitens des Rezitators zu danken hat — er wurde die Zielscheibe vieler Angriffe seitens der Klerikalen — ein höherer Gehilfe kann nicht ohne Vertrauen seitens des Handelsherrn angestellt werden — die Frau war wegen fortgesetzter Rohheiten seitens ihres Mannes ins Elternhaus zurückgekehrt — der Gesandte hatte die Stirn, zu fragen, ob man denn auch des Friedensbruches seitens Frankreichs gewiß sei — die Ursachen des ersten Krieges seitens des englischen Königs gegen die Holländer wurden dargelegt — das Urteil klingt hart, beruht aber auf sorgfältiger Prüfung seitens eines Unbefangnen — an der Tafel fehlte es nicht an herzlichen Reden und Gegenreden seitens der Arbeiter und Prinzipale u. s. w. Bei einzelnen dieser Beispiele scheint ja nun ein Schimmer von Erklärung und Entschuldigung in der Verlegenheit zu liegen. Das Hauptwort, von dem der Genetiv abhängen würde, bezeichnet meist eine Handlung, und da kann ja der Zweifel entstehen, ob man diese aktiv oder passiv auffassen soll. Der Besuch des Publikums — das könnte ja auch heißen, das Publikum sei besucht worden! Der Besuch seitens des Publikums — das ist nicht mißzuverstehen, da hat das Publikum

besucht! Angriffe der Klerikalen — da könnte man auch denken, die Klerikalen wären angegriffen worden; Angriffe seitens der Klerikalen — da haben sie natürlich angegriffen. Die Untersuchung des Arztes — da könnte man ja denken, der Arzt sei untersucht worden; die Untersuchung seitens des Arztes — nun hat der Arzt untersucht. Sollte es aber wirklich Leser geben, die so über die Maßen beschränkt wären, dergleichen mißzuverstehen?

Wenn sich der Mißbrauch, der mit seitens getrieben wird, in der bisherigen Weise weiter steigert, so können wirs noch erleben, daß in der deutschen Grammatik gelehrt werden muß: Nominativ: der Kaiser, Genetiv: seitens des Kaisers, Dativ: dem Kaiser u. s. w.

Im Wege

Aber auch in dem Gebrauche der echten, alten Präpositionen werden jetzt viele Fehler und Geschmacklosigkeiten begangen, vor allem dadurch, daß man zwei Präpositionen aus Gedankenlosigkeit mit einander verwechselt oder aus Ziererei vertauscht. Verwechselt werden jetzt sehr oft durch und wegen, obwohl sie doch so leicht auseinanderzuhalten wären, denn durch giebt das Mittel, wegen den Grund an. Es wird z. B. geschrieben: das Buch ist durch seine prachtvolle Ausstattung und sein handliches Format ein ebenso wertvolles wie sinniges Geschenk — die Marienkirche enthält viele durch Kunst und Geschichte bemerkenswerte Sehenswürdigkeiten — der Streit ist durch seine lange Dauer von mehr als bloß örtlicher Bedeutung gewesen. In allen diesen Sätzen muß es wegen heißen, denn man fragt hier nicht: wodurch, sondern weshalb oder warum? Ebenso werden für und vor, für und zu jetzt oft vertauscht. Früher hatte man Liebe zu jemand, faßte Neigung zu jemand, hegte Achtung vor jemand; jetzt gilts für fein, das alles durch für zu erledigen: bei aller Liebe und Achtung, die ich für ihn habe — er faßte eine tiefe Neigung für das Mädchen. Besonders

anstößig ist es, wie oft sich — offenbar unter dem Einflusse des Lateinischen und durch Nachlässigkeit beim Übersetzen — die Präposition in an Stellen drängt, wohin sie nicht gehört. Früher hatte man Vertrauen zu jemand, Hoffnung auf jemand und Mißtrauen gegen jemand. Das wird jetzt alles durch in besorgt, man hat Vertrauen in die Kriegsleitung (scheußlich!), ist ohne jedes persönliche Mißtrauen in die Behörden und setzt seine Hoffnung in die Zukunft. Früher ging man auf einem Wege vorwärts, und nur, wenn einen auf diesem Wege jemand am Vorwärtsgehen hinderte, so sagte man: er tritt mir in den Weg, er steht mir im Wege, er mag mir aus dem Wege gehen. Unsre heutigen Juristen aber möchten nur noch im Wege vorwärtsgehen oder vielmehr „vorschreiten,"*) sei es nun im Wege der Gesetzgebung oder im Wege der Verordnung oder im Wege des Vergleichs oder im Wege der Güte. Man denkt sich die Herren unwillkürlich in einer Schlucht oder einem Hohlwege stehen, „rings von Felsen eingeschlossen," wenn sie so „im Wege vorschreiten." Es geht aber noch weiter. Bei den Juristen bedeutet doch das Wort wirklich noch den eingeschlagnen Weg, das Verfahren. Wenn aber eine Bibliothek berichtet, daß ihr Bücher zugegangen seien im Wege der Schenkung, des Tausches oder des Kaufes, so ist das doch geradezu abgeschmackt, denn da ist doch nur von der Art und Weise die Rede; die Bücher sind ihr durch Schenkung, Tausch oder Kauf zugegangen.

In Ergänzung

Wie Ungeziefer hat sich in den letzten Jahren namentlich ein Mißbrauch der Präposition in verbreitet: die Verbindung von in mit gewissen Haupt-

*) Gegangen wird ja auch nicht mehr, es wird nur noch geschritten oder gar verschritten! Man verschreitet zur Abstimmung, zur Operation, ja sogar zum Aufgießen des Thees — immer mit hochgehobnen Beinen wie die Rekruten auf dem Drillplatze.

nur noch: antwortlich oder in Beantwortung oder in Erwiederung deines Schreibens. Früher verstand es jedermann, wenn man sagte: nach Paragraph 5, nach den Bestimmungen der Bauordnung, das Volk spricht auch heute noch so; in den Bekanntmachungen der Behörden aber heißt es nur: in Gemäßheit von Paragraph 5, inhaltlich der Bestimmungen der Bauordnung. Also statt einer einsilbigen Präposition, nach, ein so fürchterliches Wort wie Gemäßheit, flankirt von zwei Präpositionen, in und von! Eine Festschrift erschien früher zum Geburtstag eines Gelehrten, beim Jubiläum eines Rektors, zur Enthüllung eines Denkmals, jetzt nur noch aus Anlaß oder anläßlich des Geburtstages, gelegentlich des Jubiläums, bei Gelegenheit der Enthüllung. Beim Auftreten der Influenza hat sich gezeigt — in den Verhandlungen über den Entwurf wurde bemerkt — auf der Weltausstellung in Sydney traten diese Bestrebungen zuerst hervor — versteht das niemand mehr? Es scheint nicht so, denn jetzt heißt es: gelegentlich des Auftretens der Influenza — gelegentlich der über den Entwurf gepflogenen (!) Verhandlungen — bei Gelegenheit der Weltausstellung in Sydney. Für wegen wird nur noch aus Anlaß gesagt: der Botschafter X. hat sich aus Anlaß einer ernsten Erkrankung seiner Gemahlin nach B. begeben. Für über heißt es nur noch betreffs oder bezüglich: das letzte Wort betreffs der Expedition ist noch nicht gesprochen — die Mitteilung der Theaterdirektion bezüglich der Neueinstudirung des Don Juan war verfrüht. Früher verstand mans, wenn gesagt wurde: mit der heutigen Versammlung sind in diesem Jahre zehn Versammlungen gewesen, ohne die heutige neun; jetzt muß geschrieben werden: einschließlich der heutigen Versammlung, ausschließlich der heutigen Versammlung. Unsre Kaufleute reden sogar davon, was eine Ware zu stehen komme abzüglich der Transportkosten oder zuzüglich der Fracht, statt: mit den Transportkosten und ohne die Fracht, was man

auf einem Ball am Hofe Napoleons eine Rose überreicht haben sollte mit den Worten: wollen Sie diese Rose annehmen in Erinnerung an den letzten Walzer, den ich in meinem Leben getanzt habe!

Wer ein wenig nachdenkt, sieht, daß hier die verschiedensten logischen Verhältnisse in ganz mechanischer Weise gleichsam auf eine Formel gebracht sind, wie sie so recht für unsre denkfaule Zeit geschaffen ist. Ein Teil dieser unsinnigen in soll den Beweggrund ausdrücken, der doch nur durch aus oder wegen bezeichnet werden kann; in Ermanglung, in Anerkennung, in Überschätzung, in Behindrung — das soll heißen: aus Mangel, aus Anerkennung, aus Überschätzung, wegen Behindrung. Wenn das logische Verhältnis durch einen Nebensatz ausgedrückt werden sollte, so könnte man nur sagen: weil es mangelt, weil ich anerkenne, weil er überschätzt, weil er behindert war. Ein andrer Teil soll den Zweck bezeichnen, der doch nur durch zu ausgedrückt werden kann; in Ergänzung, in Vervollständigung, in Berichtigung, in Erinnerung — das soll heißen: zur Ergänzung, zur Vervollständigung, zur Berichtigung, zur Erinnerung. Mit einem Zeitwort könnte man hier nur sagen: um zu ergänzen, um zu vervollständigen, um zu berichtigen, damit Sie sich erinnern. Wieder in andern Fällen wäre vielmehr als am Platze statt in: ein Weg wird als Verlängerung des Neumarkts durch die Promenade geführt, ein Brief wird geschrieben als Antwort auf einen andern, der Polizeirat unterschreibt als Stellvertreter des Polizeidirektors. Nur in wenigen Fällen bezeichnet das in wirklich einen begleitenden Umstand, wie man ihn sonst wohl durch indem oder durch das Partizip ausdrückt: ich schreibe einen Aufsatz, anknüpfend an ein neues Buch, oder indem ich an das Buch anknüpfe; dafür ließe sich ja zur Not auch sagen: in Anknüpfung, wiewohl auch das nicht gerade schön ist. Indem der Staatsanwalt die Anklage begründete, beantragte er das höchste Strafmaß — auch dafür

kann man sagen: in seiner Begründung (seiner darf aber nicht fehlen). Aber wie ist es möglich, das alles plötzlich in einen Topf zu werfen? Ursache, Grund, Zweck, begleitender Umstand, vorübergehende oder dauernde Eigenschaft — wie können diese Unterschiede auf einmal alle ausgewischt werden? Wie können wir uns freiwillig, wo wir solchen Reichtum haben, zu solcher Armut verurteilen? Es handelt sich auch hier um nichts als eine Modedummheit, die unter dem Einflusse fremder Sprachen, namentlich des Französischen und des Englischen (en conséquence, en réponse, in remembrance, in reply, in answer, in compliance with, in his defence u. ähnl.) aufgekommen ist, und die nun gedankenlos nachgemacht und dabei immer weiter ausgedehnt wird. Es wird noch dahin kommen, daß jemand 1000 Mark erhält in Belohnung treuer Dienste oder in Entschädigung für einen Verlust oder in Unterstützung seiner Angehörigen oder in Bedingung der Rückzahlung; es ist gar nicht einzusehen, weshalb nicht auch das alles durch in sollte ausgedrückt werden können.

Nördlich, südlich, rechts, links, unweit

Alle Präpositionen sind ursprünglich einmal Adverbia gewesen. Auch die häßlichen, langatmigen Modepräpositionen unsrer Amts- und Zeitungssprache, diese anläßlich, gelegentlich, inhaltlich, antwortlich, was sind sie zunächst anders als Adverbia? Neuerdings soll aber mit aller Gewalt noch eine Anzahl weiterer Adverbia zu Präpositionen gepreßt werden, nämlich: rechts, links, nördlich, südlich, östlich, westlich, seitlich (das letzte ein recht überflüssiges Wort). Niemand wird bestreiten, daß auch diese Wörter Adverbia sind. Um anzugeben, im Vergleich womit etwas rechts oder links, nördlich oder südlich sei, haben wir denn auch bisher stets die Präposition von zu Hilfe genommen und gesagt: rechts von der Straße, nördlich von den Alpen. Seit einigen Jahren aber verbreitet sich immer

mehr die Nachlässigkeit, zu schreiben: rechts der Elbe, rechts und links der Szene, nördlich des Viktoriasees, südlich der Kirche, seitlich des Altars u. s. w. Es giebt Schriftsteller, namentlich Geographen und Techniker, die sich schon gar nicht mehr anders ausdrücken. Ein grober Fehler ist es aber doch, wenigstens vorläufig noch, solange es noch Menschen giebt, die so altmodisch sind, zu glauben, rechts und links, nördlich und südlich seien Adverbia, und solange — die Schule ihre Schuldigkeit thut.

Ebenso verhält sichs mit den durch Negation gebildeten Adverbien unfern und unweit. Auch sie können von Rechts wegen nur als Adverbia gebraucht werden: unweit von dem Dorfe; man hat sie aber auch beide zu Präpositionen zu pressen gesucht und geschrieben: unfern des Bodensees, unweit des Flusses, sogar unfern dem (!) Schlosse, unweit dem Thore. Am besten ist es, diese beiden Adverbia ganz zu meiden, denn sie haben unleugbar etwas gekünsteltes; der lebendigen Sprache sind sie fremd.

Zum oder zu dem?

Große Unsicherheit herrscht jetzt darüber, in welchen Fällen der Artikel mit der Präposition verschmolzen werden darf, und in welchen Fällen nicht, wann es also heißen darf: im, vom, zur, aufs, ins (oder, wenn denn jemand ohne Apostroph nicht leben kann, auf's, in's, vielleicht auch i'm, zu'r?), und wann: in dem, von dem, auf das u. s. w. Und doch ist die Sache sehr einfach und eigentlich selbstverständlich.

Der bestimmte Artikel der, die, das hat ursprünglich demonstrativen Sinn, er bedeutet dasselbe wie dieser, diese, dieses, oder wie das schöne Papierwort derjenige, diejenige, dasjenige. In dieser Bedeutung wird er ja auch noch täglich gebraucht, er wird dann betont und gedehnt gesprochen;

deer, deem, deen (man nehme nur seine Ohren zu Hilfe, nicht immer bloß die Augen!), während er als bloßer Artikel unbetont bleibt und kurz gesprochen wird. Nun ist doch klar, daß die Verschmelzung mit der Präposition nur da eintreten kann, wo wirklich der bloße Artikel vorliegt. Verschlungen oder verschluckt werden kann immer nur ein Wort, das keinen Ton hat. Es ist also ganz richtig, zu sagen: du wirst schon noch zur Einsicht kommen, wenn gemeint ist: zur Einsicht überhaupt, zur Einsicht schlechthin, oder: ich habe im guten Glauben gehandelt. Sowie aber durch einen nachfolgenden Inhaltssatz eine bestimmte Einsicht, ein bestimmter guter Glaube bezeichnet wird, ist es doch eben so klar, daß dann der Artikel einen Rest seiner ursprünglichen demonstrativen Kraft bewahrt hat, und dann kann von einer Verschlingung mit der Präposition keine Rede mehr sein. Es kann also nur heißen: als er nach Jahren zu der Einsicht kam, daß er nicht zum Künstler geboren sei — ich habe in dem guten Glauben gehandelt, daß ich in meinem Rechte wäre. Dennoch muß man fort und fort so fehlerhafte Sätze lesen, wie: die Bauern kamen zum Bewußtsein, daß sie auf weitere Schenkung von Grund und Boden nicht rechnen dürften — man kam zur Überzeugung, daß mit den glühenden Farben des Glases die Wirkung eines Staffeleibildes nicht zu erreichen sei — die Vergleichung seiner Landsleute mit den Deutschen von ehemals führte Melanchthon zur Erklärung, daß die Deutschen leider ihren Vorfahren unähnlich geworden seien — folgende Erwägung führt zur Vermutung, daß die Ohnmacht Gretchens einem geschichtlichen Fall nachgebildet sei — vielleicht wird die praktische Beschäftigung zur Erkenntnis gelangen, daß die Rückkehr zum historischen Ausgangspunkte geboten sei — das Komitee empfahl seinen Kandidaten im festen Vertrauen, daß ein paar Schlagwörter genügen müßten. In allen diesen Fällen ist die Verschmelzung der Präposition mit dem Artikel ein grober logischer Fehler. Es ist

nische ab. Zuzutrauen wäre ihnen das, wenigstens wenn man pro Jahr, pro Kopf, per sofort, per Weihnachten und ähnlichen Unsinn damit vergleicht.

Aus: „Die Grenzboten“

Zu den größten irdischen Freuden des Papiermenschen gehören die sogenannten Gänsefüßchen. Der Schulmeister, der auf Verständnis rechnen kann, wenn er dem Achtjährigen zum erstenmal in die Feder diktirt: der Vater fragte — Doppelpunkt — Gänsefüßchen unten — wo bist du gewesen, Max — Fragezeichen — Gänsefüßchen oben —, hat das stolze Gefühl, daß er seinen Zögling zu einer der wichtigsten Entwicklungsstufen seiner Geistesbildung emporgeführt habe. Aber nicht bloß Schulmeister und Schulknaben, auch andre Leute, z. B. Romanschriftsteller, haben an diesen Strichelchen eine kindische Freude; es giebt Romane, in denen man vor lauter Gänsefüßchen fast nichts vom Dialog sieht. Ein Hochgenuß beim Lesen ist es, wenn Er immer mit zweien („—“) Sie immer mit vieren („„—““) versehen wird; dann flimmert einem alles vor den Augen.

Die Gänsefüßchen sind, wie der Apostroph (vgl. S. 54), eine jener nichtsnutzigen Spielereien, die — es steht nicht fest, ob durch den Schulmeister oder durch den Druckereikorrektor — eigens für die Papiersprache erfunden worden sind. Wenn jemand einen Roman vorliest, so kann er doch die Gänsefüßchen nicht mitlesen, und doch versteht ihn der Zuhörer! Wozu schreibt und druckt man sie also? Einen vernünftigen Zweck haben sie nur da, wo man Wörter oder Redensarten ironisch braucht (um sie lächerlich zu machen), oder wo man mitten in seiner eignen Darstellung eine Stelle aus der Darstellung eines andern einflicht.*) Aber auch da sind sie überflüssig,

*) An den Leipziger Pferdebahnwagen ist am Hintertritt folgender Satz mit Gänsefüßchen (!) angeschrieben: „Dieser Platz des Hinterperrons bleibt frei.“ Offenbar ist also der Satz ein Zitat. Aber woher? Büchmann giebt keine Auskunft.

wenn diese Stelle in fremder Sprache oder in Versen ist, sich also schon durch die Schriftgattung (Antiqua, Kursiv, Petit) von dem übrigen Text genügend abhebt. Ebenso überflüssig aber und **nichts als** eine Spielerei sind sie bei **Namen und** bei Überschriften **und Titeln von Büchern**, Schauspielen, Opern, Gedichten u. s. w. Wenn man sagt: der Kaiser hat eine Reise auf der Hohenzollern gemacht — so versteht das doch jedermann, und ebenso wenn man sagt: der Vers ist aus Goethes Iphigenie. Manche Schulmeister behaupten zwar, die Iphigenie ohne Gänsefüßchen sei die Person des Schauspiels, die Iphigenie mit Gänsefüßchen sei das Schauspiel selbst; aber kann man denn in der lebendigen Sprache diese kindische Unterscheidung machen?

Das ärgste aber nun ist es und eine der abgeschmacktesten Erscheinungen der Papiersprache, wenn Titel und Überschriften wie Versteinerungen behandelt werden und geschrieben wird: Vorspiel zu „Die Meistersinger“ — einzelne Bilder aus „Der neue Pausias“ — erweiterter Separatabdruck aus „Der praktische Schulmann“ — der Aufsatz hat zuerst in „Die Grenzboten“ gestanden u. s. w. Jedermann sagt: ich bin gestern abend in den Meistersingern gewesen, der Vers ist aus dem neuen Pausias, ich habe das im praktischen Schulmann gelesen, der Aufsatz hat zuerst in den Grenzboten gestanden. Versteht man das etwa nicht? Wenn mans aber mit den Ohren versteht, warum denn nicht mit den Augen?

Einige Verlegenheit bereiten die jetzt so beliebten Zeitungs- und Büchertitel, die, statt aus einem Hauptwort, aus einer adverbiellen Bestimmung bestehen, wie: Vom Fels zum Meer, Zur guten Stunde, Aus unsern vier Wänden, Von Stufe zu Stufe u. ähnl. Hoffentlich wird die Mode, solche Titel zu bilden, mit der Zeit wieder verschwinden, denn sie sind wirklich nicht bloß beim Schreiben, sondern schon beim Sprechen eine Qual. Jedes natürliche Sprachgefühl sträubt sich doch dagegen, zu sagen: ich habe das in Vom (!) Fels zum Meer gelesen.

Düne — so kann nur der sagen, der sich in einem Bote auf der See schwimmend denkt; der Romanschreiber hätte sagen sollen: hinantretenden. Ganz unerträglich ist: wir dürfen uns rühmen, daß wir an die Schöpfungen jedes Zeitalters und jedes Volkes vorurteilsfrei herantreten, noch unerträglicher: wir erhielten Befehl, an den Feind heranzureiten. Der Feind kann an uns heranreiten, wir aber an den Feind nur hinan. Von einer übertragnen Bedeutung, bei der die Vorstellung einer äußern Richtung verloren gegangen wäre, kann hier doch nicht die Rede sein.

Nach dort

Aber nicht nur daß hin und her vermengt werden, es ist auch ein schöner Ersatz dafür erfunden worden, nämlich nach dort und nach hier. Unsre Kaufleute schreiben nur noch: kommen Sie nicht in den nächsten Wochen einmal nach hier? Wenn nicht, so komme ich vielleicht einmal nach dort. Nun ist freilich auch diese neumodische schöne Ortsbestimmung nicht ohne Vorgang: schon längst hat man zur Bezeichnung einer Richtung, statt die auf die Frage wohin? antwortenden Ortsadverbien zu benutzen, die Präposition nach mit Ortsadverbien verbunden, die auf die Frage wo? antworten, z. B. nach vorn, nach hinten, nach oben, nach unten, nach rechts, nach links (statt: vor, hinter, hinauf, herunter, rechts, links). Nur nach hier und nach dort hatte niemand zu bilden gewagt. Aber warum eigentlich nicht? Offenbar aus reiner Feigheit. Wir können also dem kaufmännischen Geschäftsstil für seinen sprachschöpferischen Mut nur dankbar sein. Schade, daß Goethe das Lied der Mignon nicht mehr ändern kann; das müßte doch nun auch eigentlich am Schlusse heißen: nach dort, nach dort möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn!

Bis

In den Zeitbestimmungen wimmelt es jetzt von Nachlässigkeiten und Dummheiten. Ein Ausdruck

wie: vom 16. bis 18. Oktober soll dabei noch gar nicht einmal besonders angefochten werden, wiewohl, wer sorgfältig schreiben will, hinter bis die Präposition nie wegläßt, sondern schreibt: bis zum 18. Oktober. Denn bis ist zwar selbst eine Präposition, es ist aber auch eine Konjunktion, es ist ein Mittelding zwischen beiden, bei Ortsbestimmungen verlangt es geradezu noch ein an, auf, in, zu, nach; nur vor Stadt- und Ländernamen kann es allein stehen.*) Man kann also wohl sagen: bis morgen, bis Montag, bis Ostern, sogar: bis nächste Woche, aber nicht: bis Haus, bis Thüre. Nur wer in den Pferdebahnwagen gestiegen ist, antwortet maulfaul auf die Frage des Kondukteurs: wie weit? Bis Kirche. Eine ganz unzweifelhafte Nachlässigkeit ist es, zu schreiben: Flugschriften des 16. bis 18. Jahrhunderts oder mit einem Strich, den man bis lesen soll: des 16.—18. Jahrhunderts,**) Kulturbilder aus dem 15. bis 18. Jahrhundert. Da hört man erst den Singular des, dem, und dann kommen drei oder vier Jahrhunderte hinterher. Man kann den Fehler täglich lesen, oft gleich auf Titelblättern neuer Bücher! Wer sorgfältig schreiben will, muß schreiben: Flugschriften des 16., des 17. und des 18. Jahrhunderts — aus der Zeit vom 15. bis zum 18. Jahrhundert. Es ist das etwas umständlich, aber es kann nichts helfen.

---

*) Wiewohl auch da ein feiner Unterschied ist; bis Sizilien ist etwas andres als bis nach Sizilien; das erste bedeutet nur die Ausdehnung, die Entfernung, das zweite die Richtung, das Ziel. Die Cholera herrschte von Neapel bis Sizilien; dagegen: er begleitete mich bis nach Sizilien.

**) Dieser dumme Strich hat es mit sich gebracht, daß nun auch geschrieben wird: zwischen 1670 bis 1710. Offenbar hatte einer geschrieben: zwischen 1670—1710, ein andrer schrieb das ab und wollte ein Wort aus dem Striche machen. Hier hätte er aber den Strich als und lesen sollen! Besser, man macht keine Striche, sondern schreibt Wörter.

In 1870

Wie mit nach hier und nach dort, verhält sichs auch mit in 1870, was man neuerdings immer häufiger lesen muß. Jede andre Präposition kann man so vor die Jahreszahl setzen, man kann sagen: vor 1870, nach 1870, bis 1870 — nur nicht: in 1870. Warum nicht? Weils nicht deutsch ist. Es ist eine ganz willkürliche Nachäfferei des Französischen und des Englischen. Deutsch ist auf die Frage wann? nur die bloße Jahreszahl ohne jede Präposition, oder: im Jahre 1870.

Bei Monatsnamen scheint es jetzt mancher für geistreich zu halten, im ganz wegzulassen und zu schreiben: das geschah Dezember 1774; namentlich in den Kreisen der Litterarhistoriker wird das immer mehr Mode. Auch das ist eine garstige Ziererei; die Monatsnamen verlangen unbedingt die Präposition, bei ihnen ebenso wie bei dem Begriff des Jahres hat man doch deutlich die Vorstellung eines Zeitraumes, in dessen Innerm sich ein Ereignis zuträgt.

Aller vier Wochen

Eine böse Unwissenheit verraten jetzt viele, wenn sie für Vorgänge, die periodisch, d. h. in regelmäßigen Zwischenräumen wiederkehren, eine grammatisch richtige Zeitbestimmung hinschreiben sollen. Da erscheint z. B. eine Zeitschrift alle vierzehn Tage, da entstehen alle Augenblicke Streitigkeiten. Ja was heißt denn das? Wenn sich jemand beklagt, er habe vierzehn Tage an einem langweiligen Badeorte sitzen müssen, so kann man ihn fragen: bist du wirklich alle vierzehn Tage dort gewesen? Wenn sich aber die Landpfarrer in regelmäßigen Zwischenräumen von je vierzehn Tagen zu einer Konferenz in der Stadt zusammenfinden, so kommen sie doch nicht alle vierzehn Tage, sondern aller (!) vierzehn Tage. Mit andern Worten: bei periodisch wiederkehrenden Handlungen antwortet auf die Frage: wie oft? nicht

der Akkusativ, sondern der Genetiv. Das Volk drückt sich grammatisch ganz richtig aus, wenn es sagt: er kommt *aller Nasenlang* gelaufen. Auch der Höhergebildete sagt, wenn er unbefangen spricht, ganz richtig: *aller Augenblicke*, *aller acht Tage*; aber — er getraut sichs nicht mehr zu schreiben, weil er in grammatischen Dingen in seiner Muttersprache gar so unwissend geworden ist. Er fürchtet sich womöglich vor dem Genetiv, er hält ihn für plebejisch. Nein, der Genetiv ist gut und richtig; dagegen ist es ein gemeiner Fehler, nicht deutsch, sondern französisch (tous les trois mois, welches Glück!), zu schreiben: er war ein Mann, wie ihn uns die Vorsehung nur *alle hundert Jahre* einmal schenkt.

Donnerstag und Donnerstags — nachmittag und nachmittags

Genau so verhält sichs aber auch bei periodisch wiederkehrenden Handlungen auf die Frage: wann? Auch da muß stets der Genetiv stehen. Auf die Frage: wann ist der Eintritt ins Museum frei? kann nur geantwortet werden: *Montags* und *Donnerstags*, wenn damit gesagt sein soll, daß es jeden Montag und jeden Donnerstag der Fall sei. Ebenso bezeichnet *morgens*, *mittags*, *nachmittags*, *abends* Handlungen, die jeden Morgen, jeden Mittag u. s. w. geschehen. Die einmalige Handlung dagegen wird durch den Akkusativ bezeichnet. Aber auch hier giebt es jetzt fortwährend Verwirrung. Genetive, wie *Sonntags*, *Montags* gelten jetzt lächerlicherweise manchen beim Schreiben für unfein, und dann drängt sich wieder umgekehrt der Genetiv ein, wo er nicht hingehört. In der Umgangssprache wird der Genetiv jetzt schon ganz anstandslos auch von einmaligen Handlungen gebraucht: kommst du *mittags* zurück? Nein, ich komme erst *abends* zurück. Besser wäre: *zu Mittag* und *am Abend*. Aber auch in geschichtlichen Darstellungen kann man lesen: am 16. Oktober *abends*. Besser wäre: am

Abend des 16. Oktober. Ich esse mittags zu Hause, abends pflege ich auswärts zu essen — das ist richtig.*) Ganz greulich ist es, zu schreiben, wie man es immer häufiger lesen muß: anfangs April, anfangs Dezember, anfangs der fünfziger Jahre; es muß unbedingt heißen: Anfang April, Anfang Dezember, wie Mitte Dezember, Ende Dezember. Anfang, Mitte, Ende sind hier Akkusative, Dezember ein (schlechter!) Genetiv. Anfangs kann immer nur allein, als Adverbium stehen, im Gegensatze zu dann, später, endlich u. s. w.

Drei Monate — durch drei Monate — während dreier Monate

Ein widerwärtiger Mißbrauch, der aber auch neuerdings für vornehm gilt — natürlich! es klingt ja wieder französisch — ist der Unfug, auf die Frage: wielange? mit während zu antworten: wir waren während dreier Monate in der Schweiz — dieses Geräusch blieb während einiger Minuten hörbar — man sprach während einiger Wochen von nichts anderm als von dieser Unternehmung — die Prüfungskommission, der Gottfried Kinkel während einer Reihe von Jahren angehört hat — die Lehren, die während achtzehn Jahrhunderten als die Grundlage rechtgläubigen Christentums angesehen worden sind. Während kann nie auf die Frage: wielange? antworten, sondern immer nur auf die Frage: wann?

Vielleicht ist es nicht allen Lesern in der Erinnerung, wie die Präposition während entstanden ist. Noch im vorigen Jahrhundert schrieb man währendes Frühlings, währendes Krieges. Al-

*) Ich hatte einmal eine Zeit lang in regelmäßigen Zwischenräumen in der Zeitung bekannt zu machen, daß nächste Mittwoch Abend 8 Uhr eine gewisse Versammlung abgehalten würde. Regelmäßig hatte mir der Zeitungskorrektor, der es natürlich besser wußte, nächste Mittwoch Abends daraus gemacht, bis ichs mirs endlich einmal auf dem Manuskript ausdrücklich verbat.

mählich wurde dieser absolute Genetiv mißverstanden, eine Zeit lang wußte man nicht recht, ob man *währendes* oder *während des* hörte, und schließlich sprang der Partizipialstamm von der Endung ab und wurde — thatsächlich also durch ein Mißverständnis — zu einer Präposition. Immerhin erhielt sich aber bei richtiger Anwendung der ursprüngliche Sinn: es wird ein Vorgang zusammengestellt mit einem andern Vorgange, mit dem er entweder ganz oder teilweise zeitlich zusammenfällt: er lag *während des* Krieges im Lazaret — *während des Vortrages* darf nicht geraucht werden — *während des Gewitters* waren wir unter Dach und Fach. Der Krieg, der Vortrag, das Gewitter sind Vorgänge, Ereignisse. Aber ein Tag, ein Monat, ein Jahr, ein Jahrhundert sind bloße Zeitabschnitte oder Zeitmaße. Er lag *während dreier Monate* im Lazaret — ist völliger Unsinn, denn drei Monate sind kein Ereignis, womit das Liegen im Lazaret zeitlich verglichen würde, sondern sie bedeuten einfach die Zeitdauer; diese kann aber nur ausgedrückt werden durch den Akkusativ *drei Monate* oder *drei Monate lang*. Aber kann man denn nicht sagen: *während des Tages*? Gewiß kann man das; aber dann ist *Tag* nicht als Zeitmaß gebraucht, sondern als Erscheinung der Nacht gegenübergestellt: *während des Tages* scheint die Sonne. Die Sonne hat nur *während eines Tages* geschienen — das ist Unsinn; die Sonne hat *während meiner Ferien nur einen Tag* geschienen — das hat Sinn. Aber alle Romanschreiber und besonders alle Romanschreiberinnen spreizen sich jetzt mit diesem garstigen, dem französischen pendant nachgeäfften Mißbrauch.

Durch drei Monate endlich, wie die Zeitungen auf die Frage: wielange? jetzt auch gern sagen, namentlich in Österreich, ist ganz undeutsch. Es ist gedankenlos dem Lateinischen nachgebildet.

Am (!) Donnerstag den (!) 13. Februar

Ein schmählicher Fehler, der wieder recht ein Zeichen der immer ärger werdenden Unkenntnis in Sprachdingen wie der immer mehr zunehmenden Verrohung des Sprachgefühls ist, ist die gemeine Zusammenkoppelung des Dativs und des Akkusativs, die neuerdings bei Datenangaben aufgekommen ist und mit unbegreiflicher Schnelligkeit um sich gegriffen hat. Fast alle Behörden, alle Berichterstatter, alle Konzertprogramme schreiben schon: am Donnerstag, den 13. Februar. Sogar die amtlichen stenographischen Berichte des Reichstags sind so überschrieben!

Jede von beiden Konstruktionen für sich allein wäre richtig. Auf die Frage: wann ist das Konzert? kann ebenso gut mit dem bloßen Akkusativ geantwortet werden: den Donnerstag, wie mit an und dem Dativ: am Donnerstag.*) Aber beide Konstruktionen zusammenzukoppeln, einen Akkusativ als Apposition zu einem Dativ zu setzen, ist doch geradezu greulich. Fühlt man das nur gar nicht? Was glaubt man denn, daß es für ein Kasus sei, wenn auf die Frage: wann wird er zurückkehren? geantwortet wird: Donnerstag? Ist man so stumpfsinnig geworden, daß man hier den Akkusativ nicht mehr fühlt, auch wenn der Artikel nicht dabei steht? wenn bloß geschrieben wird: Donnerstag, den 13. Februar? Muß das am dazu? Man lasse doch das dumme am wieder weg, und alles ist in Ordnung!

Man schreibt aber auch schon: Vom Dienstag, den 6. dieses Monats ab. Das ist fast noch schlimmer. Der Akkusativ Dienstag, den 6. gilt für die Konstruktion genau so viel wie jedes Adverbium der Zeit, das auf die Frage wann? antwortet, wie

---

*) Bei Handlungen, die noch bevorstehen, scheint das gute Schriftdeutsch die erste Verbindung vorzuziehen, bei Handlungen, die vorüber sind, die zweite. Wann wird er zurückkehren? (Den) Donnerstag. Wann ist er zurückgekehrt? Am Donnerstag.

gestern, heute, morgen u. s. w. Ebenso nun wie auf die Fragen: von wann? und bis wann? geantwortet wird: von heute bis morgen, ebenso muß auch geantwortet werden: von Dienstag, den 6. bis Donnerstag, den 8. April. Denn nicht der Artikel den hängt von von ab, sondern die ganze, wie ein Adverbium der Zeit aufzufassende Formel: Dienstag, den 6. Ganz derselbe Fall kommt bei Ortsbestimmungen vor. Zuhause, das auf die Frage wo? antwortet, wird für die Konstruktion ganz zum Ortsadverbium, wie hier, dort, oben, unten u. a. Auf die Frage: woher? ist es also ganz richtig, zu antworten: von zuhause. Auch das getrauen sich jetzt viele nicht mehr zu schreiben. Der eine versuchts mit: von Hause, der andre mit: vom Hause; aber eins ist so unnütz wie das andre.

Bindewörter. Und

Auch der Gebrauch der Bindewörter hält sich jetzt nicht frei von Fehlern und namentlich nicht frei von Geschmacklosigkeiten, die sich aber gerade deshalb, weil sie so geschmacklos sind, wieder besondrer Beliebtheit erfreuen. Richtig angewendet werden ja im allgemeinen die geläufigen Verbindungen: nicht nur — sondern auch, sowohl — als auch, entweder — oder, weder — noch; doch kann man bisweilen auch Sätze lesen, wo nicht nur — aber auch gegenübergestellt sind, was durchaus falsch ist, denn auf nicht kann nur sondern folgen, nicht aber. Feiner und weniger geläufig ist die Verbindung nicht sowohl — als vielmehr. Bei den vorhergehenden Verbindungen sind entweder beide Glieder bejahend oder beide verneinend; hier ist das erste verneinend und das zweite bejahend. Mit dieser Verbindung weiß mancher nicht recht umzugehen; er möchte sich aber doch gern damit schmücken und schreibt dann: nicht sowohl was die Anzahl, sondern auch was die Bedeutung der Stücke betrifft.

Aber selbst bei dem einfachen und werden Fehler gemacht. Ein sehr gewöhnlicher Fehler entsteht dadurch, daß sich der schreibende nicht genügend klar macht, wieviel er Glieder vor sich hat. Da schreibt z. B. einer — gleich auf dem Titelblatt eines Buches! —: Geschichte der Seuchen, Hungers- und Kriegsnot im dreißigjährigen Kriege. Wieviel Glieder sind das, zwei oder drei? Der schreibende hat es für drei gehalten, es sind aber nur zwei. Das erste Glied ist Seuchen, das zweite Hungers- und Kriegsnot, es besteht selbst wieder aus zwei Gliedern. Folglich fehlt die Verbindung zwischen dem ersten und dem zweiten Gliede. Man fürchtet sich vielleicht vor einem doppelten und — es spielt da wieder der oft erwähnte Aberglaube herein, daß man nicht kurz hinter einander zweimal dasselbe Wort brauchen dürfe! —, aber die Logik verlangt es hier unbedingt. Beseitigen wir noch den zweiten groben Fehler, daß der Plural der vor Seuchen zugleich als Singular auf Hungersnot bezogen ist, so lautet das Ganze richtig: Geschichte der Seuchen und der Hungers- und Kriegsnot u. s. w.

Eine rechte Dummheit ist es, wenn auf Buchtiteln, in Buchhändleranzeigen, auf Konzertprogrammen u. s. w. von zwei Männern, die, entweder gleichzeitig oder nach einander, der eine vielleicht nach dem Tode des andern, an einem Werke gearbeitet haben, die Namen durch Bindestriche mit einander verbunden werden, z. B.: kritische Ausgabe von Lachmann-Muncker, Quellenkunde von Dahlmann-Waitz, Phantasie von Schubert-Liszt, der Denkmalsentwurf von Schmitz-Geiger. Zwei Namen so zu verbinden hat allenfalls Sinn, wenn der Mann zu seinem Namen den der Frau oder (wie in der Theaterwelt) die Frau zu dem ihrigen den des Mannes fügt. Aber zwei (!) Personen durch einen solchen Doppel- und Koppelnamen zu bezeichnen ist doch ganz sinnwidrig. Warum denn nicht: kritische Ausgabe von Lachmann und Muncker? Wozu solches Telegrammgestammel, wo es gar nicht

nötig ist? Aber die Franzosen reden doch auch von Erckmann-Chatrian, nicht wahr? Das wars! das muß doch wieder nachgemacht werden. Aber es ist wieder nur gedankenlose Nachäfferei, denn diese beiden wollten doch den Schein erwecken, daß sie nur eine Person wären!

Bez. beziehungsweise bezw.

Zu den Bindewörtern muß auch ein Wort gerechnet werden, das nun wieder zu den Leib- und Lieblingswörtern des Amts- und Zeitungsdeutsch gehört — ein wahres Juwel unsrer Papiersprache, der Stolz aller Kanzlisten und Reporter, der höchste Triumph der Bildungsphilisterlogik: das herrliche Bindewort bez. oder bezw.

Vor dreißig Jahren gab es noch im Deutschen das schöne Wort respektive, geschrieben: resp.; man sagte z. B.: der Vater resp. Vormund hat dafür zu sorgen u. s. w. Was wollte man mit dem Worte? Warum sagte man nicht: der Vater oder Vormund? Hätte man das etwa nicht verstanden? I nun, der gesunde Menschenverstand des Volkes hätte es schon verstanden; aber der große Logiker, der Kanzleimensch, sagte sich: ein Kind kann doch nicht zugleich einen Vater und einen Vormund haben, es kann doch nur entweder einen Vater oder (oder aber! sagte der Kanzleimensch) einen Vormund haben. Dieses Verhältnis kann man aber nicht mit dem bloßen oder ausdrücken, für dieses feine, bedingte oder: der Vater oder (wenn nämlich das Kind keinen Vater mehr haben sollte!) Vormund — giebt es im Deutschen überhaupt kein Wort, das läßt sich nur durch — respektive sagen, dadurch aber auch „voll und ganz."

Als man nun auch im Kanzleistil den Fremdwörterzopf abzuschneiden anfing, erfand man als Übersetzung von respektive das schöne Wort beziehentlich oder beziehungsweise: be-zieh-ungs-wei-se! Das war natürlich etwas zu lang,

Abend des 16. Oktober. Ich esse mittags zu Hause, abends pflege ich auswärts zu essen — das ist richtig.*) Ganz greulich ist es, zu schreiben, wie man es immer häufiger lesen muß: anfangs April, anfangs Dezember, anfangs der fünfziger Jahre; es muß unbedingt heißen: Anfang April, Anfang Dezember, wie Mitte Dezember, Ende Dezember. Anfang, Mitte, Ende sind hier Akkusative, Dezember ein (schlechter!) Genetiv. Anfangs kann immer nur allein, als Adverbium stehen, im Gegensatze zu dann, später, endlich u. s. w.

Drei Monate — durch drei Monate — während dreier Monate

Ein widerwärtiger Mißbrauch, der aber auch neuerdings für vornehm gilt — natürlich! es klingt ja wieder französisch — ist der Unfug, auf die Frage: wielange? mit während zu antworten: wir waren während dreier Monate in der Schweiz — dieses Geräusch blieb während einiger Minuten hörbar — man sprach während einiger Wochen von nichts anderm als von dieser Unternehmung — die Prüfungskommission, der Gottfried Kinkel während einer Reihe von Jahren angehört hat — die Lehren, die während achtzehn Jahrhunderten als die Grundlage rechtgläubigen Christentums angesehen worden sind. Während kann nie auf die Frage: wielange? antworten, sondern immer nur auf die Frage: wann?

Vielleicht ist es nicht allen Lesern in der Erinnerung, wie die Präposition während entstanden ist. Noch im vorigen Jahrhundert schrieb man währendes Frühlings, währendes Krieges. Al-

*) Ich hatte einmal eine Zeit lang in regelmäßigen Zwischenräumen in der Zeitung bekannt zu machen, daß nächste Mittwoch Abend 8 Uhr eine gewisse Versammlung abgehalten würde. Regelmäßig hatte mir der Zeitungskorrektor, der es natürlich besser wußte, nächste Mittwoch Abends daraus gemacht, bis ich mirs endlich einmal auf dem Manuskript ausdrücklich verbat.

mählich wurde dieser absolute Genetiv mißverstanden, eine Zeit lang wußte man nicht recht, ob man währendes oder während des hörte, und schließlich sprang der Partizipialstamm von der Endung ab und wurde — thatsächlich also durch ein Mißverständnis — zu einer Präposition. Immerhin erhielt sich aber bei richtiger Anwendung der ursprüngliche Sinn: es wird ein Vorgang zusammengestellt mit einem andern Vorgange, mit dem er entweder ganz oder teilweise zeitlich zusammenfällt: er lag während des Krieges im Lazaret — während des Vortrages darf nicht geraucht werden — während des Gewitters waren wir unter Dach und Fach. Der Krieg, der Vortrag, das Gewitter sind Vorgänge, Ereignisse. Aber ein Tag, ein Monat, ein Jahr, ein Jahrhundert sind bloße Zeitabschnitte oder Zeitmaße. Er lag während dreier Monate im Lazaret — ist völliger Unsinn, denn drei Monate sind kein Ereignis, womit das Liegen im Lazaret zeitlich verglichen würde, sondern sie bedeuten einfach die Zeitdauer; diese kann aber nur ausgedrückt werden durch den Akkusativ drei Monate oder drei Monate lang. Aber kann man denn nicht sagen: während des Tages? Gewiß kann man das; aber dann ist Tag nicht als Zeitmaß gebraucht, sondern als Erscheinung der Nacht gegenübergestellt: während des Tages scheint die Sonne. Die Sonne hat nur während eines Tages geschienen — das ist Unsinn; die Sonne hat während meiner Ferien nur einen Tag geschienen — das hat Sinn. Aber alle Romanschreiber und besonders alle Romanschreiberinnen spreizen sich jetzt mit diesem garstigen, dem französischen pendant nachgeäfften Mißbrauch.

Durch drei Monate endlich, wie die Zeitungen auf die Frage: wielange? jetzt auch gern sagen, namentlich in Österreich, ist ganz undeutsch. Es ist gedankenlos dem Lateinischen nachgebildet.

und scharfsinnig ausgedrückt! Schließlich schreibt man auch noch in Todesanzeigen: heute starb unser geliebter Vater, bezw. Großvater, bezw. Bruder, bezw. Onkel, und der Herr Referendar, der für seine Kinder Spielzeug eingekauft hat, sagt zur Frau Referendarin: ich habe für Fritz und Mariechen eine Schachtel Soldaten bezw. eine Puppe mitgebracht!

Als, wie, denn beim Komparativ

Ob es richtiger sei, zu sagen: größer als oder größer wie, läßt sich am besten geschichtlich beantworten.

In der Anwendung der drei vergleichenden Bindewörter als, wie und denn ist im Laufe der Zeit eine merkwürdige Verschiebung vor sich gegangen. Im Althochdeutschen und noch im Mittelhochdeutschen stand hinter dem Komparativ stets danne, dan, denne, z. B.: wîzer dan snê (weißer denn Schnee). Denn bezeichnete also die Ungleichheit. Hinter dem Positiv stand damals stets alsô (d. h. ganz so) alse, als, z. B.: wîz als snê (weiß als Schnee). Als bezeichnete also die Gleichheit. Wie endlich, althochdeutsch hwêo oder hwio, war urspünglich überhaupt keine vergleichende Konjunktion, sondern nur Fragewort.

Allmählich erweiterte sich aber das Gebiet von als in der Art, daß es nicht bloß bei der Gleichheit, sondern auch bei der Ungleichheit, hinter dem Komparativ, verwendet wurde und dort das alte denn verdrängte. Dafür wurde aber wie zur Vergleichungspartikel und fing nun seinerseits an, das alte als da zu verdrängen, wo dies früher die Gleichheit bezeichnet hatte. Diese Verschiebung, die schon im sechzehnten Jahrhundert beginnt, ist im siebzehnten und achtzehnten in vollem Gange und ist eigentlich auch jetzt noch nicht ganz, aber doch so ziemlich abgeschlossen. Daß sie noch nicht ganz abgeschlossen ist, daher stammt eben das Schwanken.

Wenn man also auch nicht behaupten kann, es sei falsch, zu sagen: so weiß als Schnee, es dürfe nur heißen: so weiß wie Schnee, so trifft man doch im allgemeinen das richtige, wenn man sagt: denn als Vergleichungspartikel ist veraltet, als bezeichnet die Ungleichheit und gehört hinter den Komparativ (wie lat. quam, franz. que, engl. than), wie bezeichnet die Gleichheit und gehört hinter den Positiv (wie lat. ut, franz. comme, engl. as). Es könnte gar nichts schaden, wenn der Unterricht in diesem Sinne ein wenig nachhülfe und dem Schwanken dadurch etwas schneller, als es ohnehin geschehen wird, ein Ende machte.

Erhalten hat sich die ursprüngliche Bedeutung von als im Sinne der Übereinstimmung, der Einerleiheit noch, wenn man sagt: als Knabe, als Mann, als König, als Gast, als Fremder. Da kommt es nun nicht selten vor, daß dieses als unmittelbar hinter das als beim Komparativ tritt, z. B.: er betrachtete und behandelte den jungen Mann mehr als Freund, als als Untergebnen. In diesem Falle pflegt — wieder nach dem alten, nun schon oft bekämpften Aberglauben —, gelehrt zu werden, es müsse heißen: denn als Untergebnen. Es fragt sich aber doch sehr, was anstößiger sei, das doppelte als oder das auffällige, gesuchte, veraltete denn, das sonst niemand mehr in diesem Sinne braucht. Die lebendige Sprache setzt unbefangen ein doppeltes als; bei denn merkt man Absicht und wird verstimmt. Wenn der Unterricht keine bessern Schönheitsregeln geben kann, dann mag ers lieber ganz lassen.

Verneinungen. Sich nicht entblöden

In dem Gebrauche der Verneinungen ist es zunächst eine häßliche Angewohnheit der Amts- und Zeitungssprache, statt keiner immer zu sagen: einer nicht, z. B. es hatte den Anschein, daß es zu einer neuen Bewegung nicht kommen würde. Eine solche

Trennung ist nur dann am Platze, wenn das Hauptwort betont und einem andern Hauptworte gegenübergestellt wird, z. B.: ein Erfolg ist bis jetzt noch nicht zu beobachten gewesen — wo Erfolg vorangestellt und etwa den vorher besprochnen Bestrebungen gegenübergestellt ist.

Eine doppelte Verneinung gilt jetzt fast allgemein in der guten Schriftsprache als Bejahung; wo sie eine Verneinung ausdrücken soll, wird das als fehlerhaft empfunden. Es ist das aber — dessen wollen wir uns nur bewußt bleiben — eine ziemlich junge „Errungenschaft" des Unterrichts. In der ältern deutschen Sprache bestand, wenn auch nicht geradezu eine Regel (denn es finden sich auch unzählige einfache Negationen), so doch weit und breit die Gewohnheit, daß man den Begriff der Verneinung, um ihn zu verstärken, verdoppelte, ja verdreifachte. Diese Gewohnheit hat sich, auch bei den besten Schriftstellern, bis weit in das achtzehnte Jahrhundert hinein erhalten, ja der Volksmund übt sie zum Teil noch heute. Nicht bloß Luther schreibt: ich habe ihr keinem nie kein Leid gethan, auch Lessing schreibt noch: keinen wirklichen Nebel sahe Achilleus nicht, auch Goethe noch: man sieht, daß er an nichts keinen Anteil nimmt, auch Schiller noch: nirgends kein Dank für diese unendliche Arbeit, und der Volksmund fragt noch heute: hat keener kee Streichhölzchen nich? Wir mögen es bedauern, daß unter dem Einflusse der lateinischen Grammatik diese — falsche darf man nicht sagen, sondern nur andre Art, zu denken, ganz verdrängt worden ist, auch in der Volksschule, die hier ebenfalls unter dem Banne der lateinischen Grammatik steht; aber nachdem dies einmal durchgeführt ist und die doppelte Verneinung fast allgemein wie im Lateinischen (nemo non) als Bejahung empfunden wird, ist es nun auch vollständig ausgeschlossen, sie noch in der alten Weise zu verwenden. Es gilt das namentlich bei den Nebensätzen, die mit ehe, bevor, bis und ohne daß anfangen, und bei abhängigen Infinitiven nach einem

verneinten Hauptsatze. Es ist also entschieden anstößig, zu schreiben, wie es noch ziemlich oft geschieht: die Hauptfrage kann *nicht* erledigt werden, ehe *nicht* die Vorfrage erledigt ist (*wenn nicht* wäre richtig) — es gehört *keine* große Menschenkenntnis dazu, das *nicht* auf den ersten Blick zu sehen. Namentlich hinter *warnen* erscheint ein verneinter Infinitiv, wie in den bekannten Zeitungsanzeigen: ich *warne* hiermit jedermann, meiner Frau *nichts* zu borgen u. dgl., geradezu lächerlich, denn *warnen*, d. h. abraten, abmahnen, enthält eben schon den Begriff der Verneinung.

Daß eine Verneinung eines mit un zusammengesetzten Hauptwortes oder Eigenschaftswortes (*kein Unmensch*, *nicht ungewöhnlich*, *nicht unwahrscheinlich*) nur eine Bejahung, und zwar eine eigentümlich gefärbte vorsichtige, sanfte Bejahung ausdrücken kann, darüber ist sich wohl jedermann klar. Man sollte aber mit dieser doppelten Verneinung, der sogenannten Litotes (Einfachheit), wie man sie mit einem Ausdrucke der griechischen Grammatik bezeichnet, recht sparsam und vorsichtig sein. Es giebt Gelehrte — dieselben, die auf jeder Seite zwei-, dreimal *meines Erachtens* schreiben, als ob nicht alles, was sie sagen, bloß ihr „Erachten" wäre! —, die nicht den Mut haben, auch nur eine einzige Behauptung, ein einziges Urteil fest und bestimmt hinzustellen, die sich um alles mit dem ängstlichen *nicht un* herumdrücken. Es giebt aber auch Leute, die so in diese Litotes vernarrt sind, daß sie sie gedankenlos sogar da brauchen, wo sie die Verneinung meinen, z. B.: das wirkt *nicht unübel* — dieser Effekt war ein von dem Juden *nicht unerwarteter* — endlich fand sich ein Tag, an welchem (wo!) *keiner* der drei Herren *unbehindert* war u. ähnl.*) Sehr

*) Solche Fälle erinnern an die Scherzwendung der Studentensprache: das kann man *nicht anders leugnen*, wiewohl diese mehr auf der Vermengung zweier Redensarten beruht, wie auch: das dürfte dir *vergeblich gelingen*.

häufig, viel häufiger, als es bei unserm heutigen hastigen und gedankenlosen Lesen bemerkt wird, findet sich namentlich die thörichte Verbindung nicht unschwer: der Leser wird nicht unschwer erkennen — es wird das nicht unschwer zu beweisen sein — man wird sich nicht unschwer vorstellen können. Schon unschwer an sich ist ein garstiges Wort, wie alle diese unnötig gekünstelten Verneinungen: unlängst, unfern, unweit.*) Nun aber vollends nicht unschwer — und das soll heißen: leicht! Erscheint ein solches Hineinfallen in einen logischen Fehler nicht wie eine gerechte Strafe für dumme Sprachziererei?

Lebhafter Streit ist darüber geführt worden, ob es richtig sei, zu sagen: er entblödete sich nicht. Im Grimmischen Wörterbuche wird die Verneinung bei sich entblöden für falsch erklärt. In der That liegt es am nächsten, sich entblöden mit Zeitwörtern wie entbehren, enthüllen, entschuldigen, entführen, entwischen zu vergleichen, sodaß es bedeuten würde: die Blödigkeit (d. h. Schüchternheit) ablegen, sich erdreisten, sich erfrechen. Dann wäre natürlich die Verneinung falsch, denn sich erdreisten — das will man ja gerade mit sich nicht entblöden sagen. Neuerdings ist aber, mit Hinweis auf das hohe Alter der Verneinung in dieser Redensart, vermutet, ja behauptet worden, die Vorsilbe ent bedeute in entblöden gar nicht die Negation, sondern das Wort sei vielmehr mit entstehen, entbrennen zu vergleichen und bedeute blöde werden, sich schämen. Dann wäre natürlich die Verneinung am Platze. Das klügste wäre es, man brauchte eine Redensart überhaupt nicht mehr, die so zopfig und veraltet ist, daß ihr niemand mehr unmittelbar anfühlt, ob sie mit oder ohne Verneinung das ausdrückt, was man ausdrücken will.

---

*) Es giebt jetzt Schriftsteller, die vor lauter Ziererei schon nicht mehr traurig sagen, sondern unfroh!

Besondre Fehler. Ein schwieriger Fall

Einen eigentümlichen Fehler, dem man sehr oft begegnet, zeigen in zwei verschiednen Spielarten folgende Beispiele; das richtige soll immer gleich in Klammern danebengesetzt werden: die Lage Deutschlands inmitten seiner wahrscheinlichen Gegner macht es ihm zur Pflicht (seine Lage macht es Deutschland zur Pflicht) — die Krankheit des Papstes hat ihn zu einer andern Lebensweise veranlaßt (seine Krankheit hat den Papst u. s. w.) — das Zartgefühl des Fürsten erlaubte ihm nicht die Annahme des Opfers (sein Zartgefühl erlaubte dem Fürsten nicht u. s. w.) — leider hat die enge Begabung des Dichters ihm nicht ermöglicht (leider hat seine enge Begabung dem Dichter u. s. w.) — man hatte gleich nach dem ersten Auftreten Raimunds ihn verdächtigt (man hatte gleich nach seinem ersten Auftreten Raimund verdächtigt) — es stellt sich dabei heraus, daß die eignen Kenntnisse des Kritikers ihn zu diesen Angriffen nicht im geringsten berechtigen (daß seine eignen Kenntnisse den Kritiker u. s. w.) — die Romanschreiber, die im Vertrauen auf die Dummheit der Gesellschaft dieser den Spiegel vorhalten (die der Gesellschaft im Vertrauen auf deren Dummheit u. s. w.) — nach ältern Beschreibungen des Kodex war er früher in roten Sammet gebunden (nach ältern Beschreibungen war der Kodex u. s. w.) — in Dänemark, wo bei dem geringen Alter der städtischen Entwicklung die Anfänge derselben noch klarer zu Tage liegen (wo die Anfänge der städtischen Entwicklung bei deren geringem Alter u. s. w.) — eine wertvolle Sammlung alter Holzstöcke hat kürzlich, dank den Bemühungen des unermüdlichen Vorstandes des Museums, unter die Kunstschätze desselben Eingang gefunden (dank den Bemühungen des Vorstandes, unter die Kunstschätze des Museums u. s. w.) — in stillem tête-à-tête mit dem

Leser kann ihn der Erzähler in die abgelegensten Gedankenreihen führen (in stillem tête-à-tête kann der Erzähler den Leser u. s. w.) — sie heiratet darauf den Grafen Tr., dessen Frau ihm kurz vorher durchgegangen ist (dem seine Frau u. s. w.) — der Bedauernswerte, dessen Eltern ihm gestern einen Besuch zugedacht hatten (dem seine Eltern u. s. w.) — das Nylgau, dessen schreckhaftes Temperament es oft in Aufregung versetzt (das sein schreckhaftes Temperament u. s. w.) — es wird das auch von solchen bestätigt, deren Auftrag sie zu möglichst gründlicher Prüfung verpflichtet (die ihr Auftrag u. s. w.) — Menschen, deren Halbbildung sie unempfänglich macht (die ihre Halbbildung u. s. w.) — die Italiener, deren Freude an der farbigen Oberfläche der Dinge sie abhält, in den Chor der Naturalisten einzustimmen (die ihre Freude u. s. w.).

In allen diesen Sätzen ist ein Begriff, und zwar gewöhnlich der Hauptbegriff des Satzes, doppelt da: einmal in der Form des Hauptworts (in den zuletzt angeführten Relativsätzen in der Form des relativen Fürworts), das andremal in der Form eines persönlichen Fürworts. Der Fehler liegt nun darin, daß beide am falschen Platze stehen: sie müssen ihre Plätze wechseln, wenn der Satz richtig werden soll. Warum? Weil das Hauptwort in allen diesen Sätzen bloß in einem Attribut (meist in einem abhängigen Genetiv) und damit gleichsam im Hintergrunde, im Schatten, das persönliche Fürwort dagegen im Vordergrunde, im vollen Lichte des Satzes steht. Gerade umgekehrt muß es sein: das Hauptwort gehört in den Vordergrund, der bloße Ersatz dafür, das Fürwort, in den Hintergrund. Nicht selten kann nach dem Platzwechsel das Fürwort auch ganz wegfallen. Wer lebendiges Sprachgefühl hat, macht solche Sätze von selber richtig, ohne zu wissen, warum. Andern wird die Sache möglicherweise auch durch diese Erklärung nicht deutlich geworden sein. Es ist eben wirklich ein etwas schwieriger Fall.

Die fehlerhafte Zusammenziehung

Ein Fehler, der die mannichfachsten Spielarten zeigt, obwohl er im Grunde immer derselbe ist, entsteht durch jene äußerliche Auffassung der Sprache, die nicht nach Sinn und Bedeutung, sondern nur nach dem Lautbilde der Wörter fragt. Kehrt dasselbe Lautbild wieder, so glaubt es der Papiermensch das zweitemal ohne weitres unterdrücken zu dürfen, obwohl es dieses zweitemal vielleicht einen ganz andern Sinn hat als das erstemal. Eine Abart dieses Fehlers ist schon früher besprochen worden: die Vernachlässigung des Kasuswechsels beim Relativpronomen (S. 161). Es gehört aber auch hierher, wenn man ein aktives Plusquamperfektum mit einem hatte verbindet, das den Besitz ausdrückt, z. B. er hatte sich aus kleinen Verhältnissen emporgearbeitet und wirklich das Zeug zu einem tüchtigen Künstler — oder wenn man ein passives Plusquamperfekt mit einem war zusammenzieht, das eine Eigenschaft angiebt: er war vor kurzem erst ins Dorf gezogen und ein kleiner, kugelrunder Mann.*)

Eine der häufigsten, aber auch widerwärtigsten Spielarten dieses groben logischen Fehlers ist es, ein Femininum und einen Plural unter demselben Artikel oder Adjektivum zusammenzukoppeln und zu schreiben: die Höhe und Formen des Gitters — die Sicherung der Post und Transporte — die Verbreitung und Ursachen der Lungenschwindsucht — die Analyse der Gestalten und Kunst Shakespeares — Handbuch der Staatswissenschaften und Politik — das Gebiet der Mathematik und Naturwissenschaften — die Angaben der Bevölkerungsdichtigkeit und

*) Solche Zusammenziehungen stehen beinahe auf derselben Stufe, wie die bekannten scherzhaften Wortverbindungen: geo- und arithmetisch — teils aus Frömmig-, teils zum Zeitvertreib — der heutige Tag wird mir ewig denk- und gegenwärtig bleiben.

Temperaturverhältnisse — im Kreise seiner Gattin und Kinder — durch ihre Thaten und Hingebung — eine Darstellung ihrer Schicksale und Bauart — die Bühne, die keine Dekoration und Kulissen kannte — die Gegner der deutschen Landwirtschaft und Getreidezölle — zur Erforschung vaterländischer Sprache und Altertümer — trotz der papistischen Gesinnung und Bestrebungen des Herzogs u. s. w.

Aber auch da, wo Geschlecht und Numerus zweier Wörter dieselben sind, ist es eine Nachlässigkeit, sie unter einem Artikel unterzubringen und zu schreiben: die Zustimmung des Bundesrates und Reichskanzlers — der Direktor der Bürger- oder Bezirksschule — eine Sitzung des Bau-, Ökonomie- und Finanzausschusses — ein Ausflug nach dem süßen und salzigen See — das alte und neue Buchhändlerhaus — die katholische und evangelische Kirche — die weiße und rote Rose — das Sool- und Seebad — der Wert der klassischen und modernen Sprachen. Auch in diesen Fällen muß der Artikel unbedingt wiederholt werden; wird er nur einmal gesetzt, so erweckt das die Vorstellung, als ob es sich nur um einen Begriff handelte. Niemand kann erraten, daß der Bau-, Ökonomie- und Finanzausschuß drei verschiedne Ausschüsse bedeuten soll. Der König von Preußen und Kaiser von Deutschland — das ist richtig, denn beide sind dieselbe Person; ebenso richtig kann sein: die Direktoren der Bezirks- oder Armenschulen, wenn Bezirksschule und Armenschule nur verschiedne Namen für dieselbe Schulgattung sind.

Die Nachlässigkeit wird um so störender, wenn durch das im Plural stehende Prädikat oder auf irgend eine andre Weise noch besonders deutlich fühlbar gemacht wird, daß es sich um mehrere Begriffe handelt, z. B. der Nominativ und Vokativ sind eigentlich keine Kasus — der lyrische und epische Dichter bedürfen dieses Mittels nicht — an der

Nordseite befinden sich der Dresdner, Magdeburger und Thüringer Bahnhof — zwischen (!) dem 13. und 15. Grade südlicher Breite — der Unterschied zwischen den staatlichen und kirchlichen Einrichtungen — der deutsche Handel war bedeutender als der englische und amerikanische zusammen. Wie kann etwas „zwischen" einem Grade liegen?

Bei mehr als zwei Gliedern kann die sorgfältige Wiederholung des Artikels freilich etwas schleppendes erhalten, und wo mehr Reihe gebildet als gegenübergestellt wird, da schreibe man getrost: mit den Geruchs-, Geschmacks- und Gefühlsnerven, die Gewohnheiten des Fastens, Beichtens und Betens. Wo aber unterschieden und gegenübergestellt wird, muß der Artikel stets wiederholt werden. Darum steht auch auf dem Titelblatte dieses Buches: Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen, denn jeder dieser drei Begriffe bezeichnet eine andre Art von Fällen. Fehlerhaft ist also: der Sagenschatz der Veden, Edda, Ilias und Odyssee, noch fehlerhafter: Mitteilungen aus den Gebieten der Bibliographie, Litteraturgeschichte und des Antiquariats. Noch fehlerhafter? warum? Der Leser mag sichs einmal selber sagen.

Der Pleonasmus

Während die fehlerhafte Zusammenziehung aus einem irregeleiteten Streben nach Kürze entsteht, beruht ein andrer Fehler umgekehrt auf dem Streben nach Breite und Wortreichtum, der Fehler nämlich, einen Begriff doppelt oder gar dreifach auszudrücken. Man bezeichnet ihn mit Ausdrücken der griechischen Grammatik als Pleonasmus (Überfluß) oder Tautologie (Dasselbesagung).

In den seltensten Fällen oder eigentlich nie will man durch die Verdopplung etwa den Begriff verstärken, gewöhnlich gerät man aus bloßer Gedankenlosigkeit hinein. Zu den üblichsten Pleonasmen ge-

hören: bereits schon, ich pflege gewöhnlich; einander gegenseitig oder gar sich einander gegenseitig.*) Aber es giebt ihrer von den verschiedensten Arten. Auch in folgenden Verbindungen: schon gleich (die Bedenken fangen schon gleich beim Lesen der ersten Seite an), auch selbst, nicht ganz ohne jede gute Regung, gegen sofortige Barzahlung, Hilfsleistungen weiblicher Schwestern, es kann möglich sein, ich darf mit Recht beanspruchen, mein mir übertragnes Amt, das Lob, das ihm mit Recht gebührt, man muß von einem Geschichtschreiber verlangen — ist überall ein Begriff unnötigerweise doppelt da. Es genügt, zu sagen entweder: mein Amt oder: das mir übertragne Amt, entweder: man kann von einem Geschichtschreiber verlangen, oder: ein Geschichtschreiber muß. Auch Zusammensetzungen wie Rückerinnerung (vgl. S. 105) und das jetzt so beliebte loslösen (statt trennen, das gar niemand mehr zu kennen scheint) sind nichts als Pleonasmen, ebenso die beliebten breitspurigen Partizipzusätze: bis zur getroffnen Entscheidung — die angestellte Untersuchung ergab — meine Erörterung gründet sich auf schon gemachte Erfahrungen; man streiche die Partizipia, und der Sinn bleibt genau derselbe, der Ausdruck aber wird knapper und sauberer (vgl. auch was S. 191 über stattgefunden und stattgehabt gesagt ist).

Der allerhäufigste Pleonasmus aber und der, der nachgerade zu einer dauernden Beule oder Geschwulst am Leibe unsrer Sprache zu werden droht und trotzdem jetzt allgemein als Schönheit, ja als Bedürfnis empfunden zu werden scheint, ist der, nach Begriffen der Möglichkeit und der Erlaubnis, der Notwendigkeit und der Absicht beim Infinitiv den be-

*) Von einem ältern Leipziger Bankier erzählt man, daß er auf die Frage, ob er eine gewisse ausländische Geldsorte beschaffen könne, mit der Gegenfrage geantwortet habe: muß es denn jetzt alleweile gleich in demselben Momente sein?

treffenden Begriff durch die Hilfszeitwörter können, dürfen, müssen, wollen zu wiederholen, also zu schreiben: niemand schien geeigneter als Ranke, dieses Werk zur Vollendung bringen zu können — die Leichtigkeit, die gepriesensten Punkte Süditaliens erreichen zu können — die Möglichkeit, die Sozialdemokratie mit gleichen Waffen bekämpfen zu können — die Fähigkeit, über sich selbst lachen zu können — die Mittel, an Ort und Stelle mit Nachdruck auftreten zu können — ja sogar: es ist zu beklagen, daß so aufrichtige Naturen sich nicht anders zur Kirche zu stellen können vermögen — ich getraute mir nicht, das Gespräch mit ihm aufrecht erhalten zu können — wenn es mir gelingen sollte, hierdurch meine Verehrung an den Tag legen zu können — es sei mir gestattet, einen Irrtum berichtigen zu dürfen — die Stellung, die ihm erlaubte, ohne Frage nach dem augenblicklichen Erfolg produziren zu dürfen — die Erlaubnis, einen Revolver tragen zu dürfen — die Freiheit, seiner innern Eingebung folgen zu dürfen — der Anspruch, Universalgeschichte sein zu wollen — er sprach seine Bereitwilligkeit aus, auf diesem Wege vorgehen zu wollen — die Absicht, blenden oder über ihre Verhältnisse leben zu wollen — er hat versprochen, in den ruhmreichen Bahnen seines Großvaters fortwandeln zu wollen — die Zumutung, zum Tauschhandel zurückkehren zu sollen — man war gezwungen, seine Zuflucht zu Surrogaten nehmen zu müssen.

Statt in den Nebensätzen die Hilfszeitwörter sein und haben immer wegzulassen, wo sie oft ganz unentbehrlich sind (vgl. S. 165), bekämpfe man lieber diese häßliche Angewohnheit; die unnützen können, dürfen, müssen und wollen sind wirklich wie garstige Rattenschwänze.*)

*) Vereinzelt wird übrigens auch der umgekehrte Fehler gemacht, nämlich der Begriff des Hilfszeitwortes ganz unterdrückt, z. B.: wir erklärten, dazubleiben — wo es heißen muß: dableiben zu wollen, denn in erklären liegt noch nicht der Begriff der Absicht.

Die Bildervermengung

Bei dem Worte Bildervermengung denkt wohl jeder an Wendungen wie: der Zahn der Zeit, der schon so manche Thränen getrocknet hat, wird auch über dieser Wunde Gras wachsen lassen — und meint, dergleichen werde wohl beim Unterricht als abschreckendes Beispiel vorgeführt, komme aber in Wirklichkeit nicht vor. Unsre Zeitungen leisten aber fast täglich ähnliches. Oder wäre es nicht ebenso lächerlich, wenn von einer Nachricht gesagt wird, daß sie wie ein Donnerschlag ins Pulverfaß gewirkt habe, wenn in einem Aufsatz über das Theater von gaumenkitzelnden Trikotanzügen gesprochen wird, oder wenn es in einem Bericht über die Berliner Kunstausstellung heißt: was bei den Russen zum Zerrbilde des Fanatismus geworden ist, leuchtet bei den Spaniern als Flamme der Begeisterung, oder wenn gar geschrieben wird: unsre Universitäten sind wie rohe Eier; sobald man sie antastet, stellen sie sich auf die Hinterbeine — Prinz Ferdinand hat schon im ersten Jahre seiner Regierung manches Haar in seiner Krone gefunden — dieses Schreckgespenst ist schon so abgedroschen, daß nur noch ein politisches Wickelkind darauf herumreiten kann?

Dergleichen erregt ja nun die Heiterkeit auch des gedankenlosesten Lesers. Es giebt aber auch zahlreiche Bildervermengungen, die genau so schlimm sind, und die doch von tausenden von Lesern, auch von denkenden, gar nicht bemerkt werden, weil sie nicht so offen zu Tage liegen, gleichsam verschleiert sind. Unsre Sprache ist überreich an bildlichen Ausdrücken, über deren ursprüngliche Bedeutung man sich oft gar keine Rechenschaft mehr giebt. Schon wenn jemand schreibt: die Sache machte keinen durchschlagenden Eindruck — so lesen sicher unzählige drüber weg, denn Eindruck machen und ein durchschlagender Erfolg sind so abgebrauchte Bilder, daß man sich ihres ursprünglichen Sinnes kaum noch bewußt ist.

Und doch liegt hier eine lächerliche Bildervermengung vor, denn einen Eindruck machen und durchschlagen schließen doch einander aus; wenn man das Kalbfell einer Pauke durchschlägt, so ist es mit dem Eindruckmachen vorbei. Ebenso ist es, wenn ein Kritiker von Leistungen eines Schriftstellers redet, die nicht den vollen Umfang seiner Fähigkeiten erschöpfen, denn beim Umfang denkt man an ein Längenmaß, schöpfen kann man aber nur mit einem Hohlmaß. In solchen mehr oder weniger verschleierten Bildervermengungen wird unendlich viel gesündigt. So denkt z. B. fast kein Mensch mehr daran, was eigentlich Gesichtspunkt heißt, es wird genau so gedankenlos gebraucht, wie Moment, Faktor, Prinzip, System und andre Wörter. Da schreibt der eine: man wird dabei folgende Gesichtspunkte in den Vordergrund zu stellen haben, ein andrer rühmt von einem Buche, daß der Verfasser von großen Gesichtspunkten ausgegangen sei. Der Gesichtspunkt ist der Punkt im Auge, von dem aus man eine Sache betrachtet.*) Man erlangt um so genauere Kenntnis einer Sache, von je mehr und je verschiedneren Gesichtspunkten aus man sie ins Auge faßt. Dazu muß man natürlich den Standpunkt wechseln, man kann eine Sache von hohem und von niederm Gesichtspunkte ansehen; aber wie man Gesichtspunkte in den Vordergrund stellen oder von großen (!) Gesichtspunkten ausgehen (!) soll, ist gänzlich unverständlich. Ein Punkt ist weder groß noch klein.

Zur Wortstellung

Ein völlig vernachlässigtes Kapitel der deutschen Grammatik ist die Lehre von der Wortstellung. Die meisten haben kaum eine Ahnung davon, daß es

*) Neuerdings ziert man sich dafür vielfach mit dem Ausdruck Gesichtswinkel. Ist das nicht eigentlich ein Unsinn? Was sagt die Mathematik dazu? Ein Winkel ist doch etwas andres als ein Punkt.

überhaupt Gesetze für die Wortstellung in unsrer Sprache giebt. Gewöhnlich besteht die gesamte Weisheit, die dem Schüler oder dem Ausländer, der Deutsch lernen möchte, eingeflößt wird, in der Regel, daß in Nebensätzen das Zeitwort am Ende, in Hauptsätzen in der Mitte zu stehen pflege; im übrigen, meint man, herrsche in unsrer Wortstellung die „größte Freiheit."

Ein Glück, daß das natürliche Sprachgefühl noch immer so lebendig ist, daß die Gesetze der Wortstellung, wie sie sich teils aus dem Sinne, teils aus rhythmischem Bedürfnis, teils aus der Art der Darstellung (schlichte Prosa, Dichtersprache oder Rednersprache) ergeben, trotz der angeblichen „Freiheit" im allgemeinen richtig beobachtet werden. Dennoch giebt es auch eine Reihe von argen Verstößen dagegen, die außerordentlich verbreitet und beliebt sind. Auf Abgeschmacktheiten, wie die des niedrigen Geschäftsstils, immer von Mark 50. zu reden, statt, wie die lebendige Sprache, von 50 Mark, soll dabei noch gar keine Rücksicht genommen werden; ebenso wenig auf die unerträgliche Ziererei mancher Schriftsteller, in schlichter Prosa einen Genetiv immer vor das Hauptwort zu stellen, von dem er abhängt. Auch der häßliche Latinismus, den manche so lieben: Goethe, nachdem er (vgl. Caesar, cum) soll nur kurz erwähnt werden. Ein Nebensatz kann in einen Hauptsatz nur eingeschoben werden, nachdem das Verbum des Hauptsatzes bereits ausgesprochen ist. Eine Wortstellung, wie in dem Fibelverse: die Gans, wenn sie gebraten ist, wird mit der Gabel angespießt — läßt man sich wohl beim Dichter gefallen, in Prosa aber sind Satzgefüge, wie folgende, gänzlich undeutsch: die katholische Kirche, wie sie sich gern der Siebenzahl freut, zählt auch sieben Werke der Barmherzigkeit — alle andern Parteien, wenn sie im übrigen noch so bedenkliche Grundsätze haben, erkennen doch den Staat als notwendig an — der Verband der Sattler, obwohl er erst ein Jahr besteht, umfaßt bereits 37 Vereine. Entweder

muß es heißen: der Verband der Sattler umfaßt, obwohl er — oder der Nebensatz muß mit dem Hauptworte vorangestellt werden: obwohl der Verband der Sattler u. s. w., so umfaßt er doch. Auch der Fehler, der in Satzgefügen wie folgenden liegt: um die Reisekosten, die er auf andre Weise nicht beschaffen konnte, aufzutreiben — auf einem der schönsten Plätze der Welt, der zugleich ein Hauptkreuzungspunkt städtischen und vorstädtischen Verkehrs ist, gelegen — M. ist nun auch unter die Novellisten, wohl mehr der Mode folgend als dem innern Drange, gegangen — am Neumarkte rissen gestern zwei vor einen Korbwagen gespannte Pferde eine Frau, die auf der Straße stand und sich mit einer andern Frau unterhielt, um — der Redner brach, da die Zeit inzwischen längst die zulässige Frist von zehn Minuten überschritten hatte und noch ein andrer Redner zu Worte kommen wollte, auf die Aufforderung des Vorsitzenden, mit der Bemerkung, daß er noch viel zu sagen hätte, ab — auch dieser Fehler soll nur im Vorübergehen gestreift werden. Die Fälle brauchen nicht immer so lächerlich zu sein wie der letzte; ein eingeschobnes Satzglied muß mit dem Gliede, in das es eingeschoben ist, stets folgende Gestalt ergeben, wenn die Verbindung angenehm wirken soll:

[————— [—————] —————]

Sehen sie zusammen so aus:

[———————————— [———————] —]

so ist der Bau stets verfehlt, und es ist dann besser, die Einschiebung ganz zu unterlassen, die Glieder so zu ordnen:

[———————————] [———————————]

und zu schreiben: M. ist nun auch unter die Novellisten gegangen, wohl mehr der Mode folgend als dem innern Drange. Eine Geschmacklosigkeit ist es endlich auch, Redensarten wie: eine Lanze brechen,

gleichen Schritt halten, zu zerreißen und zu schreiben: im preußischen Landtage hat der Abgeordnete S. eine Lanze für die neugriechische Aussprache des Altgriechischen gebrochen — und doch hat die Entwicklung der Flotte vollkommen gleichen Schritt mit der des Landheeres gehalten.

Schlimmer sind drei Verstöße gegen die Gesetze der Wortstellung, die teils schon von früherer Zeit her, teils auch erst in neuerer Zeit für besondre Feinheiten und Schönheiten gehalten werden und deshalb nicht eindringlich genug bekämpft werden können. Der erste ist:

Die sogenannte Inversion nach und

Als Inversion (Umkehrung, Umstellung) bezeichnet man es in der deutschen Grammatik, wenn in Hauptsätzen das Prädikat vor das Subjekt gestellt wird. Mit Inversion werden alle direkten Fragesätze gebildet. Aber auch Aussagesätze müssen die Inversion haben, sobald sie mit dem Objekt, mit einem Adverbium oder einer adverbiellen Bestimmung anfangen; es heißt: den Vater haben wir — dem Himmel haben wir — gestern haben wir — dort haben wir — schon oft haben wir — aus diesem Grunde haben wir — trotzdem haben wir — auch haben wir u. s. w., nicht (wie im Französischen und im Englischen) gestern wir haben. Dagegen ist die Inversion völlig ausgeschlossen hinter Bindewörtern; es heißt: aber wir haben, sondern wir haben, denn wir haben. Nur hinter und, das doch unzweifelhaft ein Bindewort ist, halten es viele nicht bloß für möglich, sondern sogar für eine besondre Schönheit, die Inversion anzubringen und zu schreiben: und haben wir. Der Amtsstil, der Zeitungsstil, der Geschäftsstil, sie wimmeln von solchen Inversionen nach und, viele halten sie für einen solchen Schmuck der Rede, daß sie selbst da, wo zwei Aussagesätze dasselbe Subjekt haben, es also genügte, zu sagen: die erste Lieferung ist soeben erschienen

und liegt in allen Buchhandlungen zur Ansicht aus — nur um die Inversion anbringen zu können (!), das Subjekt wiederholen, und zwar in der Gestalt des schönen derselbe, und schreiben: die erste Lieferung ist soeben erschienen, und liegt dieselbe in allen Buchhandlungen zur Ansicht aus — die Fluchtlinie und das Straßenniveau werden vom Rate vorgeschrieben, und sind dieselben dieser Vorschrift entsprechend auszuführen. Bedarf es noch weiterer Beispiele? Wohl nicht. Sie stehen dutzendweise in jeder Zeitungsspalte. Leider ist der alte Herr ziemlich erblindet, und erhält die Tochter das Elternpaar — der Beginn der Vorstellung ist auf sechs Uhr festgesetzt, und wollen wir nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen — der Verein hat sich in diesem Jahre außerordentlich günstig entwickelt, und finden die Bestrebungen desselben allgemeine Anerkennung — die alte Orgel war sehr baufällig geworden, und wurde die Reparatur dem strebsamen Orgelbaumeister Herrn G. übertragen — der Austernfang ist in letzter Zeit sehr ergiebig gewesen, und wurden am Dienstag wieder 10000 Stück in die Stadt gebracht — anders wird ja gar nicht geschrieben. Es giebt aber auch Frauen und Mädchen, die imstande sind, in einem zweiseitigen Briefe zehn Inversionen anzubringen, und damit ein wunder wie feines Briefchen gedrechselt zu haben glauben!

Auf keinem Kunstgebiete kann es ein so schlagendes Beispiel für die Verschiedenheit des menschlichen Geschmacks geben, wie auf dem Gebiete der Stilistik die Inversion nach und. Der Beamte, der Zeitungsschreiber, der Kaufmann hält sie für die größte Zierde der Rede; für den sprachfühlenden Menschen ist sie der größte Greuel, der unsre Sprache verunstaltet, sie geht ihm noch über derselbe, über seitens, über bezw., über diesbezüglich, sie erregt ihm geradezu Brechreiz. Sie ist ihm so zuwider, daß er sie selbst da nicht schreibt, wo sie eine gewisse Berechtigung hätte, wo nämlich der erste Satz mit

einem Adverbium oder einer adverbiellen Bestimmung anfängt, die sich zugleich auf den zweiten bezieht; selbst in solchen Fällen giebt er, um jeden Anklang an die unangenehme Verbindung zu vermeiden, die Inversion, die der erste Satz mit Recht hat, im zweiten auf und schreibt: übrigens hatte diese Ordnung nichts puritanisches an sich, und das Joch der Sittenzucht war nicht übermäßig schwer (statt: und war das Joch).

Das widerwärtige der Inversion liegt nicht bloß in dem grammatischen Verstoß, sondern vor allem auch in der logischen Lüge: die Inversion sucht den Schein engerer, ja engster Gedankenverbindung zu erwecken, und doch haben gewöhnlich die beiden Sätze, die so verbunden werden, inhaltlich nicht das mindeste mit einander zu thun! Darum ist auch die Inversion nur selten dadurch zu verbessern, daß man die beiden Hauptsätze in Haupt- und Nebensatz verwandelt, noch seltner dadurch, daß man Subjekt und Prädikat hinter und in die richtige Stellung bringt, sondern meist dadurch, daß man den Rat befolgt, den schon der junge Leipziger Student Goethe seiner Schwester Cornelie gab, wenn sie in ihren Briefen Inversionen geschrieben hatte: einen Punkt zu setzen, das und zu streichen und mit einem großen Anfangsbuchstaben fortzufahren.

Die Inversion ist aber auch eins der merkwürdigsten Beispiele des wunderlichen Standpunktes, den manche Sprachgelehrten heute in den Fragen über Richtigkeit und Schönheit der Sprache einnehmen. Es giebt Germanisten, die sagen: mir persönlich (!) ist die Inversion auch unsympathisch (!), aber eigentlich falsch kann man sie nicht nennen, denn sie ist doch sehr alt, sie findet sich schon im fünfzehnten Jahrhundert, und ihre große Beliebtheit giebt ihr doch ein gewisses Recht. Als ob ein Fehler dadurch schöner würde, daß er jahrhundertealt ist! Und wer hat zu entscheiden, was richtig und schön sei in der Sprache: der sprachkundige, sprachgebildete, mit feinem und lebendigem Sprachgefühl begabte Schriftsteller,

oder der Kanzlist, der Reporter und der Handlungs-reisende?

Die Stellung der persönlichen Fürwörter

Der zweite Verstoß betrifft die Stellung der persönlichen Fürwörter. Es handelt sich da wieder um eine Spracherscheinung, die unsäglich häßlich ist und doch jetzt allgemein für eine große Schönheit gehalten wird. Um die Sache deutlich zu machen, soll zunächst der häufigste und auffälligste Fall besprochen werden.

Wenn das Verbum eines Satzes ein Reflexivum ist, gleichviel ob das reflexive Verhältnis den Dativ oder den Akkusativ hat (sich entschließen, sich einbilden), so erscheint in der lebendigen Sprache das reflexive Fürwort sich stets so zeitig als möglich im Satze. In Nebensätzen wird es stets unmittelbar hinter das erste Wort gestellt, hinter das Relativum, hinter die Konjunktion u. s. w. (der sich, wo sich, wobei sich, da sich, obgleich sich, als sich, daß sich, wenn sich, wie sich, als ob sich u. s. w.); erst dann folgt das Subjekt des Satzes. Nur wenn das Subjekt selber ein persönliches Fürwort ist, geht dieses dem sich noch voran (da er sich, wenn sie sich, die es sich). In Hauptsätzen steht das sich stets unmittelbar hinter dem Verbum (hat sich, zeigt sich, wird sich finden); bei abhängigen Infinitiven steht es an der Spitze der Infinitivkonstruktion, mag das Verbum noch so reich mit Objekten, adverbiellen Bestimmungen u. dergl. bekleidet sein. Man beobachte sich selbst, man beobachte andre, wie sie reden, man wird nicht einer einzigen Abweichung von diesem Gesetze begegnen.

Nun vergleiche man damit, wie jetzt geschrieben wird, ganz allgemein geschrieben wird, und sehe, wo da das sich hingesetzt wird; die Stelle, wo es wirklich hingehört, soll jedesmal durch leere Klammern bezeichnet werden. Da heißt es in Hauptsätzen: selten hat [] eine Darstellung so rasch in der Litteratur sich eingebürgert — diese hielten [] ohne Erlaubnis

der Regierung in diesen Gegenden sich auf. — der heftige Seelenschmerz löste [] in ein krampfhaftes Schluchzen sich auf u. s. w. Beim Infinitiv: die Photographie scheint [] in Rom wirklich bis an die Grenze echter Kunst sich zu erheben — bald begannen [] Menschen in dem Walde sich anzusammeln — der Name dürfte [] auf den ganzen Gebirgszug sich beziehen — mit dieser Verteilung können [] nur diejenigen sich zufrieden erklären — man mußte [] in entsetzlichen Postkarren, von Ungeziefer halb verzehrt, unter Hunger und Durst, in jene allerschönsten Gegenden sich durcharbeiten — es ist leicht, [] diese Kenntnis sich anzueignen — das Recht, [] an der friedlichen Kulturarbeit frei sich zu beteiligen u. s. w. In Nebensätzen endlich: die Verdienste, welche [] Eure Durchlaucht um das deutsche Vaterland sich erworben haben — es ist das eine der schwierigsten Aufgaben, die [] der menschliche Geist sich stellen kann — aus dieser Lage der Dinge, die [] binnen wenigen Monaten zu einer ganz unerträglichen sich ausbildete — der geistige Zustand, in dem [] die deutsche Jugend in der Zeit der französischen Invasion sich befand — der Modegeschmack, der [] namentlich auf dem Gebiete des Romans so rasch sich ändert — die Philosophie, die [] doch nur dem an das Denken gewöhnten Höhergebildeten sich erschließt — ein Mann, der [] bei allem Eifer für die katholische Sache doch einen warmen Patriotismus sich bewahrt hatte — in Fällen, wo [] das Bedürfnis dazu sich herausstellt — der erste Akt versetzt uns in die Welt des Waldes, wo [] Roseggers Phantasie am meisten sich heimisch fühlt — die vier Verbrecher treiben allerlei Ulk, wobei [] ihre wahre Natur sich äußert — unter der Bedingung, daß er [] auf eine bestimmte Probezeit des Wilderns sich enthalte — die Gegenwart beweist, daß [] der kleine Betrieb dem Großkapital gegenüber sich nicht halten kann — der einzelne darf nicht verkennen, daß er [] unter solchen Umständen zu Nutz und Frommen seiner Mitmenschen eine Selbstbeschränkung

sich auferlegen muß — als [] fast sämtliche Klöster wieder mit den geistlichen Orden sich gefüllt hatten — es wird noch geraume Zeit vergehen, ehe [] ihr Ideal vollständig sich verwirklichen kann — seitdem [] das große, für die Kultur so folgenreiche Weltereignis der Entdeckung Amerikas durch Christoph Columbus sich begab — die Aufhebung des Gesetzes können wir nicht beklagen, da es [] im Laufe der Jahre immer mehr als unbrauchbar sich erwiesen hat — da er [] gerade jetzt in der Lage sich befindet, Zahlung leisten zu können — weil er [] diese Eigenschaften bis in sein hohes Alter sich bewahrt hat — nachdem [] die ursprüngliche Bedeutung im Sprachbewußtsein sich verdunkelt hatte — wenn er [] zuweilen zu religiösem Pathos sich erhob — wenn der Kurfürst abreist und [] auf einen seiner Landsitze sich begiebt — ich würde untröstlich sein, wenn Sie [] durch mich in Ihrer alten Ordnung sich stören ließen — wenn [] neuerdings die Unternehmer und Arbeitgeber zur Wahrung ihrer gerechten Interessen sich zusammenschließen — die Namen der Künstler sind so bezeichnet, wie sie [] auf den Blättern sich finden — wie [] die kaiserfreundliche Partei sich nannte — als ob er [] die größten Verdienste um das deutsche Vaterland sich erworben hätte u. s. w.

Wir stehen da wieder vor einer Erscheinung, die recht eigentlich in das Kapitel vom papiernen Stil gehört. Der lebendigen Sprache gänzlich fremd, stellt sie sich immer nur ein, wenn jemand die Feder in die Hand nimmt, aber auch da nicht sofort, sondern erst dann, wenn er anfängt, zu künsteln.*) Man könnte zwar meinen, es sei doch unnatürlich, das reflexive Fürwort von seinem Verbum zu trennen und so weit vor, an den Anfang des Satzes zu rücken. Aber diese

*) Tausendmal habe ich bei der Durcharbeitung von Manuskripten das sich heraufgeholt an die richtige Stelle, und niemals haben die Verfasser, wenn sie die Druckkorrektur bekamen, etwas davon gemerkt; alle haben sie drüber weggelesen, als ob sie selber so geschrieben hätten. Und hundertmal ist mir in Manuskripten der Fall begegnet, daß der Verfasser bei der ersten Niederschrift das sich an die richtige Stelle ge=

Trennung ist der Sprache offenbar etwas unwesentliches. Das wesentliche ist ihr die enge Verbindung, die erst infolge dieser Trennung eingegangen werden kann: die Verbindung mit dem voranstehenden andern Pronomen oder mit der Konjunktion (der sich, wenn sich u. s. w.) Diese Verbindung ist der lebendigen Sprache wichtiger, als die mit dem Verbum, denn durch sie wird der Satz wie mit eisernen Klammern umschlossen. Wenn ich das sich unmittelbar nach da, wo, wenn, seitdem bringe, so weiß der Hörer schon, daß am Ende des Satzes ein reflexives Verbum folgen wird, die Hälfte des Verbalbegriffs klingt ihm gleichsam schon im Ohre. Daß sich auf diese Weise der Satz fester zusammenschließt, als auf die andre, liegt doch auf der Hand. Wenn einer mit wenn oder daß anfängt, und erst nachdem er zwanzig Worte dazwischen geschoben hat, endlich mit sich begab oder sich befindet schließt, so möchte man ihn immer fragen: so viel Zeit hast du gebraucht, dich auf das Verbum zu besinnen? dich zu besinnen, daß du ein Verbum reflexivum brauchen willst? Es hat etwas ängstlich schulknabenhaftes, das sich immer erst vor dem Verbum zu bringen, es erinnert ans — Wörterbuch.

Es ist aber keineswegs bloß das sich, das jetzt in dieser Weise verstellt wird, es geschieht das mit dem reflexiven Fürwort überhaupt. Man schreibt auch: darüber gedenke ich [] später einmal in diesen Blättern mich auszulassen — wenn wir [] auch mit voller Seele an der Jubelfeier uns beteiligen — daß wir [] in unsern nationalen Lebensformen ungehindert uns entwickeln können u. s. w. Ja die Krankheit hat sich noch viel weiter verbreitet, sie hat das ganze persönliche Fürwort ergriffen. Es heißt auch: wenn auch

setzt, es aber beim Wiederdurchlesen dort ausgestrichen und dann hinten, unmittelbar vor dem Verbum, hineingeflickt hatte — niemals das umgekehrte! Damit ist doch schlagend bewiesen, daß die Voranstellung des sich das natürliche ist und das, was jedem, der unbefangen schreibt, aus der lebendigen Sprache zunächst in die Feder läuft; erst wenn das Feilen und Drechseln beginnt, dann kommt die Unnatur.

der Zar den Frieden will, so will [] doch sein Volk ihn nicht — er würde [] gewiß auch diesmal nicht ohne Not sie warten lassen — er berichtete gewissenhaft die Geschichte, wie [] sein alter Schulkamerad sie ihm erzählt hatte — auf keinem andern Gebiete findet man so erbitterte gegenseitige Verlästerung, wie [] die verschiednen stenographischen Systeme gegen einander sie ausüben — unter diesem Feldgeschrei hatte man [] in den katholisch-deutschen Ländern es dahin gebracht — es genügt uns nicht, [] bei dieser allgemeinen Schilderung seines Wesens es bewenden zu lassen — wer [] in unsern Tagen noch es wagt — wie [] der Drang seines Herzens es gebot — wenn [] die Gegner des Sozialistengesetzes es als einen Vorteil preisen — die praktische Aufgabe, die [] unsre religiöse Gefahr uns stellt — wir halten das für die einzig mögliche Erklärung, weil [] keine andre uns begreiflich ist — nun galt es, [] mit Rat und That ihnen beizustehen u. s. w. Überall dieses gequälte Aufsparen des Fürwortes bis unmittelbar vor das Verbum! In einem Roman heißt es: während die Stämme ihre kahlen Äste uns entgegenstreckten, als wollten sie mit ihren Armen unserer (!) sich erwehren. Das soll heißen: während uns die Stämme ihre kahlen Äste entgegenstreckten, als wollten sie sich unser mit ihren Armen erwehren! Ist das nicht greulich?

In jeder fremden Sprache, im Lateinischen, im Griechischen, im Französischen, im Englischen, wird gelehrt, daß, wenn in einem Satze mehrere persönliche Fürwörter vorkommen, diese nicht getrennt werden dürfen, sondern immer unmittelbar neben einander stehen, eine kleine Wortgruppe für sich bilden müssen. Aber der französische Lehrer predigt das als eine Eigentümlichkeit des Französischen, der griechische als eine Eigentümlichkeit des Griechischen, keiner weiß etwas vom andern, und keiner sieht, daß — es in unsrer Muttersprache, natürlich nur in dem lebendigen Ohrendeutsch, nicht in dem Tintendeutsch, das heute alle Welt schreibt, genau so ist, daß es sich also doch

um ein Gesetz handeln muß, das tief in der Natur der Sprache begründet ist!

Fast in allen oder in fast allen?

Der dritte Verstoß endlich betrifft die Stellung der Präpositionen. Durch alle gebildeten Sprachen geht das Gesetz, daß die Präpositionen (an, bei, nach, für, in, vor, mit u. s. w.) unmittelbar vor dem Worte stehen müssen, das sie regieren. Das ist so natürlich und selbstverständlich wie irgend etwas, es kann gar nicht anders sein. In der griechischen Grammatik spricht man von Procliticae (d. h. vorn angelehnten.*) Man versteht darunter gewisse einsilbige Wörtchen, die, weil sie eben einsilbig sind und für sich allein noch nichts bedeuten, auch keinen eignen Ton haben, sondern — wie mit magnetischer Kraft — an das Wort, das ihnen folgt, hinangezogen werden. Dazu gehören auch einige einsilbige Präpositionen. Aber auch das ist durchaus keine Eigentümlichkeit der griechischen Sprache, sondern solche Wörter giebt es in allen Sprachen, auch im Deutschen, und zu ihnen gehören auch im Deutschen die Präpositionen. Weil aber die Präpositionen solche Procliticae sind, die mit dem Worte, das von ihnen abhängt, innig verwachsen, so ist es ganz unmöglich, irgend etwas einzuschieben zwischen die Präposition und das abhängige Wort. Auch dies Gesetz geht durch alle Sprachen, denn es ist in der Natur der Präpositionen begründet.

Da ist nun neuerdings im Deutschen auch der große Logiker drüber gekommen und hat sich überlegt: fast in allen Fällen — das kann doch nicht richtig sein! das fast gehört doch nicht zu in, es gehört ja zu allen! Also muß es heißen: in fast allen Fällen. Und so wird denn wirklich seit einiger Zeit immer massenhafter geschrieben: die von fast allen Grammatikern gerügte Gewohnheit — es geht eine Bewegung durch fast sämtliche Kulturstaaten — mit fast gar

*) Der Ausdruck ist von Gottfried Hermann erfunden.

keinen Vorkenntnissen — mit nur echten Spitzen — das Stück besteht aus nur drei Szenen — wir haben es mit nur wenigen Lehrstunden zu thun — wir fuhren durch meist anmutige Gegend — die Kritik, die in meist schlechten Händen ist — es waren gegen etwa vierzig Mann — in bald einfacherer, bald prächtigerer Ausstattung — eine gedrungene Gestalt von kaum Mittelgröße — das Buch ist in wohl sämtliche europäische Sprachen übersetzt — andre Kritiker, von freilich geringerer Autorität — nach genau einem Jahrhundert — mit genau derselben Geschwindigkeit — nach längstens zwei Jahren — für wenigstens ein paar Wochen — Unterricht in wenigstens einer zweiten lebenden Sprache — die ordnungsliebendern Elemente sehen sich zu wenigstens thatsächlicher Achtung vor dem Gesetze gezwungen — fünf Präpositionen mit jedesmal verschiedner Funktion — überall ist die Technik auf annähernd gleicher Höhe — mit sozusagen absolutem Maßstabe — mit allerdings nur geringer Hoffnung auf Erfolg — Japan war mit alles in allem vier Artikeln vertreten u. s. w.

Es ist eine Barbarei, so zu schreiben. Man hat das Gefühl, als wollte einem jemand in den Ellbogen oder zwischen zwei Fingerglieder einen Holzkeil treiben, wenn man so etwas liest, ja es ist, als müßte es der Präposition selber wehthun, wenn sie in so roher Weise von dem Worte, mit dem sie doch zusammenwachsen möchte, abgerissen wird. Was ist eine Logik wert, die zu solcher Unnatur führt! Man versuche es einmal, man setze in all den angeführten Beispielen das Adverbium an die richtige Stelle, nämlich dahin, wo man es früher hinsetzte, vor die Präposition: meist durch anmutige Gegend — kaum von Mittelgröße — wohl in sämtliche Sprachen — wenigstens für ein paar Wochen — annähernd auf gleicher Höhe u. s. w., empfindet wohl jemand die geringste logische Störung?*)

*) Tausendmal habe ich in Manuskripten auch diese häßliche Wortstellung beseitigt, und niemals haben die Verfasser, wenn sie ihre Druckkorrektur erhielten, von der Änderung etwas gemerkt, immer haben sie

Nur die Adverbia, die zur Steigerung der Adjektiva dienen; so, sehr, viel, weit, stehen hinter der Präposition: mit so großem Erfolg — in sehr vielen Fällen — mit viel geringern Mitteln — nach weit gründlichern Vorbereitungen u. s. w. Bei allen Adverbien aber, die den Adjektivbegriff einschränken, herabsetzen oder sonstwie bestimmen, ist die Stellung hinter der Präposition ganz unerträglich.

Zwei Präpositionen neben einander

Doppelt greulich wird das Wegzerre der Präposition von dem abhängigen Worte dann, wenn das Einschiebsel nicht ein einfaches Adverbium, sondern ein Satzglied ist, das selber wieder aus einer Präposition und einem davon abhängigen Worte besteht; dann entsteht der Fall, daß zwei Präpositionen unmittelbar neben einander geraten — für jedes feinere Gefühl eine der beleidigendsten Spracherscheinungen. Und doch wird auch so jetzt massenhaft geschrieben! Da heißt es: in über vierzig Städten — in im Ratsdepositorium befindlichen Dokumenten — durch vom Kriege unberührtes Land — durch von beiden Teilen erwählte Schiedsrichter — durch für ein weiches Gemüt empfindlichen Tadel — mit vor Freude strahlendem Gesicht — mit in Thränen erstickender Stimme — mit auf die Wand aufgelegtem Papier — mit für die Umgebung störendem Geräusch — mit nach außen kräftigen Institutionen — mit über die ganze Provinz verteilten Zweigvereinen — mit mit schwarzem Krepp umwundnen Fahnen — das Sammeln von an sich wertlosen Dingen — die Frucht von durch Jahrtausende fortgesetzten Erfahrungen — eine große Anzahl von in einzelnen Fächern weiter ausgebildeten jungen

ohne Anstoß drüber weggelesen, also offenbar geglaubt, sie hätten selber so geschrieben! Nun, wenn es wirklich ein so starkes logisches Bedürfnis wäre, das Adverb einzuschieben, so hätte doch einmal einer Anstoß nehmen und seine ursprüngliche Fassung wieder herstellen müssen! Das ist aber nie geschehen, und es ist deshalb nie geschehen, weil das Voranstellen des Adverbs das natürliche und selbstverständliche ist.

Männern u. s. w. Man kann diesen Zusammenstoß sehr leicht vermeiden und auf die verschiedenste Weise; entweder durch einen Nebensatz: durch Land, das vom Kriege noch unberührt geblieben war — oder durch einen Genetiv: das Sammeln an sich wertloser Dinge — oder durch eine Wendung, die dasselbe sagt wie die Präposition: in mehr als vierzig Städten (statt in über) oder durch ein zusammengesetztes Wort: mit freudestrahlendem Gesicht u. s. w. Aber alle diese Mittel werden verschmäht, lieber versetzt man dem Leser den stilistischen Rippenstoß, unmittelbar hinter einer Präposition noch eine zweite zu bringen!

Zur Interpunktion

Eine feine und schwierige Kunst ist es, gut zu interpungiren. Hier können nur einige Winke darüber gegeben werden.

Die Interpunktion verfolgt zwei verschiedne Zwecke: erstens die Satzgliederung zu unterstützen und die Übersicht über den Satzbau zu erleichtern, zweitens die Pausen und die Betonung der lebendigen Sprache in der Schrift auszudrücken. Sehr oft fallen beide Zwecke zusammen, aber nicht immer. Wenn z. B. geschrieben wird: die Berliner Künstler haben den französischen Bildern stets die besten Plätze eingeräumt und, wenn diese nicht reichten, andre Räume gemietet — oder: wer die Tagespresse kritiklos liest und, ohne es zu wissen und zu wollen, die dargebotnen Anschauungen in sich aufnimmt — so schließt sich die Interpunktion genau dem Satzbau an, steht aber in auffälligem Widerspruch zur lebendigen Sprache: niemand wird bis zu und sprechen und hinter und eine Pause machen, jeder wird vor und abbrechen. Es ist also keine Frage, daß es sich hier empfiehlt, das Komma lieber vor und zu setzen — gegen den Satzbau.

Dem ersten Zwecke dienen nun vor allem die drei üblichen Zeichen: Punkt, Semikolon (;) und Komma. Über die Bedeutung von Punkt und Komma besteht kein Zweifel; sie werden im allgemeinen auch richtig angewendet. Der Punkt schließt ab, das Komma gliedert;

geschrieben hat, wogegen das Komma nicht fehlen dürfte, wenn er nur zwei Dramen geschrieben hätte, ein der modernen und ein der klassischen Richtung angehöriges. Grundfalsch aber ist, was man so oft auf Buchtiteln lesen muß: zweite verbesserte Auflage, denn damit wäre gesagt, daß das Buch zwei verbesserte Auflagen erlebt habe, und dies hier sei die zweite davon, im ganzen also mindestens die dritte; die Buchhändler wollen aber doch sagen, es sei die zweite, und zwar sei diese gegen die erste verbessert.*)

Wenn zwei Hauptsätze durch und verbunden werden, so gilt im allgemeinen die sehr verständige Regel, daß vor und ein Komma stehen müsse, wenn hinter und ein neues Subjekt folgt, dagegen das Komma wegbleiben müsse, wenn das Subjekt dasselbe bleibt. Natürlich ist dabei unter Subjekt grammatisches Subjekt zu verstehen, nicht logisches. Seinem Begriffe nach mag das zweite Subjekt dasselbe sein wie das erste; sowie es grammatisch durch ein Fürwort (er, dieser) erneuert wird, darf auch das Komma nicht fehlen. Wenn zwei Nebensätze durch und verbunden werden, ist das Komma überflüssig; noch weniger wird es natürlich jemand setzen, wo und nur zwei Wörter verbindet. Dennoch sind Ausnahmefälle denkbar, z. B. er welkt, und blüht nicht mehr — in Leipzig, wo man so viel, und so viel gute Musik hören kann. Er blüht und duftet nicht mehr — da wäre das Komma überflüssig. In solchen Fällen tritt der zweite Zweck der Interpunktion, die Pausen und die Betonung der lebendigen Sprache auszudrücken, selbst abweichend von dem ersten, die Gliederung des Satzbaues zu unterstützen, in seine Rechte.

---

*) Falsch ist auch, was man in allen antiquarischen Bücherverzeichnissen lesen muß: erste, seltne Ausgabe. Es klingt das, als ob es von dem Buche mehrere seltne Ausgaben gäbe, und dies hier die erste davon wäre. Die Antiquare wollen aber sagen, es sei überhaupt die erste Ausgabe des Buches, und diese sei selten. Das kann nur heißen seltne erste Ausgabe. Das Komma, das die Antiquare hinzusetzen, macht die Sache nicht besser, der Fehler liegt in der falschen Wortstellung. Erste Ausgabe ist ein Begriff, der nicht getrennt werden darf (= Originalausgabe). Vgl. der letzte schwere Tag (z. B. einer Examenwoche) und der schwere letzte Tag (der Todestag).

Auch vor einem Infinitiv mit zu gilt wohl allgemein die Regel, ein Komma zu setzen. Manche lassen es zwar hier grundsätzlich weg, namentlich wenn der Infinitiv ganz unbekleidet ist; sie halten es für überflüssig, ein so kurzes, nur aus zwei Wörtern bestehendes Glied durch ein besondres Zeichen abzutrennen. Es empfiehlt sich aber doch, es überall zu setzen, da sonst leicht Zweifel und Mißverständnisse entstehen können. Wenn jemand schreibt: es ist schwer zu verstehen — so kann der Sinn nur sein: es ist zu verstehen, aber schwer — und wenn geschrieben wird: ohne den Genuß zu empfinden, so kann Genuß nur als Objekt zu empfinden aufgefaßt werden. Wenn es aber heißen soll: es bereitet Schwierigkeiten, es zu verstehen — ohne den Genuß, der darin besteht, daß man empfindet u. s. w.? Dies kann nur durch ein Komma deutlich gemacht werden. Aber auch in einem Satze wie: die ultramontane Presse verstand es bald allerlei Mißverständnisse aufzufinden — entsteht der Zweifel: wozu gehört bald? zu verstehen oder zu auffinden? Ein Komma hebt den Zweifel.

Nur in einem Falle ist es nicht nur überflüssig, sondern geradezu störend, vor den Infinitiv mit zu ein Komma zu setzen, nämlich dann, wenn der Infinitiv ein Objekt bei sich hat und dieses Objekt vor dem regierenden Verbum steht, von dem der Infinitiv abhängt, z. B. diesen Gedanken könnte man versucht sein, mit Wallenstein herzlich dumm zu nennen. Diesen Gedanken könnte man versucht sein — das ist doch nur ein Satzbruchstück ohne allen Sinn, was soll da das Komma? Es ist aber auch durch die lebendige Sprache hier nicht gerechtfertigt, denn niemand wird hinter versucht sein im Sprechen anhalten, alles drängt zu dem Infinitiv hin, der erst das Objekt verständlich macht, das vorläufig noch in der Luft schwebt. Derselbe Fall liegt stets vor, wenn das Objekt ein relatives Fürwort ist. Es empfiehlt sich also, ohne Komma zu schreiben: bares Geld gelang es ihm nicht sich anzueignen — thatsächliche Irrtümer dürfte es schwer sein in dem bändereichen Werke aufzustöbern — ich gebe dir keinen

Rat, den ich nicht bereit wäre selber zu befolgen — die Anforderungen, die wir uns gewöhnt haben an eine solche Ausgabe zu stellen — der Wust von Aberglauben, den der Vorgänger sich rühmte ausgefegt zu haben — den Unterschied, den der Offizier gewohnt ist zwischen seiner Stellung als solcher und der als Gentleman zu machen.

Unbegreiflich ist es, daß man die beiden grundverschiednen ja, die es giebt, das beteuernde und das steigernde, fast nie richtig unterschieden findet, und doch sind sie durch die Interpunktion so leicht zu unterscheiden. Nur hinter das beteuernde ja gehört ein Komma, denn nur hinter diesem wird beim Sprechen eine Pause gemacht: ja, es war ein herrlicher Morgen; das steigernde ja dagegen wird mit dem folgenden Worte in eins verschmolzen: sie duldete diese Mißhandlungen, ja sie schien sie zu verlangen — was soll da ein Komma? Ebenso verkehrt ist es, ein doppeltes ja (ja ja) und ein doppeltes nein (nein nein) durch Kommata zu trennen, wie man es fast immer gedruckt lesen muß. Man spricht doch nicht ja (Pause), ja, sondern jajjah, als ob es nur ein Wort wäre.

Ganz verkehrt wird von vielen jetzt das Kolon (:) angewandt: sie setzen es überall statt des Semikolons (;) und stören damit den, der die Bedeutung der Satzzeichen kennt, auf die ärgerlichste Weise. Das Semikolon schließt ab, wie der Punkt; das Kolon schließt — auf, es hat vorbereitenden, spannungerweckenden, aussichteröffnenden Sinn, ein gut gesetztes Kolon wirkt, wie wenn ein Vorhang weggezogen wird. Daher steht es vor allem vor jeder direkten Rede (vor die indirekte gehört das Komma!); es ist aber auch überall am Platze, wo es so viel bedeutet wie nämlich, z. B.: der Verfasser hat mehr gethan, als diesen Wunsch erfüllt: er hat die Aufsätze vielfach erweitert und ergänzt — oder dazu dient, die Folgen, das Ergebnis, das erwartete oder unerwartete Ergebnis des vorhergeschilderten einzuleiten, z. B.: wir baten, flehten, schmollten: er blieb ungerührt und sprach von etwas anderm.

Geschmacklos ist es, die der Betonung dienenden Zeichen, das Fragezeichen und das Ausrufezeichen, zu verdoppeln, zu verdreifachen oder mit einander zu verbinden: ??, !!!, ?! Dergleichen schreit den Leser förmlich an, und das darf man sich doch verbitten. Eine Abgeschmacktheit ohne gleichen aber ist es, halbe oder ganze Zeilen mit Punkten oder Gedankenstrichen zu füllen, wie es unsre Romanschreiber und Feuilletonisten jetzt lieben. Es soll das geistreich aussehen, den Schein erwecken, als ob der Verfasser vor Gedanken oder Bildern beinahe platzte, sie gar nicht alle aussprechen oder ausführen könnte, sondern dem Leser sich auszumalen überlassen müßte. Meist ist es aber Wind; wer was zu sagen hat, der sagt es schon.

Fließender Stil

Man spricht so viel von fließendem Stil, beneidet wohl auch den und jenen um seinen fließenden Stil. Ist das Sache der Begabung, oder ist es etwas erlernbares?

Zum Teil beruht das, was man fließenden Stil nennt, unzweifelhaft auf der Klarheit des Denkens und der Folgerichtigkeit der Gedankenentwicklung, zum Teil auch auf dem Rhythmus — es wird viel zu viel stumm geschrieben, während man doch nichts drucken lassen sollte, was man sich nicht selber laut vorgelesen hat!*) — zum größten Teil aber beruht es auf gewissen technischen Handgriffen beim Satzbau — Handwerksvortelchen könnte man sagen —, die man eben kennen muß, um sie anwenden zu können. Unbewußt und unwillkürlich wendet sie niemand an. Es giebt allerdings auch einen fließenden Naturburschenstil, der den

---

*) Manche lieben es, Bedingungssätze statt mit wenn mit dem Verbum anzufangen, z. B. ein gewissenhafter Mann darf, will er seinen Ruf nicht gefährden u. s. w. Wer laut schreibt, wird so etwas nie schreiben. Die beiden Verba darf und will platzen ja auf einander wie ein paar Lokomotiven. Schreibt man: wenn er seinen Ruf nicht gefährden will — so mündet der Nebensatz ein wie ein Nebenflüßchen, das den Fluß des Hauptsatzes beschleunigt.

Leser bisweilen eine halbe Seite lang täuschen kann; dann kommt aber plötzlich ein Satz, der deutlich verrät, daß der Verfasser nur zufällig, nicht mit Bewußtsein fließend geschrieben hat.

Den angenehmen Eindruck, daß jemand fließend schreibe, hat man dann, wenn beim Lesen die geistige Auffassung, das Verständnis des geschriebnen immer gleichen Schritt hält mit der sinnlichen Auffassung, die durch das Auge vor sich geht. Ist das nicht der Fall, ist man öfter genötigt, stehen zu bleiben, mit den Augen wieder zurückzugehen, einen ganzen Satz, einen halben Satz oder auch nur ein paar Worte noch einmal zu lesen, weil man sieht, daß man das gelesene falsch verstanden hat, so spricht man von holprigem oder höckrigem Stil. Solch ärgerliches Mißverständnis aber kann die mannigfachsten Ursachen haben. Wer diese Ursachen zu vermeiden weiß, wer den Leser jederzeit zwingt, gleich beim ersten Lesen richtig zu verstehen, der schreibt einen fließenden Stil. Im folgenden sollen einige der Hauptursachen eines holprigen, mit andern Worten: einige der Haupthindernisse eines fließenden Stils zusammengestellt werden.

Zu diesen Hindernissen gehört vor allem die leider in unsrer Sprache weitverbreitete, ungemein beliebte und doch das Verständnis, namentlich dem Ausländer, aber auch dem Deutschen selbst überaus erschwerende Unsitte, (so, wie es hier soeben geschehen ist!) zwischen den Artikel und das zugehörige Hauptwort langatmige Attribute einzuschieben, statt den Inhalt dieser Attribute in Nebensätzen nachzubringen. Dergleichen Verbindungen sind geradezu eine Qual für den Leser. Man sieht einen Artikel: die. Dann folgt eine ganze Reihe von Bestimmungen, von denen man zunächst gar nicht erfährt, worauf sie sich beziehen: verbreitete, beliebte, erschwerende. Endlich kommt das erlösende Hauptwort: Unsitte! Während also das Auge weiter gleitet, weiter irrt, wird unmittelbar hinter dem Artikel der Strom der geistigen Auffassung unterbrochen, es entsteht eine Lücke, und der Strom schließt sich erst wieder, wenn endlich das Hauptwort kommt. Dann ist es aber zu spät, man

hat die Übersicht über das eingeschobne längst verloren, muß wieder umkehren und das ganze noch einmal lesen. Eine solche Unterbrechung tritt zwar bei jedem eingeschobnen Attribut ein, aber bei kurzen Attributen doch in so verschwindend kleinem Maße, daß man sie gar nicht fühlt. Je länger das Attribut ist, desto empfindlicher und störender wird die Lücke. Nur der gute Stilist hat ein richtiges und feines Gefühl dafür, was er dem Leser in dieser Beziehung zumuten kann. Im Zweifelsfall sind Nebensätze immer vorzuziehen.*)

Das zweite Haupthindernis eines fließenden Stils ist schon früher besprochen worden und soll hier nur noch einmal nachdrücklich hervorgehoben werden: es ist der unvorsichtige Gebrauch der Fürwörter (vgl. S. 223).

Eine dritte Unsitte, die das Verständnis alles deutschgeschriebnen namentlich in neuerer Zeit in der peinlichsten Weise erschwert, besteht darin, daß man das Hauptsinnwort des Satzes, das Verbum, immer zum Substantiv macht, entweder zu einem wirklichen Substantiv oder zu einem substantivirten Infinitiv. Auch auf diese schlimme Neigung und einige ihrer schlimmen Folgen ist schon früher gelegentlich hingewiesen worden, aber auch an sie mag hier nochmals erinnert werden. Unser Amts- und Zeitungsstil schreibt gar nicht mehr anders, als: trotz der seitens des Vorsitzenden des Gerichts erfolgten *Ablehnung* des Antrags des Angeklagten auf *Vorladung* des Kellners u. s. w. Da muß man doch förmlich studiren, um dahinterzukommen, was gemeint ist! Wie leicht verständlich wird alles, wenn man schreibt: obgleich der Vorsitzende des Gerichts den Antrag des Angeklagten *ablehnte*, den Kellner *vorzuladen*. Zu den schon früher erwähnten Nachteilen, die diese Unsitte zur Folge hat (vgl. S. 80, 215 und 250), zeigt sich hier ein weiterer: sie bringt den schreibenden fortwährend in die unangenehme Lage, einen Genetiv

*) Zu den Schriftstellern, die keine Ahnung davon haben, welche unausgesetzte Quälerei sie dem Leser durch solche eingeschachtelte lange Attribute bereiten, gehört namentlich ein bekannter „Goetheforscher.“ Er genießt aber dafür auch die Auszeichnung, daß man diese häßliche Angewohnheit auf seinen Namen getauft hat.

an einen andern Genetiv hängen zu müssen: des Vorsitzenden des Gerichtes — des Antrags des Angeklagten. Aus dieser Lage befreit man sich sofort, wenn man das Verbum gebraucht. Das Verbum erhält den ganzen Satzbau geschmeidig und flüssig, man kann es in der mannichfachsten Weise bekleiden und ergänzen, ohne daß der Satz beschwert würde; sowie man dagegen den Verbalbegriff substantivirt, entstehen nicht nur so häßliche Bildungen, wie: Inangriffnahme, Inanspruchnahme, Beiseiteschiebung, Zugänglichmachung, Zurannahmebringung, sondern man verlegt sich auch selbst den Weg, versitzt sich den Satzbau und muß dann zu Hilfsmitteln wie dem garstigen seitens seine Zuflucht nehmen, und adverbielle Bestimmungen geraten stets in die Gefahr, falsch bezogen zu werden, wie in folgenden Sätzen: man verzichtete auf die Beantwortung einer Thronrede durch eine Adresse (statt: durch eine Adresse zu beantworten) — K. wurde der Körperverletzung mittels eines schweren Werkzeuges angeklagt (statt: mittels eines schweren Werkzeuges verletzt zu haben) — ein Expedient wurde wegen Unterschlagung von 750 Mark zum Nachteil seines Prinzipals verhaftet (statt: weil er zum Nachteil seines Prinzipals unterschlagen hatte) — die Fischerinnung hat das Befahren der Flüsse innerhalb der Flur Leipzigs mit Boten und Kähnen verboten (statt: mit Boten und Kähnen zu befahren.) Eine adverbielle Bestimmung gehört, wie schon ihr Name sagt, stets zum Verbum; wird dieses Verbum substantivirt, so flüchtet sie sich eben zu einem andern Verbum, und — der Unsinn ist fertig. Namentlich in unsrer Gesetz- und Verordnungssprache spielt dieser Fehler eine große Rolle; tausende von Bekanntmachungen, Verordnungen, Warnungen, Verboten fangen gleich mit dem substantivirten Infinitiv an und quälen dann sich und die Leser mit allem, was darauf folgt.

Ein vierter, unendlich häufiger Fehler, aus dem das gerade Gegenteil eines fließenden Stils entspringt, besteht darin, daß ein casus obliquus eines Hauptworts so im Satze gestellt wird, daß er beim ersten Lesen entweder

nicht erkannt wird oder falsch bezogen werden muß. Sehr gewöhnlich ist es z. B., daß ein Satz mit einem Akkusativ angefangen wird, der, weil er ein Femininum, ein Neutrum oder ein Plural ist, nicht eher als Akkusativ erkannt wird, als bis — oft ziemlich spät — das Verbum folgt; bis dahin hält ihn jeder Leser für den Nominativ, also für das Subjekt des Satzes, z. B.: *die Pflege* und Wartung des jüngsten Kindes *besorgt* die Hausfrau selbst — *eine volle Lebenskraft* und Elastizität besitzende Natur — wenn *das vorhandne Gleichgewicht störende* Verschiebungen eintreten sollten. Aber auch zahlreiche andre Fälle kommen vor, wie folgende Beispiele zeigen (das Mißverständnis, in das jeder Leser zunächst verfällt, mag durch den Druck hervorgehoben werden): in *einem Ende November* 1862 an das Ministerium gerichteten Schreiben — das nationale Gefühl ist *durch Jahrhunderte* lange Trennung geschwächt — die Sozialdemokratie besteht noch *in dem Staate* gefahrdrohender Weise — mit Rücksicht *auf die Befähigten* zu erteilende Ausbildung für die Oper — es handelt sich um *eine sehr weite* Kreise interessirende Angelegenheit — der Anteil an dem durch die Thätigkeit *aller Erzielten* — wegen Schenkung eines Bauplatzes mit dem Rat in Unterhandlung zu treten, oder die Schenkung *eines solchen Namens* des Vereins anzunehmen u. s. w. In allen diesen Sätzen verbindet man im ersten Augenblicke falsch; im nächsten Augenblicke sieht man natürlich die richtige Verbindung, aber seinen Stoß hat man doch weg.

Seitenlang könnten hier Beispiele der verschiedensten Art aufgezählt werden, die alle auf das eine hinauslaufen, daß der Leser beim ersten Lesen falsch versteht, an einer gewissen Stelle merkt, daß er falsch verstanden hat, deshalb umkehren und das gelesene gleichsam umdenken muß. Auch wenn geschrieben wird: diese Urkunden *ändern* das Bild, das man sich von jenen Sekten und von der zu ihrer Vertilgung eingesetzten Inquisition gemacht hatte, *nicht wesentlich* —, liegt derselbe Fehler vor. Daß die Urkunden das Bild *nicht*

Inquisition gemacht hatte, nicht wesentlich —, liegt derselbe Fehler vor. Daß die Urkunden das Bild nicht wesentlich ändern, erfährt der Leser viel zu spät; bis dahin hat er glauben müssen, sie änderten es.

Abzuhelfen ist diesen Anstößen, wie man sieht, auf die verschiedenste Weise, aber immer sehr leicht: durch einen Nebensatz, durch bessere Wortstellung, durch bessere Orthographie u. s. w.; ein einigermaßen denkender Schriftsteller wird sich überall schnell zu helfen wissen, sobald er nur — den Anstoß bemerkt. Aber das ist eben das schlimme, daß der Schriftsteller selbst gewöhnlich solche Anstöße nicht bemerkt, nur der Leser bemerkt sie. Wie dem abzuhelfen sei? Vor allem dadurch, daß man sich bei dem Lesen dessen, was andre geschrieben haben, überall da, wo man hängen geblieben ist, sorgfältig darüber Rechenschaft giebt, warum man hängen geblieben ist, und dann dergleichen vermeidet. Man kann es darin bei einigem guten Willen sehr bald zu einer gewissen Fertigkeit bringen. Ein andres, sehr einfaches Mittel ist, daß man nichts naß in die Druckerei giebt, sondern alles, was man geschrieben hat, wenn auch nicht nonum in annum, so doch einige Wochen lang beiseite legt und dann aufs neue vornimmt. In dieser Zwischenzeit ist es einem gewöhnlich so fremd geworden, daß man von all den Anstößen, die jeden andern Leser verletzen würden, selbst verletzt wird, sie also noch rechtzeitig beseitigen kann.

Auf jeden Fall sollte jeder Schriftsteller folgende stilistischen Haus- und Lebensregeln beobachten: 1. schreibe Verba, nicht Substantiva! 2. schreibe Substantiva, nicht Pronomina! 3. schachtle nicht, sondern schreibe Nebensätze! 4. schreibe laut! schreibe nicht immer bloß für die Augen, sondern vor allem für die Ohren!

Inhaltsverzeichnis

Die zehn Bände Goethe enthalten die vollständige Sammlung der Gedichte; die epischen Dichtungen (Hermann und Dorothea und Reineke Fuchs); die Sprüche in Reimen und Prosa; den Faust; die Dramen in Versen (Iphigenie, Tasso, die natürliche Tochter, Prometheus, Elpenor, die Laune des Verliebten, die Mitschuldigen, Erwin und Elmire, Claudine von Villa Bella); die Dramen in Prosa (Götz von Berlichingen, Clavigo, Stella, die Geschwister, Egmont, der Groß-Kophta, der Bürgergeneral); die drei Romane (die Leiden des jungen Werthers, die Wahlverwandtschaften und Wilhelm Meisters Lehrjahre) und die Novellen; die zwanzig Bücher: Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit, denen sich die Campagne in Frankreich und die Belagerung von Mainz anschließen, endlich die Italienische Reise, somit alle im engsten Sinne zugleich klassisch und volkstümlich gewordenen, allen Lesern ohne Erläuterungen und Kommentare zugänglichen Schöpfungen Goethes, das, was jeder gebildete Deutsche nicht nur einmal gelesen haben sollte, sondern genau kennen und immer wieder von neuem genießen müßte.

Beide Ausgaben entsprechen durchaus dem Bedürfnis des großen Publikums, das schon bisher aus den sämtlichen Werken der Dichter eben das auszuwählen, zu bevorzugen und mit innerem Anteil aufzunehmen pflegte, was hier vereinigt worden ist.

Als ein besonders wertvolles Hausbuch aus demselben Verlage tritt zu diesen Anthologien und Klassikerausgaben noch eins, das hier denen, die in gesunder und herzerquickender Lektüre Freude und Genuß suchen, noch besonders empfohlen sei, ein Familienbuch, wie es kein zweites giebt:

Aus unsern vier Wänden

von Rudolf Reichenau.

(Zweite Auflage der Gesamtausgabe.) 44 Bogen eleg. broschirt 4.50 M, schön in Leinwand gebunden 5.50 M.

Das Vorwort sagt über dies Buch: Der Verleger, der diese neue Ausgabe für den Druck durchgesehen hat, kann dem ihm lieben Buche keine bessern Geleitsworte mitgeben, als die, die sein nun auch heimgegangner alter Freund Julian Schmidt dem verstorbnen Verfasser nachrief. Sie standen in der Nationalzeitung und lauteten:

„Gestern, am 17. Dezember 1879 starb hier nach nicht langem Krankenlager mein alter lieber Freund und Landsmann Rudolf Reichenau. Einem großen Teil der Leser wird er bekannt sein als Verfasser des liebenswürdigen Buchs „Aus unsern vier Wänden," dessen erster Band vor zwanzig Jahren, der letzte ein Jahr vor seinem Tode erschien. Ich habe über das Buch mehrfach geschrieben, zuletzt in meinen „Porträts"; ich will hier nicht weiter darauf zurückkommen. Nach meiner Überzeugung gehört es zu den besten Familienbüchern, die wir besitzen, so recht dazu geeignet, abends „in unsern vier Wänden" vorgelesen zu werden.

Reichenau, der das Kinderleben so reizend zu schildern wußte wie kaum ein andrer Dichter, war selber unverheiratet. Freilich war er vielfacher Onkel und hat seine Bilder nicht aus dem Handgelenk gemalt. Er war am 12. Mai 1817 in Marienwerder geboren. Wir haben zusammen die ganze Schulzeit durchgemacht und uns auch später immer wieder gefunden. Eine Krankheit, die ihn schon in der Jugend befiel, wozu auch wohl etwas Hypochondrie kam, veranlaßte ihn, den Justizdienst zu quittiren; ich glaube, er war erst fünfundzwanzig Jahre alt. Seitdem lebte er als Privatmann, die letzten zwanzig Jahre in Berlin im Kreise seiner Verwandten und weniger Freunde; die Sommermonate pflegte er auf dem Rigi zuzubringen. Er war ein leidenschaftlicher Naturfreund und verstand das Bescheidene in der Natur zu würdigen, wie das Große. Fast ohne Übertreibung kann man sagen, daß ihm jeder Baum im Tiergarten persönlich bekannt und wert war.

Er war einer der reinsten und besten Menschen, die mir vorgekommen sind, nie hat etwas Gemeines oder Unedles ihn berühren dürfen. Scheu im Umgang mit Menschen und fast als Einsiedler le[illegible] er sich doch über alles, was die Zeit bewegte, gründlich zu un[illegible] [illegible]olitik war er nicht näher getreten, aber für alle Zweige der [illegible] entschiedenste Verständnis. Ich konnte mir keinen bessern Hörer [illegible] [illegible]s will viel sagen.

Zum Motto seines letzten Bandes [illegible] Spruch aus Hippels „Lebensläufen": Das Erste und Letzte vom [illegible] ist das Beste. Es liegt in dem Spruch mehr als man bei flüchtiger A[illegible]merksamkeit daraus lesen möchte, und regt uns um so mehr zum Nachdenken [illegible], wenn einer nach dem andern von unsern Altersgenossen hingeht." —

Möge das Buch sich zu seinen alten Freunden viele neue erwerben. Mir selbst ist es eine Freude, es neu aufzulegen, und ich hoffe, daß es noch manchem Herzen Freude und Erquickung bringen wird. Erquickung, die so weniges von dem, was alljährlich unsern Büchermarkt überschwemmt, zu bieten vermag. Ich denke, es wird noch Leser finden, die sich an der echt deutschen Art erbauen und ergetzen werden, die sich so schön in diesen Blättern spiegelt in ihrer frischen Heiterkeit, ihrem traulichen Behagen und ihrer stillen und sinnigen Weise. Und ich meine, gerade in dieser Zeit der „Realität," die auch in der Litteratur sich zum Unsegen unsers Volks breit macht, — der „Realität," an der nichts wirklich zu sein pflegt als der Schmutz, mit dem sie sich befaßt —; in dieser Zeit, die überhaupt in so vielem einen krankhaften Zug trägt bei ihrer ruhelosen Jagd nach materiellen Gütern oder unter der Last der Sorge um diese und in ihrer Lockerung alter Sitte, ist es gut, ein Bild zu zeigen, das erkennen läßt, wie man auch in engen und bescheidenen Grenzen Glück und Genügen finden kann — besser, als das ist, wonach unsre moderne Gesellschaft zu haschen pflegt. Dahin, wo allein wahres Glück zu finden ist, sollen diese Bilder den Blick lenken: in die Reinheit deutschen Familienlebens; möge das Buch fortwirken, uns die Erkenntnis zu erhalten, was wir daran haben.

